UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01160078 0

JEREMIAS GOTTHELF

⟨ALBERT BITZIUS⟩

Sämtliche Werke in 24 Bänden

In Verbindung mit der Familie Bitzius

und mit Unterstützung des Kantons Bern

herausgegeben von

Rudolf Hunziker und

Hans Bloesch

·1·9·3·1·

IM EUGEN RENTSCH VERLAG

ERLENBACH-ZÜRICH

B6246

JEREMIAS GOTTHELF

⟨ALBERT BITZIUS⟩

DREIUNDZWANZIGSTER BAND

bearbeitet von

Rudolf Hunziker und

Hans Bloesch

Kalendergeschichten

Erster Teil

335065
19. 1. 37.

· 1 · 9 · 3 · 1 ·

IM EUGEN RENTSCH VERLAG
ERLENBACH-ZÜRICH

Druck von Benteli, Bern-Bümpliz

PT
1819
B6
1911
Bd. 23

Neuer Berner Kalender

für das Jahr 1840.

Ein nützliches Handbuch
zur Unterhaltung und Belehrung.

Seltsamer Trost.

Dem Kirchhof zu wallte ein schwarzer Leichenzug, und vor demselben her wankte ein schluchzender Sohn. Man trug einen Vater zu Grabe, der nicht nur gewohnt hatte in seinem steinernen oder hölzernen Hause, sondern auch in seiner Kinder Herzen. Und an des Grabes Rand stand bebend der arme Sohn und konnte von dem schwarzen Gehäuse, das den geschiedenen Vater barg, nicht wenden das tränenvolle Auge.

Da trat aus der schwarzen Menge einer hervor, der den Schalk mit sich trug unter jedem Kleide, unterm Tanzrock wie unter dem schwarzen Mantel, der den Schalk mitnahm ins Wirtshaus und ins Gotteshaus, zu Hochzeitfreuden wie zu gebrochenen Herzen. Und jetzt trug er ihn zu dem jammernden Sohne, trat zu ihm an des Grabes Rand und sprach: „Briegg doch nit so und tröst dih! Dâ chunnt ume!" Das war kaltes Wasser, ins heiße kindliche Herz gegossen, und auf den Gesichtern der Umstehenden zuckte es wie Funken, die der Witz aus den Gemütern schlägt, aber auch wie Ärgernis und Unwillen. Es schien aber auch ein gräßlicher Spaß, dem Kinde an seines Vaters Grabe zu sagen: „Um den hast du nicht Ursache zu weinen, den wirst du noch genug sehen, denn Ruhe wird er nicht haben im Grab, er wird wiederkommen." Und von wem glaubt man, daß er wiederkomme?

Und doch hatte der Mann ein unendlich wichtig Wort gesprochen, das an jedes Grabes Rand jeder Begleiter vernehmen sollte, damit er wüßte, auch aus seinem Grabe herauf werde einst die Verheißung kommen: „Dâ chunnt ume!"

Ja, Leute, sämtlich kommen wir wieder in Liebe und Ehre, in Fluch und Schmach.

Du, Mutter, die du fromm vor deinen Kindern hergegangen, in Zucht zur Arbeit und zur Reinlichkeit, zur Genügsamkeit, zur

Treue gegen Gott sie auferzogen, du kommst in Ehre und Liebe alle Tage wieder in deiner Kinder Herzen, und, wo ihnen eine Freude, eine Ehre wird im Leben, da bist du vor ihnen, und vor dir knieen sie, sprechend: „Ach Mutter, das haben wir dir zu danken!"

Du, Mutter, die du eine Schlampe warst oder eine Tyrannin, eine Verführerin deiner Kinder in Tat oder Wort — und mehr Kinder werden durch die eigenen Mütter verführt, als man glaubt — die du dem wahren Gott keinen Thron in den Herzen der Kinder auferbaut hast, du mußt wiederkommen jahre-, jahrelang in Fluch und Schmach. Wenn deinen Kindern das Dornenfeld aufwächst, wenn die Sünde sie schlägt, wenn Not und Schande kommt, Leid und Weh, siehe, da mußt du wiederkommen, da stehst du vor ihnen, und sie ballen die Hände und sagen: „O Mutter, das haben wir dir zu verdanken!" Und, wo die Leute deine Kinder sehen, da erscheinst du ihnen, und sie sagen: „Es isch sih nume z'verwundere, daß si nit no schlächter sy, si hei e bsungerbar e schlächti Muetter gha, die het nüt vo drReligion gwüßt, u was Fride isch, me het se i ker Chilche gseh."

Ja und jeder Vater muß wiederkommen, muß oft tagelang vor seinen Kindern stehen in Ehre und Liebe oder in Fluch und Schmach.

Doch nicht bald kommt jemand länger und häufiger wieder als Lehrer oder Pfarrer in Liebe und Ehre, in Fluch und Schmach. Kein Mensch vergißt seine Lehrer, und wenn er alle vergäße, so vergäße er den doch nicht, der zum heiligen Abendmahl ihn unterwiesen hat. In Liebe oder Fluch leben die Lehrer in den Herzen fort. In Ehre oder Schmach müssen sie alle Tage wieder erscheinen vor ihren Schülern und manchmal in der gleichen Stunde im Oberland und im Niederland. Oh, es ist schön, noch von alten Mütterchen ihre Lehrer vorrufen zu hören und mit immer größerer, jugendlicherer Wärme, je größer der Lehrer Treue war, je inniger sie sich in ihrer Kinder Herzen hineingelebt hatten! Es hat mancher Lehrer viel entbehrt in seinem Leben und ist einsam ge-

ſtorben, er ſah vielleicht kein feuchtes Auge um ihn; mit feuchten Augen ſeufzte er, daß alles ihn ſchon vergeſſen. Nein, guter Mann, du biſt nicht vergeſſen! Könnteſt du ſehen, wie bei der Nachricht von deinem Tode dort und dort warme Tränen rinnen, du würdeſt nicht ſeufzen über Vergeſſenſein! Warte nur, und viele, viele Jahre lang wirſt du dich rufen hören, und liebende Worte werden dich bekränzen fort und fort. Aber der Lehrer möchte ich nicht ſein, den der Haß ſeiner Kinder verfolgt, Haß, der mit ihnen grau und der Klagen nicht ſatt wird, bis der Mund im Tode ruhen muß, möchte der Lehrer nicht ſein, der für acht Franken das Kind des Lernens entbindet und als unterwieſen in die Welt ſendet; ich würde fürchten, dieſe arme Seele würde ſich an meine Ferſe heften und ihr Leben von mir fordern, würde mich nicht nur verfolgen, ſolange ſie im Leibe, ſondern ſolange ſie Gott nicht in Gnaden auf- und angenommen hat.

Auch den Völkern kehren wieder die, welche für ſie lebten oder für ſie ſtarben. Sie ſchweben vor ihnen in dankbarer Anerkennung, in der Strahlenkrone des Ruhms, aber auch wie in einem hölliſchen Feuerrade, umdornt mit Fluch und Haß. Und die ſtrahlende Ruhmkrone, des Haſſes Glut löſchen Jahrhunderte nicht aus, und die Namen leuchten fort von Geſchlecht zu Geſchlecht und ſcheinen nicht verglimmen zu können, wie die Sterne am Himmel nicht verlöſchen, wie der Große Bär nie unter den Horizont zur Ruhe geht. Oh, es muß herrlich ſein, wie ein himmliſches Sternbild jahrhundertelang über den Geſchlechtern zu ſtehen und in jedes Jünglings, jeder Jungfrau Herzen in neuem Glanze aufzuſtehen, wie jedem Kinde auch unſere alte Sonne einmal aufgeht als eine neue! Aber ſie ſind ſelten, dieſe Sterne über einzelnen Völkern, noch ſeltener die, die über dem ganzen Menſchengeſchlechte ſtehen. Aber fürchterlich muß es auch ſein, jahrhundertelang alle Morgen neu werden zu müſſen in Schmach und Fluch, am Pranger ſtehen zu müſſen, ſolange die Welt in ihren Angeln geht, nicht vergeſſen werden zu können vom Haß der Völker, vom Grollen des

Menſchengeſchlechts. Doch ſelten ſind dieſe funkelnden Haßgebilde. Armer Judas, wann wirſt du zur Ruhe kommen?

So kommen wir alle wieder aus der kühlen Erde herauf auf kürzere oder längere Zeit in Liebe und Ehre, in Fluch und Schmach. Das bedenkt, ihr Menſchen, wenn ihr an eines Grabes Rande ſteht, bedenkt es jedes Mal! Keiner lebt gerne fort in Fluch und Schmach. Liebe und Ehre ſind zwei gar ſüße Hauptkiſſen, und wenn wir ſie allemal wieder mitnehmen können in die dunkle Erde, wenn wir gerufen worden ſind, ſo ſchläft es ſich gar ſüß da unten im kühlen Grabe.

Wer ſeinen Kindern das Vermögen verhudelt hat, muß vor ihnen erſcheinen, ſooft ihnen ein Kreuzer fehlt, ein Wunſch nicht befriedigt werden kann, irgendein Mangel ſie hintanſetzt. Wer ſeiner Kinder geiſtiges Vermögen, ihre Seelenkräfte in verfluchter Selbſtſucht oder in dummem Stolz vernachläſſigte oder mißbrauchte, wird vor ihr Gericht allemal zitiert, wenn eine Ungeſchicklichkeit Schaden brachte, eine Unfähigkeit den Weg verſchlug, Ruhm nahm, Schmach bereitete.

Du aber, Vater, der du betrügſt, ſchlechte Streiche machſt, Schande auf dein Haupt häufſt, ungerechtes Gut dir erwirbſt oder zu erwerben ſuchſt, du wirſt deinen Kindern zu einem wahren, eigentlichen Geſpenſt. Wollen ſie etwas anſtreben, etwas verſuchen in dieſer Welt, da legt ſich dein ſchlechter Name als Geſpenſt ihnen in den Weg; wie ein ſtinkend, ſchreckend Ungetüm gehſt du ihnen voran, und wo die Kinder ſich zeigen, heißt es: „Es ſind die und die, der und der war ihr Vater, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," und zu Ende iſt ihre Hoffnung. Auf jeden Markt folgſt du ihnen wie ein grau Geſpenſt, und wenn ſie auf denſelben nur ziehen mit einer magern Geiß. Aber hinter der magern Geiß ſehen die Käufer dich als graues Geſpenſt, dich, den Betrüger, dich, den ruchlos alle Augenblicke falſch Fluchenden, und fliehen weg von der magern Geiß, wenn nicht gar zu niederer Preis ſie feſthält, und das arme Kind kann wieder heim mit ſei-

nem armen Tier oder vorliebnehmen mit niederm Preis. Dann aber mußt du auch vor dem armen Kind erſcheinen, du grau Geſpenſt, und mußt anhören ohne Widerrede, was arme Kinder Vätern zu ſagen haben, die einen ſchlechten Namen ihnen hinterlaſſen!

Aber auch der gute Vater kömmt alle Tage wieder auf Beſuch zu ſeinen Kindern. Wenn ſie ſich einer guten Tat freuen, ſo ſteht der gute Vater vor ihnen, der ihnen die Kraft dazu entwickelt; wenn ſie eines Glückes ſich freuen, ſo ſteht der Vater vor ihnen, der ihres Glückes Anfang geweſen. Wenn ſie ſchwanken auf ſchmalem Wege, ſo winkt ihnen der fromme Vater Mut zu; wenn ſie ſtraucheln auf ſteinigter Bahn, ſo ſehen ſie den kräftigen Vater Steine ihnen aufleſen aus ihrer Bahn. Höhnt ſie die Welt ob treuem Tun, ſo lächelt Beifall ihnen der Vater; belegt mit Leiden ſie die Vorſehung, ſo deutet ihnen der Vater mit ſeinem Finger nach oben auf den himmliſchen Vater, von dem jede gute Gabe kommt und jedes Leid als gute Gabe, auf daß es denen, die ihn lieben, wirke eine fruchtbare Frucht der Gerechtigkeit. Und wie ein warnender Engel erſcheint er denen, die ihn vergeſſen wollen, denen, die der Strudel der Welt mit ſich reißen will. Er erſcheint mit aufgehobenen Fingern ihnen in Rats- und Tanzſälen, im Sonnenſchein und auf finſtern Wegen, erſcheint ihnen fort und fort bis zum Totenbette, wo ſchon manches Herz im Todesringen ſeufzte: „Ach Vater, hätte ich auf dich geachtet, hätte ich dein nicht vergeſſen, dein Segen hätte mir Häuſer gebaut und zuletzt eine Brücke ins Himmelreich, und jetzt — ach und jetzt!“

Aber nicht nur Kindern erſcheinen Eltern; Geſtorbene erſcheinen ganzen Dörfern in Liebe und Ehre, in Schmach und Fluch. Der Mann, der in ſeinem Gilettäſchli immer einen Batzen hatte für jedes arme Kind und ganze Hämpfeli Münz für arme Bedrängte, der immer überflüſſig Land hatte für Arme, die gerne pflanzen wollten und keine Scholle eigen beſaßen, der in jedes Päckli Münz einen und mehrere Kreuzer zu viel tat mit Wiſſen, damit ja nicht irgend jemand durch falſches Zählen zu kurz komme ohne ſein

Wiſſen, denn irren iſt menſchlich, der kein Gedächtnis hatte für viele, viele Mäß Mühlegut, die er ins Solder- und ins Bernbiet gab während der teuren Zeit — dieſer Mann kömmt alle Tage wieder ins Andenken vieler, denen er geholfen, denen er als Vorbild einer wunderſchönen Eigentümlichkeit vorſchwebt. Der Sinn, den er zutage gegeben, wird nicht ausſterben und ſicher auch in ſeiner Familie nicht.

Der Mann, der in eine hudelnde, prozedierende Gemeinde mitten hineinſtund wie ein kühner Rohrführer bei einer Feuersbrunſt mitten ins Feuer, dem Hudeln, dem Prozedieren nach und nach ein Ende, aus der verarmten Gemeinde eine der arbeitſamſten, reichſten im ganzen Kanton machte, der ſollte auch billig der ganzen Gemeinde Tag um Tag vor Augen ſtehen, und allemal, wenn die reichen Bauern in den Speicher gehen, und bei jeder Garbe, die ſie noch nach dem Neujahr in die Tenne zum Dreſchen legen, ſollten ſie ihres Statthalters gedenken. Aber noch einer hätte ihm ſollen zur Seite ſtehen, der in dem Maße, als er kämpfte gegen die Übel, Gutes gepflanzt hätte. Ein kühner, unabtreiblicher Kämpfer, beſiegte er das Hudeln und Prozedieren, die Bauern werden reich und immer reicher. Aber wenn ein Feind ausgetrieben iſt, und das Haus bleibt leer und öde, ſo kommen ſieben andere böſe Geiſter hinein. Und was iſt vor Gott wohl für ein Unterſchied zwiſchen Hudeln und Geizen, zwiſchen Prozedieren und dem Sinn, der ſich um gar nichts bekümmert, was ihm nicht baren Vorteil bringt?

Wie Männer kommen auch Weiber für ganze Dörfer wieder in Liebe und Ehre. Die gute Frau, welche einen Tropfen Suppe hatte für jeden Hungrigen, einen warmen Ofen für jeden Frierenden, er mochte nun katholiſch oder reformiert frieren, eine Salbe kochte zu jeder Zeit jedem Wunden, an jedem armen Wochenbette ſtand mit Troſt und Suppe, mit Windeln und Geld, und Geduld übte gegen jedermann, beſonders gegen ihren Mann, die wird noch manchem armen Weibe erſcheinen, wenn es in Wo-

chen liegt oder bei dem Stöcklein, das sie bewohnte, vorbeigeht. Die Kinder, denen sie in ihrer Barmherzigkeit die Fäsche löste und das Leiblein voll Schnatten mit Nidle salbte, weil die baumstarke und halbwilde Mutter sie zugezogen hatte, daß sie drei Tage halte, sage drei Tage lang nicht aufgelöst zu werden brauche, drei Tage lang das Leiblein des Kindes umspannt halte, die löste, als die gute Frau gestorben war, Gott selbst aus dieser fürchterlichen Fäschi und brachte sie der guten Frau in den Himmel.

Wer wüßte nicht, wie mancher in Fluch und Schmach wiederkehren muß Tag für Tag in seine Gemeinde, weil er in derselben in schlechtem Leben vorangeleuchtet! Vielleicht Hunderte fluchen ihm Tag für Tag vor sich, weil sein Beispiel sie oder ihre Väter ins Lumpen gezogen und zu Hudeln gemacht, und wo von einem schlechten Menschen die Rede ist, wird sein Name neben denselben gesetzt. Wie mancher wird auf hundert Jahre lang in seiner Gemeinde nicht vergessen werden können, weil die Gemeinde fort und fort an der Wunde blutet, die er ihr geschlagen hat! Wer in schnödem Eigennutz allen Fortschritt in einer Gemeinde lähmte, den werden zwei, drei jüngere Geschlechter nicht vergessen und ihn allemal vor sich rufen, wenn sie ihre Versäumnis bejammern. Und wie lange wird wohl der Gemeindevorsteher erscheinen müssen, der halb aus Lust am Streit, halb aus Lust an Kostesnoten Prozeß auf Prozeß auf seine Gemeinde häuft, alle Familien hintereinanderbringt, jeden Frieden aus jedem Verhältnis treibt, jeder Familie nach und nach das Mark aus den Knochen saugt, wie lange wird der von Mund zu Mund wandern müssen, in Flüche eingesalzen, bis sein Name Ruhe in der Vergessenheit findet?!

Der Glaube.

Es mag manchen seltsam dünken, daß der Kalender mit dem Glauben kömmt; es wird gar welche geben, die ihn aus der Hand schmeißen, als ob ein Wespi sie daran gestochen, und werden sagen:

„Was fragen ih dem geiſtliche Züg na! Wenn ih derigs will, ſu chann ih i d Predi gah. Es chunnt afe luſtig, we me us em Kalender will es Betbuch mache.“

Rume Gedult! Wed usbranzet heſch, ſu la mih o rede!

Der Kalender iſt kein Betbuch, aber er iſt ein Buch, das zur Beſſerung der Menſchen beitragen ſoll wie jedes andere Buch; und wenn ein Buch das nicht will, ſo verdient es, verboten zu werden. Aber der Unterſchied zwiſchen dem Kalender und einem Betbuch iſt, daß das, was das Betbuch zur Bekehrung des Menſchen auf eine geiſtliche Art ſagt, der Kalender auf weltliche Art darſtellt. Nun hat man vom Glauben gar viel auf geiſtliche Weiſe gehört und meint, er ſei nur ein geiſtliches Wort; und weil man dem Geiſtlichen nichts nachfragt, ſo meint man, auch den Glauben geſchaubet zu haben. Die Toren! Den drei höchſten Worten, dem Glauben, der Liebe, der Hoffnung, wird niemand los auf Erden; das ſind die drei Regenten aller Menſchen, der Chriſten und der Heiden; aber ſie regieren im Böſen oder im Guten, je nachdem die Menſchen etwas glauben, etwas lieben und etwas hoffen. Doch diesmal will ich nun vom Glauben reden, wie ein Kalendermacher davon reden darf und ſoll, ich verbitte mir daher jedes geiſtliche Gericht.

Ihr habt oft gehört, der Menſch glaube eher an den Teufel als an Gott. Das iſt buchſtäblich wahr. Es trittet in vielen Menſchen nicht grell hervor, aber man findet dieſe Wahrheit bei Millionen Menſchen im Herzen und im Handeln.

Vor alten Zeiten glaubte man, daß man beſondere Kräfte vom Teufel bekommen könnte zum Böſestun; daß man Kräfte von Gott erhalten könnte zum Gutestun, vergaß man, man glaubte mehr an die Regierung des Teufels als an die Regierung Gottes.

Nun glaubt man gegenwärtig ebenſo gut als ehedem, daß das Böſe die Welt regiere, und ſucht vor allem aus das Böſe am Nächſten. Man hat den Ur- und Grundglauben, daß der Nächſte böſe ſei, es böſe meine ꝛc., daher in allen einzelnen Fällen der leichte,

bereitwillige Glaube an alles, was der Nächste Böses gesagt oder getan haben soll. Da ist kein Zweifel, kein Untersuchen, ein boshaftes Lächeln zieht sich um den Mund, und man sagt: „Ih ha de no my Seel denkt, es werd zletsch no so usecho, es isch hützutag niemere meh z'traue." Und als ob man Feuer zwischen Haut und Hosen hätte, springt man von Haus zu Haus, wie wenn man eine freudige Botschaft zu verkündigen hätte, und setzt allemal schadenfroh hinzu: mi heygs de no sy Seel glaubt, es werd so usecho, es syg afe niemere nüt meh z'traue. Und wie wenn eine Ägertsche sie trüge, fliegt diese Märe von Haus zu Haus und findet allenthalben boshafte Gesichter. Aber wenn sie widerrufen, wenn kein wahr Wort daran erfunden wird, da fliegt keine Ägertsche von Haus zu Haus, die frohe Märe zu bringen, und wo man sie hören muß, schüttelt man bedächtlich den Kopf und sagt: „Es cha sy, es cha nit sy, mi weiß hützutag afe nit, was me glaube soll," und im Herzen behält man den Glauben ans Teuflische.

Und wenn eine gute, schöne Tat in die Welt trittet, da wenden die Nächsten erbittert die Augen davon weg, sagen niemand davon etwas, und wenn man sie darnach frägt, so sagen sie: „He ja, ja, es wird öppis dranne sy, aber es wird öppe e Grund sy, warum er das ta het." Und wenn euch ein Mensch offenherzig, aufopfernd, gemeinnützig, selbstvergessend entgegentrittet, so seht ihr ihn mißtrauisch von der Seite an, wendet euch von ihm ab und sagt: „Das isch eine, dä wird öppis welle, aber er chas verberge, vor dem muß me Sorg ha, süsch het dä eim gly am Gäbeli." Und was ist dieses anders als der Glaube an das Teuflische im Menschen, der Unglaube an das Göttliche in selbigem!

Dieses trittet noch weit deutlicher hervor, wenn wir den Glauben in bezug auf euch selbst betrachten. Da glauben wieder weit mehr Menschen an den Teufel als an Gott. Ihr werdet lachen wollen und sagen, das sei dsKonträri: die meisten Menschen bildeten sich nur zu viel und Großes ein. Allerdings, ich gebe das gerne zu, aber sie bilden sich nicht auf etwas Göttliches etwas ein, son-

dern auf Menſchliches, ja Teufliſches und haben das größte Wohlgefallen daran. Viele bilden ſich viel ein auf ihre Schlechtigkeit und rühmen ſich öffentlich ihrer Betrügereien, und wie ſie den und dieſen übers Kübli gelüpft, wie ſie eine Lugi hinter den Ohren hervorgenommen, wie ſie einen andern abgeſchlagen, einem dritten es eintreiben wollen, und wie ſie geflucht hätten, daß es ſi düecht heyg, es ſött fry der Bode verſprenge. Da iſt offenbare Freude am Teufel, und dieſe offenbare Freude am Teufel wird noch deutlicher, wenn ihr einen ſolchen Menſchen rühmt oder tadelt. Rühmt ihr den Teufel in ihm, er wird euch für ſeinen beſten Freund halten; tadelt ihr denſelben und zeigt ihm die Löcher, aus denen ihm des Teufels Hörner und Schwanz hervorgucken, ſeht dann, was er euch für Geſichter ſchneidet, und wie lieb ihm ſein Teufel iſt!

Und wenn ich ſchon zugeben wollte, was ich aber nicht zugebe, man liebe den Teufel nicht, ſo bliebe doch die Behauptung ſtehen, man glaube an den Teufel in ſich mehr als an Gott in ſich. Kommt einem Menſchen mit Ermahnungen angeſtiegen, daß er ſich beſſern ſolle, dieſen oder jenen Fehler ablegen, die Richtung ſeines ganzen Weſens ändern, was ſagt er euch? Ja, das wäre wohl gut, ſchön wärs, aber er ſei z'alte dazu, das heyg lang gwährt, das ſei ſeine Natur, er hätte eine ſtarke Natur; es ſei bis dahi öppe gange, es werd wohl no öppe gah, u de am End ſeie noch viele, es tät ne no vil ſäufter, ſich z'beſſere, als ihm, er ſei doch de öppe nit vo de Wüſtiſchte eine. Und was iſt das anders als Glaube an den Teufel und Unglaube an Gott, Unglaube, daß Gott in jedem Menſchen jeden Teufel auszutreiben vermöge, ſobald der Menſch ſich einmal entſchloſſen, den Teufel fahren zu laſſen! Da iſt der Glaube, der Teufel ſei ſtärker als Gott, und wenn der Teufel nicht gehen wolle, ſo könne ihm Gott lange küderlen. Und ſamt dieſem Teufel und dieſem Unglauben wollen die Menſchen doch in Himmel, welch Unſinn!

Aus dieſem Unglauben kömmts oder dieſem Glauben an den Teufel, daß ſo wenig Menſchen ſich beſſern, daß die Pfarrer pre-

digen können den andächtigsten Zuhörern, bis sie Plätzen abbekommen im Halse, bis die Kirche sturm wird, ohne daß ein einziger ernstlich an Besserung denkt. Daher kommts, daß man es mit dem Wort Gottes so leichtfertig nimmt. Man betrachtet es wie eine Kachle mit ausgerichteter Milch und macht es wie meisterlosige Leute, man bläst die Nidle oben ab, und das übrige läßt man stehen; man nimmt die Verheißungen von Gnade, Vergebung, Reinigung von allen Sünden, Erlösung, Versöhnung, Seligkeit wie Zuckerbröcklein in den Mund, und den Rest läßt man sein. Wie gewisse Leute nicht roten Wein trinken, um den Bandwurm nicht unwirsch zu machen, so meiden viele Leute das ernste Wort Gottes, um den Teufel in ihnen nicht zu plagen, und begnügen sich mit der so zu heißenden Gassenreligion, das heißt mit dem, was üblich und anständig geheißen wird, und denken nicht daran, ich will nicht einmal sagen, das Christentum, sondern nur die zehn Gebote in Haus und Herz einzuführen.

Und weil man an den Teufel glaubt und seine Macht im Nächsten und in sich selbsten, so muß man ihn endlich auch mächtig und zwar mächtiger als Gott glauben in der Welt. Und das geschieht auch. Hört ihr nicht alle Tage die Leute sagen, es sei allbets viel besser gewesen als jetzt, die Welt werde immer schlechter, es sei bal nit meh drbyzsy; we das geng so söll si Furtgang ha, su wüß drTüfel, wies zletsch gang ꝛc. Und was ist das anders als der Glaube an den Teufel, der Glaube, daß er mächtiger sei in der Welt als Gott! Denn wenn Gott mächtiger wäre, so müßte ja der Teufel mehr und mehr überwunden werden in der Welt; wird er mächtiger, macht er die Welt immer schlechter, so überwindet ja er Gott, und zuletzt regiert der Teufel Himmel und Erde, das ist ja klar wie Wurstsuppe. Und dieser Glaube an den Teufel ist der höllische Schleiftrog, der allem Streben nach Verbesserung den Garaus macht. Hat ein Hausvater, ein Gemeindsvorgesetzter, ein Regent, ein Schulmeister, ein Pfarrer diesen Glauben, dann hats gefehlt mit ihm.

Und dieſer Glaube iſts, der in alle Verhältniſſe, in Kirche, Staat, Schulen, Gemeinden ſich vergiftend einniſtet und dem Teufel zur Hand iſt, der, wenn Gott nicht mächtiger wäre, der Welt ſchon lange den Garaus gemacht hätte. Die ſehe ich vor mir wie von Angeſicht zu Angeſicht, die dieſen Glauben förmlich predigen: „Was wei mir is doch plage! Es wird ſcho gah, wies gah ſoll, mi muß dSach emel e wenig la mache, es iſch geng öppis gange u wird geng öppis gah, u es iſch nüt z'mache; we ſi nit wey, ſu wey ſi nit! Mir ſy doch de am End nit drfür da, für alles uszfreſſe, mir chönnti lang, mir zwängte doch nüt und hätte nume drSchmutz uf em Ermel. Und wenn einer in ein neues Amt mit neuem Eifer trittet, ſo ſehe ich die höhniſchen Geſichter vor mir, wie ſie ihm zuſehen und ſpöttiſch ſagen: „Mir wey dä ume la gumpe, es wird ihm bald erleide, wenn er gſeht, daß nüt z'zwänge iſch, und daß me ume e Göhl iſch, we me dFinger z'teuf ichehet, er wird zletſch o tue wien e angere u dSache öppe la gah.“ So predigen ſie den Glauben an den Teufel und tragen Schleiftröge am eigenen Halſe und ſuchen an alle Hälſe Schleiftröge zu hängen. Sie müſſen daſein, dieſe Prediger mit den Schleiftrögen, ſo gut als kühle Nächte im Frühjahr, als reifende Morgen; aber, was reifende Morgen den Blumen, das ſind dieſe Schleiftrogprediger jugendlichen Gemütern.

Wo man nun an die Macht des Teufels glaubt im Nächſten, in ſich, in der Welt, da lebt man allerdings in des Teufels Welt, darum iſts auch ſo vielen tüfelsübel auf der Welt und wird ihnen noch viel übler werden, wenn einſt der Umhang vor ihren Augen weggezogen wird und ſie die Macht Gottes ſchauen können und ihre herrlichen Werke bei denen, die an ſie glaubten.

Der Glaube iſts, der Berge verſetzt, dem Glauben iſt alles möglich, der Glaube iſts, der allem beſſern Streben vorangehen muß, dann aber Unglaubliches vollbringt. Ich muß euch das aber zeigen, daß ihr es mit den Zwilchhändſchen faſſen könnt, ſonſt glaubt ihr mir nicht.

Es ist bald fünfzig Jahre her, als der Oberaargauer den Glauben an die Möglichkeit einer verbesserten Landwirtschaft zu fassen begann. Es war eine Zeit, wo in den obern Utzenstorffeldern sechs Mähder in ihren Mähdergürteln heimtragen konnten, was sie einen ganzen Morgen durch gemäht hatten, wo man das Emd eines ganzen Feldes in die Leitern eines Wagens hätte bringen können. Nun geht hin auf diese Felder und sucht, was der Glaube Unglaubliches gemacht! Denn der Glaube an die Möglichkeit der Verbesserung mußte der Verbesserung vorangehen, sonst wäre sie nicht versucht worden. Geht hinab auf Öschi, laßt euch die Spycher auftun, betrachtet die Heustöcke und laßt euch sagen, wie es vor fünfzig Jahren gewesen, und ihr werdet die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über die Wunder, die der Glaube gemacht. Geht durchs ganze Oberaargau, lauft um Bern und Burgdorf herum und vergeßt nie, wie es vor fünfzig Jahren gewesen, und ihr werdet mir sagen müssen unwillkürlich: „Ja, du hesch my Seel recht, mir hättes nit glaubt, was drGlaube macht."

Ob diesem Glauben hat aber der Oberaargauer vergessen, den Glauben zu fassen, daß Reinlichkeit ums Haus herum und im Hause eine gar schöne Sache sei und sein sollte. Und wenn man ihm diesen Glauben predigte, so hatte er taube Ohren und tausend Einwendungen: er mußte Scherm haben, er mußte warm haben, er hatte nicht Zeit z'gäggelen, und mit Wischen und Aufräumen z'gvätterle, das trag nüt ab, u we mes ume öppe am e Sunntig tüy, su sig das lang gnueg. Das sind Flausen, man hat an andern Orten auch Scherm und Wärme nötig und doch viel heiterere und pröperere Häuser; man arbeitet an andern Orten auch und zwar hart und vielleicht noch härter als im Oberaargau, und doch ists um die Häuser aufgeräumt, und alle Tage ists Sonntag darum herum. Es fehlt dem Oberaargauer nur der Glaube, und, wenn er den Glauben hätte, es würde so schön bei ihm, wie er es sich nicht vorstellen kann.

Der Emmentaler hatte den Glauben an die Reinlichkeit und

beſſere Bauart, aber ihm fehlte der Glaube an ſein Land. Er ſah jahrelang den Aargauern zu, führte alle Jahre für Summen Heu und Stroh herauf, ſchabte im Heuet und Emdet ſeine magern Äcker und jagte Kühe und Schafe in ſeine weite Weid hinaus. Hunderte von Jahren war die Weid Weid geweſen und die magern Äcker mager, es war kein Glaube dageweſen, daß ſie etwas anders ſein könnten. Da ſandte Gott die letzten trocknen Jahre, und dem Emmentaler begann der Glaube zu keimen an ſeine magern Knübel und Büggel. Er fing auch an zu pflanzen und zu hantieren mit allerlei künſtlichen Grasarten, mit Boden-ſäubern und Kartoffeln-pflanzen, mit Bſchütten und Mäſten. Und Büggel und Knübel, die der Unglaube Jahrhunderte unfruchtbar gelaſſen, und ſogenannte Weiden, auf denen Küngeli vor Hunger zNarre geworden wären, die hat nun der Glaube fruchtbar und ſchön gemacht. Der Glaube kam, es ſei aus ihnen etwas zu machen, ſo wüſt ſie ſcheinen mögen, und ſiehe, es ward etwas aus ihnen und zwar viel, und im Frühling und Sommer grünen und blühen ſie in herrlicher Pracht, und wenn der Emmentaler an ſeinem Heuſtock vorübergeht, ſo lächelt er in den Maulecken und denkt: „We dä drÄtti gſächt!“ Und wenn man ihn fragen würde, was ſeine Raine grün gemacht, er müßte antworten: „Nicht Eſparſette, nicht Klee — es war der Glaube.“

Und wenn einmal dieſer Glaube an den Boden, an die Möglichkeit, ihn tragbar zu machen, im Emmental allgemein wird, dann gibt es ein faſt ſo ſchön Land als das Oberaargau, wenn dieſes den Glauben an reine und ſchöne Häuſer kriegt. Und wenn dann der Glaube der Oberaargauer und Emmentaler ins Seeland und ins Oberland kommt — von den Bistümern rede ich nicht, die reden Welſch — was könnte das Oberland, was das Seeland werden? Freilich möchte dieſer Glaube beiden vielleicht am Reden ſchaden, aber nicht an der Seele. Zu uns iſt auch der Spruch gekommen, aber auf verruchte Weiſe wurde er angewandt: „Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott.“ Ja, glaubt an eure Arme, an euren

Boden, an alle euch an die Hand reichlich gegebenen Mittel, so wird Gott euch helfen. Wer aber den Spruch anwendet, als ob es heiße: „Brauche Raub, Mord, Gewalt, Beeinträchtigung, so ist dir geholfen," den wird Gott schlagen und der Teufel nehmen; denn der hat an den Teufel geglaubt und nicht an Gott. Wie herrlich würde unser Kanton werden und aussehen, wenn dieser angeführte Glaube, der so augenscheinlich und reichlich Früchte getragen, überall Boden fände!

Aber Leute, im Oberland und im Unterland, im Berg- und im Seeland ist ein noch viel reicherer Boden als der, welcher Esparsette, Klee und Luzerne trägt, der auf Glauben wartet, um, der Unfruchtbarkeit, dem Teufel entrissen, fruchtbar gemacht und zu einem Garten Gottes umgewandelt zu werden. Unter den vierhunderttausend Bernerherzen warten viele, viele Tausende auf diesen Glauben; brach, unfruchtbar liegen sie, weil sie an die eigene Unfruchtbarkeit glaubten, Gott nicht vertrauten, an den Teufel glaubten und seine Macht.

Wenn nun einmal diesen der Glauben aufginge an den Gott in ihnen, der Glaube, daß auch in ihnen die Kraft zur Verherrlichung liege noch weit in höherem Grade als in einem Grienbuggel oder einem Lättloch, dann würde es herrlich werden in unserm Ländchen. Dann käme auch der Glaube an das Gute im Nächsten, das Vertrauen, daß Gott auch in ihm mächtig sei und nicht der Teufel, Friede käme unter uns. Ist dieser Glaube in und unter uns, dann trittet er auch heraus in die Gemeinde, in das Vaterland, dann weicht der Teufel aus den Gemeinden, er weicht aus dem Staat, es werden die Gemeinden schöner, der Staat wird herrlich aufblühen. Dann erst, wenn in den einzelnen Gliedern, aus denen Gemeinde und Staat bestehen, der Glaube an die Möglichkeit, an die Notwendigkeit der eigenen Besserung aufgegangen und tätig geworden ist, vermögen sie in Gemeinden und dem Staat wirklich zu bessern. Tragen sie aber diesen Glauben nicht in ihnen, vielleicht noch Wohlgefallen an dem Teufel in ihnen, so gäbe ich

keinen Blutzger für ihr Tun und kein flatterndes Baumblatt für all ihre Reden, höchstens sind sie klingende Schellen und all ihr Treiben Dunst und Nebel.

Um dieses Glaubens an Gott, um sein Streiten gegen den Glauben an den Teufel ist der Kalendermacher schon oft verspottet, verhöhnt worden; aber er läßt sich nicht irremachen, nicht erschrecken. Sackerlot, zeigt ihr es ihm doch täglich in eurer Landwirtschaft, was der Glaube vermag, was er vermöchte, wenn er sich auch aufs Geistige legen würde lebendig und kräftig! Dieser Glaube ist die Fahne des Kalendermachers; die hält er hoch und läßt sie flattern, so hoch er kann, und wer ihm an diese Fahne greift, wahre seine Hand! Denn diese Fahne ists, die er über euch schwingen will.

Er glaubt an den Gott in sich, aber er glaubt auch an den Gott in euch, ihr lieben Leute, und will auch euch an diesen Gott glauben machen. Gegen den Glauben an den Teufel in euch und seine Macht will er kämpfen und will Teufel auszutreiben suchen ohne Furcht vor dem Teufel mit scharfer Geisel; er will den Tempel zu fegen versuchen. Er hat den Glauben, daß es etwas nütze, daß kein Versuch ein ganz verlorner sei, daß auch der Kalendermacher Glauben findet, wenn er ein rechter Prediger des rechten Glaubens ist.

Drum frisch auf, liebe Leute, und fasset Glauben an Gott und seine Kraft in euch wie um euch! Fasset ihn auch nur wie ein Senfkorn groß, dann versetzet ihr nicht bloß Berge und trocknet Möser aus, ihr verherrlicht eure ewigen Seelen, und die Schönheit dieser Seelen drückt ihr in unserm lieben Ländchen ab, daß es einem wieder wohlig darin wird ums Herz, daß der liebe Gott noch größere Freude hat an den neuen Eidgenossen als an den alten, weil seine Kraft in ihnen noch feurigere Funken sprüht. Und diese sprühende Gotteskraft wars, was die Feinde schlug, und nicht die alten Hellbarden und Morgensterne; und nur diese Kraft kann heutige Feinde schlagen und nicht neue eidgenössische

Reden oder martialisches Zeitungsgeknatter. Darum auf zum Glauben, zum Heil unserer Seelen, zum Heil unseres Vaterlandes, zur Ehre Gottes!

Einiges aus dem eidgenössischen Lustlager zu Sursee.

Wie im Frühjahr die Hanfstengel keimen, wo es eine Bäunde geben will, die Haferhalme sprossen auf den werdenden Haferfeldern und die Grasstengel allzumal in den hoffnungsreichen Wiesen, so keimen um Ostern herum die Schnäuze in den schweizerischen Städten und Dörfern, wenn es ein Lustlager geben soll nach der Erntezeit. Aus mancherlei Gestalten hervor puppt sich der Offizier heraus und stellt sich kühn und schön neben manche andere Gestalt, in der auch heimlich ein Offizier steckt, aber demütig verborgen, weil er nicht ins Lager kann, nicht einmal in eine Garnison.

Es regt sich auch ein gewaltig geistiges Leben. Die „Bataillonsschule" wird neu überlesen, möglichst eingeprägt und sogar in der „Schweizerischen Militärzeitung" geblättert. Die Quartiermeister üben sich in den Gesellschaftsrechnungen und der Partie aliquote, vergessen aber dabei gerne die Landkarten und sparen durch diese Vergeßlichkeit den müden Soldaten manchen unnützen Schritt nicht. Die Bataillonschefs suchen oder senden nach den eidgenössischen Reglementen, vergessen dabei aber hie und da über den grandiosen Dingen die kleinen, den Unterschied zwischen einem Wirbel und einem Appell zum Beispiel. Die Ärzte sitzen zusammen und beraten gelehrt, was besser sei fürs Bauchweh, ob ein Glas Schnaps oder Kamillentee. Die Offiziers vom Stabe untersuchen ihre Handschuhe, lassen die noch brauchbaren schön gelb waschen und schaffen sich ein oder zwei Paar neue an nach Notdurft. Die Obersten sinnen über tiefsinnige Lagerreglemente und können lange nicht mit sich einig werden, mit welchem Finger die schläfrig werdende Schildwache am wirksamsten die Augen ausreibe, um

den Schlaf ſich zu vertreiben. Die Soldaten klopfen die Schaben aus den Kleidern und ſuchen ein Hämpfeli Geld zu erſparen zu einigen Extraſchoppen.

Aber in allen dieſen Leuten wohnt denn doch trotz dieſer Kleinigkeiten ein tiefer militäriſcher Sinn, eine Kraft des Aushaltens, ein Mut in Gefahren, die bei der geringſten Gelegenheit, ſobald nur von ferne aus dem Spaß Ernſt zu werden ſcheint, hervorſprudelt. Darum freuen ſich auch die meiſten auf ein Lager, weil ein ſolches dem Ernſte viel ähnlicher ſieht als eine Garniſon, und ohne vieles Murren bringt mancher ſchwere Opfer dafür, und auch hier ſind es die Ärmſten, welche die größten bringen. Darum tut es ſo not, daß die Zeit auf das ſorgfältigſte angewendet werde, daß ein jeder als tüchtigerer Krieger heimkehre, eines beſtimmten Fortſchrittes ſich bewußt, und wenn es nur ein Fortſchritt wäre an eidgenöſſiſchem Sinn, der aber nicht dadurch erzielt wird, wenn anmaßliche Obere, denen man das Böckelen von ferne anriecht, ihren Kanton auf Koſten anderer herausſtreichen.

Das Lager in Surſee brachte vielen Nutzen, viele Freude; es wurde gut geleitet, und wäre man mit den Wirten ſo wohl zufrieden geweſen wie mit dem Heerführer, ſo wären die Leute des Rühmens nicht ſatt geworden.

Daß Ordnung und Gehorſam im Lager gefordert wurde, darüber klagte niemand als ein Zeitungsſchreiber, wahrſcheinlich einer, der einen Schnauz trägt, aber aus Gänſefedern. Unſinnigeres und eine größere Unkunde ſowohl über den gegenwärtigen Zuſtand als über die Natur des Militärweſens überhaupt Verratendes kann es wohl nichts geben, als wenn ſo ein zeitungſchreibendes Federvieh über die ſtrenge Diſziplin im ſchweizeriſchen Dienſt klagt. Das iſt nichts als ſchmähliche Aufhetzerei, als ein Teil des fluchwürdigen Nagens an allen Banden, welche die Ordnung in der Geſellſchaft aufrecht erhalten, das fluchwürdige Nagen einer fluchwürdigen Raſſe. Daß Obere ſehr wohl verſtunden, Unkunde im Dienſt von wiſſentlichen Übertretungen zu unter-

ſcheiden, und der nationalen Naivität, mit welcher der Schweizer ſich über Formen hinausſetzt, Rechnung zu tragen wußten, beweiſt folgendes:

Ein hoher Offizier kam abends ſpät in einer ſtürmiſchen Regennacht mit ſeinem Begleiter ſeinem Zelte zu. Verwundert ſah er Licht in demſelben und keine Schildwache davor. Als ſie ins Zelt hineinſahen, ſahen ſie die Schildwache gemütlich im Trocknen am Feldtiſche ſitzen. Ihr Gewehr hatte ſie auf des Oberſten Bett gelegt, mit ſeinen Zündhölzchen ſeine Lampe angezündet, das Pfeifchen geſtopft, vielleicht noch mit ſeinem Tabak, und ſchmauchte da wohlbehaglich, in einem von des Oberſten Büchern blätternd. Was in Öſtreich mit Spießruten, in Preußen mit den Latten gerügt worden wäre, das lief im ſchweizeriſchen Lager ſchweizeriſch ab; denn es war eine nationale Naivität. Der Oberſt ſchickte ſeinen Begleiter hinein, den Mann zu fragen, was er da mache. He, er hätte gedacht, es trage nichts ab, da außen am Regen vor einem leeren Zelte Schildwache zu ſtehen, er werde nume naß, und im Zelt hätte er guten Schermen und ſei niemere am Weg. Der Soldat wurde manierlich auf ſeinen Poſten gewieſen, und damit hatte es, wie auch recht war, ſein Verbleiben.

Es iſt aber manchmal ſchwer, dieſe Naivität von abſichtlichem Witz zu unterſcheiden. Als zwei Soldaten hingingen zu einem Oberſt, der ſich vielfältig über die angebliche berneriſche Unreinlichkeit ärgerte, und ihn frugen, wo der Abtritt ſei, ſie hätten gedacht, ſie wollten ihn fragen, er werde das am beſten wiſſen, war das Witz oder Naivität?

Die Tage der großen Manövers waren reich an manchen luſtigen Situationen, und es iſt ſchade, daß keine Feder der Nachwelt überliefert hat, wie mancher Hauptmann und wie mancher Lieutenant in den Gefechten ihren Kopf verloren, ihn jedoch ſpäter wieder gefunden. Und wie die Leute hitzig wurden im Pulverdampf und tapfer, und tapfer geblieben wären auch im Ernſte, bewies unter anderm ein Ploton Teſſiner, das, von Übermacht

umringt, weder weichen noch sich gefangen geben wollte, so daß die sich bereits kreuzenden Bajonette mit Mühe in friedliche Entfernung gebracht werden konnten.

Einer der schönsten Tage war der, welcher auf militärischer Promenade uns auf das Schlachtfeld von Sempach führte. Zu Sempach war unstreitig eine der herrlichsten Schweizerschlachten; den Glanz ihrer Herrlichkeit erhält sie aber nicht nur durch den Heldenmut der Sieger, sondern auch durch den Heldenmut der Besiegten. Allerdings besticht schon der Anblick des Häufleins der dreizehnhundert, die da, schlecht gerüstet, in bescheidener Demut auf dem Hügel stehen, den Feind betrachtend, in frommem Glauben das Mangelnde in Gottes Hülfe suchen und dann fest und mutig den eisernen Mauern entgegen sich stürzen, den Betrachter, wenn er sie vergleicht mit dem prunkenden Stolze der übermütigen Ritter. Die Treue des sterbenden Gundoldingens, die strahlende Heldentat des immer lebenden Winkelrieds blenden das Auge, und im ersten Augenblick sieht es in ihrem strahlenden Glanze nichts anderes. Aber dann soll doch wieder auftauchen die Ritterlichkeit der Edlen, die dem zu Fuß fechtenden Feind zu Fuß begegnen wollen, die Treue der Edlen an ihrem Fürsten, die Treue der Bürger an ihren Fahnen und vor allem die Treue des hohen Fürsten an den Seinigen. Wo sie für ihn stunden und fielen, da wollte auch er stehen und fallen; seine Fahne, die sie bis zu ihrem Tode hoch gehalten, hielt er hoch mit eigener Hand bis zum eigenen Fall. Den Tod im Auge von gemeiner Hirten Hand, hielt er doch den Tod mit den Seinen für fürstlicher als seine Lebensrettung. Wahrlich, uns Schweizern ziemt, diesen Leopold einen hohen Held zu heißen und die Augen aller Fahnenträger, aller Obersten und Führer auf diesen Fürsten zu richten, der in blutiger Hand hoch seine Fahne hielt, bis er fiel. Und wie flieht von diesem Schlachtfelde hochherrlicher Treue weg der böse, feige Graf, als ob er der böse Geist selber wäre, der fliehen muß in seiner Bosheit und Feigheit, wo Hochherzigkeit und Heldenmut aufflammen wie

Sonnen, die durch Jahrhunderte leuchten und nie untergehen sollen!

Solche Schlachtfelder sollen allerdings die Eidgenossen besuchen, und besonders wenn sie im Waffenkleide stehen, und da sollen ihnen die Gedanken aufgehen, was ihnen wohl zieme, um würdige Enkel so hochherrlicher Väter zu sein. Und warm soll es im Herzen werden, und brennen soll es in den Augen der Enkel, wenn sie bedenken, daß der Tag der Prüfung vielleicht nahe und ihre Enkel nach fünfhundert Jahren auf ihren eigenen Schlachtfeldern stehen und auf welchen wohl?

Das Weilen auf solchen Schlachtfeldern soll eine Weihe sein, eine Weihe zu Heldenmut und Heldentod. Der Geist der Andacht und der Heiligung soll seine leisen, feierlichen Schwingen ausbreiten über die Gräber der eidgenössischen Väter, an denen die eidgenössischen Enkel stehen, und aus den Gräbern soll steigen der Sinn der eidgenössischen Väter und soll sich Wohnung machen in den Herzen der Enkel und soll dort anzünden die Begeisterung, die den Tod nicht fürchtet, weil nur der Tod das ewige Leben gibt.

Aber um solche Augenblicke über eidgenössische Scharen herbeizuführen, muß man nicht bloß Reglemente und Waffen, den Schritt und Tritt der Soldaten kennen, sondern die Herzen und die Feinde, welche keine Weihe über die Herzen wollen kommen lassen.

Soll der Schweizer andächtig werden, so muß es ihm behaglich sein; man darf ihn nicht mit bepacktem Habersack in eine Predigt führen. Es muß das Besuchen solcher Schlachtfelder nicht so im Vorbeigehen geschehen nach beschwerlichem Tagmarsch im Sonnenbrand. Dann ums Himmels willen nur nicht lange Reden zu hungerigen, durstigen und müden Soldaten in Reihe und Glied und nach den langen Reden ein ungeduldiges Heimdrängen, damit der Zapfenstreich nicht versäumt werde! Wo kann da die Erhebung sein für den körperlich matten, im Geiste so schwerfälligen Soldaten? Nach einigem Marsch an schönen, kühlen Morgen lese den Ruhenden im Grase eine gewaltige, klingende Stimme die

Schlacht vor! Fühlt einer sich berufen und der Rede so mächtig, daß er weiß, er schüttet an Müllers Worte keine dünne Brühe, so spreche er ein oder zwei Dutzend Worte, dann überlasse er den Soldaten sich und seinen Offizieren! Wenn sie der Erbauung fähig sind, so müssen sie sich nun selbst erbauen, Gruppe um Gruppe, mit freundlicher Rede oder schönem Gesang. Und wo einem das Herz gar gewaltig schlägt, der lasse der Rede freie Bahn, oder er gehe seitwärts und schlage unter dunklem Baume seinen Altar auf und bringe dem Vaterland seine stillen Gelübde! So lasse man walten mit Zeit und Freiheit den Genius, der über jedem schweizerischen Schlachtfelde schwebt und die Enkel mahnt, den Vätern gleich zu sein in Treue und Todesverachtung!

Man kann sich wirklich nichts Erhebenderes denken als Tausende von jungen Schweizern, ruhend auf den alten Gräbern mit feierlichem Gemüte, und so manches junge Herz im Glauben schwellend, es würde in des Vaterlandes Not ein Winkelried sein an Heldenmut, es würde in Not und Tod die Fahne nicht lassen, sie verteidigen mit blutiger Hand bis zum Tode wie der fürstliche Leopold, sie bergen im Tode wie Thut, der Zofinger Schultheiß.

Aber man kann sich das Schlachtfeld nicht denken ohne irgendeine störende Figur auf hohem Roß, die, wenn sie auch nicht feige flieht, doch alle Zeichen des Unwohlseins von sich gibt und am Ende ausruft: „Luegit mir au die dolderschießige Berner Kaibe, au nit e ånzige Unteroffizier hât Handschuh a! Was soll me do au mit sellige Säue mache?" Ach Gott, wie mancher Eidgenosse hatte zu Sempach Handschuh an und noch dazu mit Ocker gefärbte schön gelb! Und wie manchem Sauniggel käme es wohl, wenn er nur gelbe Handschuh anzuziehen brauchte, um ferner keine Sau mehr zu sein! Ja, man kann weit gekommen sein mit dem Leibe, meinethalben bis übers Meer nach Algier hinein, und doch noch nirgends hingekommen sein mit eidgenössischem Sinn.

Bald nach dem Besuch auf dem Schlachtfelde ward trüb der Himmel und weichte die Schweizer ein auf die Haut, und sauber

ward mancher, der es lange nicht gewesen war. Und nach mannlichem Aushalten machte man endlich, einige Tage vor der bestimmten Zeit, der Gewalt des Himmels Platz, und das bringt Soldaten keine Unehre. Und man zog heim mit etwas weniger im Geldsäckel und etwas mehr in der Brust, nämlich mit dem Gefühl einer Kraft im Schweizer, die immer mit Ehren fechten wird und nie das Vaterland ehrlos wird untergehen lassen.

Bruchstück aus der Bernerwelt.

„Lisette! Lisette! Lisette! Lisette! Lisette! Wo steckst du aber o? Du wirsch wider vor em Spiegel gstande sy!" sagte eine vornehme Frau ihrer Kindermagd.

„Nei wäger nit, Frau Hauptmänni, ds Kuntrări! Aber ih ha denkt, mr werde müsse ga spaziere, u da han ih myni gäle Händsche gsucht."

„Hesch se gfunde?"

„Ja, ds Köchi het se gha. Es het mr se erwütscht, won es am Sunntig uf e Breitrain a d Partei gange ist. Es meint de, es merke sini schwarze Händ niemer, wenn es gäli Händsche aheyg."

„Es wird se doch müsse abzieh, wenn me z Abetrinkt."

„Bhütis nei, das wär gar gmein, ume so die Meitleni a dr Aarbergergaß und hinter de Spichere u a dr Matte zieh se ab, wenn si hey, aber was e chly fürnehm isch, bhet se a."

„Dihr müsset ga spaziere!" sagte die Frau, „es ist lustig Wetter, und der Luft geit nit. Mach d Kinder zweg!"

„Ja, Frau, grad!", und damit wollte Lisette wieder Fersengeld geben.

„Leg se a! D Zit ist gar kurz, wo me d Kinder dusse la darf."

„Ih chumme ume im Augeblick, aber ih muß nume gschwind no mys blau Fischü ga dämpfe, währet ds Köchi heißes Wasser het. Ds Emili het mers gester ganz verrumpfet."

Die geduldige Frau ließ Lisette laufen und legte unterdessen die Kinder an.

Als ſie an den Hütchen war, kam Liſette wieder und ſagte: „Ja wäger, Frau, Dr müſſet no anderi Hütli kaufe, i dene darf ih wäger nit meh uf e Kilchhof. DsBäbeli vo Wattewyl het geſter gſeyt, mit ſettige Hütlene brächt mes nit meh vor dsHus, nit emal gmeini Burgerskind hätte meh ſettigi Hütli."

„Su gang minethalb zum Spittel ufe! Aber drSummer iſt bald vorby, es iſch mer nit dr wert, neui z'kaufe."

„Nei, uf dä Kindermärit da obe gange ih nie meh!"

„Warum nit?"

„Won ih zletſcht dobe gſi bi, bin ih mit em Mädeli Sinner gſpaziert, und dsSüſeli vo Graferied iſch o bin is gſi. Da chunnt e ſon es grobs Mönſch daher und ſo bürſch und grob agleyt mit zweu verſtrupfte Kindere. Ih has wohl kennt, ih bi mit ihm i dUnterwyſung gange, aber ih ha nüt derglyche ta und dsGſicht geng uf di anderi Syte gha und ha preſſiert für hey. Da chunnt — ſtellet Ech vor! — das Mönſch grad uf mih zu und ſeyt: ‚Gottwillche, Liſi!' und wott mr dHand gä. Ih ha gmeint, ih müß i Bode abeſchlüfe, und di beide andere Meitli, dsMädeli Sinner und dsSüſeli vo Graferied hey mrs möge gönne und hey geng pfüpft und glachet. Sider gangen ih nit meh zum Spittel ufe."

„Aber du chaſch ja das Meitli uf em Kilchhof o atreffe!"

„O bhütis nei, Frau!" ſagte Liſette, „dahi chömme luter fürnehmi; di andere wüſſe wohl, daß ſi nit dahi ghöre. Die Pfarrersmeitleni a drHerregaß ſy ſo di gmeinſte."

Endlich zog Liſette ab, aber unglücklicherweiſe einen Abſchweifer durch die Metzgergaſſe machend, wo ſein Schuhmacher wohnte. Kaum hatte es die Naſe in derſelben, ſo begegnete es einer Verwandtin, die ebenfalls ein Kind an die Luft führen ſollte. Die Verwandtin freute ſich gar, Liſette wieder zu ſehen, und ſagte, ſie habe im Sinn gehabt, auf die Rathausterraſſe zu gehen, aber jetzt wolle ſie auch mit Liſette auf den Kirchhof, in ſeinem Begleit dürfe ſie das wohl wagen.

„Nei, los, Bäbeli, dys Kind iſch ja gar nit putzt und iſch ſo ſchlecht

agleyt, du würdeſt nume usglachet, derthi chaſch nit cho. Bi was für Lüte dieniſch o?"

„Bi brave, honätte Lüte, dFrau het es Lädeli, und drMa iſch gar gruſam e gäſtimierte, er muß de fürnehmſte Herre ſchrybe, was ſi ſelber nit chönne."

„Das ſy gmeini Lüt, villicht nid emal vo de mindere Burgere. Heit dr o es Salon und Soiree?"

Bäbeli: „Ja, bhütis ja! Wenn allbets am ene Zyſtig dVerwandte vom Ma i dStadt chömme, ſu muß ih de dGutſcheni i dsEßſtübli tue u dr Tiſch zmitts i dStube, und de ſeit dFrau, ih ſöll ſe i dsSalon führe. Und wenn ſi am Abe länger blybe, ſu muß ih zweu Liechter gä, u de ſeit dFrau, das ſyg grad wien es Soiree."

Liſette: „Los, Bäbeli, du mußt da dänne, das iſch kei Rekommandation für dih; das ſy ja vo de gmeinſte Lüte. Ih will dr e honätte Platz ſuche, aber e recht fürnehme überchummen ih dr no nit. Öppe ſo bi honätte Burgere, bim ene Dokter oder emene Fürſprech oder öppe bim ene neue Ratsherr. Nu adieu, à revoir!"

Auf dem Kirchhof traf Liſette sFanchette Manuel an und sLuiſe Tſcharner. Sie freuten ſich gar ſehr auf den kommenden Winter und erzählten von dem vergangenen.

Fanchette rümpfte gewaltig das Näschen über die bäurſchen Mägde, wie dumm die täten in den Tanzlektionen, und wie man ſie gar nicht brichten könne, wie ſie ſich zu verneigen und zu präſentieren hätten, und wie grob ſie alles anfingen. So ſei eine gekommen und habe geſagt, ſie möchte es paar Stund Läfzge näh, für Scheßti und Ergüſi z'lehre.

Luiſe erzählte, wie es faſt allemal, wenn es ſeine Frau ausgeführt des Abends, mit der Laterne nicht heimgegangen ſei, ſondern an einen Ball. Aber es ſei nie dahin gegangen, wo auch bäurſche Mädchen tanzten, es möchte ſich nicht kompromettieren. Da hätten die Sattler die beſte Ordnung, die duldeten kein bäurſches Mädchen.

Liſette ſpielte hier eine gar demütige Rolle, denn es war noch

bäuriſch gekleidet, wie man nämlich in Bern bäuriſch gekleidet iſt. Es ſagte: „Dä Winter will ih mih o la ſtädtlich kleide, mi verderbt dFigur ganz ſo im ene Kittel, und mit eme Gorſee chunnt me nit recht zweg, bald obe nit, bald unte nit. Aber dr müſſet de nit glaube, daß es bi ůs nit o honått zugang, oh, ſo honått als irged am ene andere Ort. Mir hei vergangene Winter bim ‚Adler‘ ůſi Parteie gha, und da het me ſcharf druf gluegt, wer chömmi, da hey keini Gawalliee dörfe cho als nume vo de honättiſchte Schnyder und Strumpfweber.“

Unglücklicherweiſe wurde dieſes Geſpräch hier unterbrochen durch das Zetergeſchrei eines Kindes und ſpäter nicht wieder angeknůpft, und der Kalendermacher muß es für diesmal bewenden laſſen. Ein ander Mal vielleicht mehr über dieſes merkwürdige Affenleben.

Der bekehrte Mordiofuhrmann.

Eine Sage.

Wer kennt nicht den Weg zwiſchen Aarberg und Bern, die Seufzerſtraße aller ehrlichen Roſſe, der Schrecken aller Fuhrleute, die es mit ihren Roſſen ehrlich meinen, das Grauen aller Kutſcher, die Handwerkern und Bürgern, welche alle drei Jahre mit ſieben Kindern und einem Pferd eine Luſtfahrt machen, ein Roß anvertrauen müſſen! Wie das bergauf, bergab geht, vom Himmel in die Hölle und dsKontrări wieder, daß einem die Beine ordentlich ſturm werden! Wer kennt aber nicht auch die Straße von Murten nach Bern, des Teufels Lätſchenbrett, wo er die Seelen der Böte, der Wiſtenlacher, der Kutſcher und beſonders der Weinfuhrleute zu fangen ſucht, wo er hinter jedem Baum eine Schildwache hat, die Peitſchenhiebe und die Flůche zu notieren in des Teufels Notizenbuch! Wer weiß nicht, wie es da hinuntergeht, als ob man zu den Gegenfüßlern fahren wollte, und dann wieder hinauf, daß es einem im Gnick wehtut, wenn man den vor den Füßen laufen-

den Weg betrachten will! Auf einer dieser Straßen soll es nicht richtig sein; ich sage nicht, auf welcher. Es schadet nämlich nichts, wenn die Mordiofuhrleute, die Tierschinder, die Bürgersmannen, welche meinen, ein einspännig Chaischen sei eine Arch Noah, auf beiden Straßen sich in acht nehmen.

Es war mitten in der Heiligen Nacht, als man vor einem der Wirtshäuser an einer dieser Straßen eine mächtige, aber wunderliche Stimme rufen hörte: „Stallknecht, ausspannen!" Und dem schläfrigen Stallknecht, der durch den Tag viel roten und weißen Wein, wie man ihn ihm brachte, im Leibe begraben hatte, der jetzt gerne geschlafen hätte, wars, als höre er die gleiche Stimme das große Ordinäri befehlen. Als er endlich brummend zum Wagen kam, sah er niemand mehr, dem diese Stimme angehörte, wohl aber ein bekanntes Fuhrwerk mit den wohlbekannten magern Rößchen, durch die nicht nur der Mond schien, wenn er voll war, sondern sogar die Sterne in halbdunkeln Nächten, und an den Speichen des hintern Rades arbeitete keuchend der wohlbekannte Fuhrmann. „Dani," schrie der Stallknecht, „bisch e Narr worde, oder bisch bsoffe? Was Donners machst da? Du bisch ja uf em Berg obe!" Aber Dani arbeitete fort und hörte nichts, bis ihn der Stallknecht beim Arm nahm und mit der Laterne ihm unters Gesicht fuhr. Da stierte Dani bald ins Licht, bald in des Stallknechts rot aufgelaufenes Gesicht, und tief aufatmend frug er endlich heiser und leise: „Isch er nimme da?" „He, wer de?" fragte der Stallknecht, „es het mih düecht, ih ghör neuere Frömds." „He, drTüfel!" sagte Dani zitternd. „Nimm dr tusig Gottswille gschwing, gschwing ab, wenn er nimme da isch!" „Du bisch e Narr!" sagte der Stallknecht, „wottsch über Nacht blibe?" „Nit um hunderttused Pfund wett ih no e Schritt fahre! Herr Jeses, wie tut mr drRücke so weh, nimm doch recht ab, ih möcht i dStube, aber zünd mr! Herr Jeses, dert stevt er no!"

Und bald wäre der zitternde Dani ins Kellerloch gefallen; aber der Stallknecht, dem es selbst unheimlich ward, geleitete ihn in

die Stube, wo noch nicht Feierabend war in der Heiligen Nacht. Aber der Wirt kannte halt keine heiligen Tage als die Tanzsonntage und die großen Bernmäriten, die Dienstage waren seine ordinäri Sunntige, und sein Gott war ihm sein Geld, und sein Wein half ihm zu seinem Gott, war sein Heiland. Wie lange werden ihn die selig machen, und wer wird dann seine arme Seele selig machen, wenn die aus dem Leibe muß, dessen Gott das Geld, dessen Heiland der Wein gewesen? Ein kurioser Heiland! Denn gerade er wars, der dem Wirt den Hals gebrochen. Der Teufel schickt halt manchen auf die Welt, und die Menschen sehen ihn für ihren Heiland an, und der dreht ihnen, wenn sie sich ihm ergeben, zuletzt den Hals um. Es gaben sich seinerzeit auch einige sechzig für den wahren Heiland aus, und nur einer war der rechte und kam von Gott.

Und in der Wirtsstube machte Dani, der große Mordiofuhrmann, sonst bedeutend Aufsehen, nicht wegen seinem Ansehen, sondern wegen seinem Aufbegehren; diesmal machte er noch größeres Aufsehen wegen seinem Ansehen. Er trat ein wie zertrümmert, hatte blutige Striemen übers Gesicht, und statt daß er wie sonst in der Stube herumstolperte mit der Geisel in der Hand, drückte er sich schnell ohne Geisel neben ein helles Feuer nieder und forderte gute Suppe statt einen Schoppen. Und er seufzte tief auf und wischte sich den Kot im Gesicht ab, und er war ganz dsKuntrări von sonst. Das Stubenmädchen — bekanntlich sind die Stubenmädchen eine resolute Nation, aber doch eine hundertmal angenehmere als die vornehmen, aber unerträglich schlirpenden und hoch- und dummnasigen Kellner, die schon manchem Wirt seine Gastig vertrieben haben — das Stubenmädchen also sagte: „Dani, was hets gä, daß du wie ein Halbtoter dasitzest?" Und der Stallknecht kam auch dazu und sagte, es müsse da neuis nicht recht sein, die Stimme, die er gehört habe, sei einmal nicht Danis gewesen.

Und Dani machte ein Gesicht wie eine Kindbetterin, wenn sie auf ihre Suppe wartet, und gruchsete gar übel, bis er einen Teil

der Suppe zu sich genommen, und, je mehr er Suppe aß, desto mehr begann er zu seufzen und zu jammern, bis er sich endlich zu folgender verständlichen Rede erholt hatte: „Ja, ja, lachit ume und fragit ume! DsLache vergieng euch auch, wenn ihr erlebt hättet, was ich.“ „Es wird dir en andere Dani ebcho sy!“ sagte das schnippische Stubenmädchen, „emel mir ist dsLache o scho mängisch vergange, wenn ih dih gseh ha.“ „Lach ume, Mareili, wed lache masch! Aber we dr dä bigägnet wär, wo mir, du würdisch dir Lebtig nimme lache. Won er cho isch hinger em Hag füre, han ih o gmeint, es sig nume son e Nachtbub, dä mih well z'förchte mache. Ih ha mih im Städtli lang ufghalte, ih ha zu mym Faß Wy no öppis glade und ha aparti nit la futtere. Am Fuhrlohn zwackt me eym all Tag ab, drHaber ist geng türe, un ih ha däycht, we si scho nit so groß Ränze mache, dRoß möchte ume säufter glaufe u bsungers berguf. Ih han e Schoppe gha un es Würstli, u won ih ha welle fahre, isch no am ene Wirt us em Ärgäu si Zug cho, da hey mr no eis zügelet, u won ih us em Städtli usegfahre bi, ischs scho ganz feister gsi; u dRoß hey nit welle rücke, gäb wien ih uf se gschlage ha, es isch scho gsi, wie we si verheret wäre, es hätt mr sölle zSinn cho. Un ih ha du no unterwegs für zwe Batzen Brot gfutteret, damit si o laufe möchte, aber es ist e bösi Welt, es isch nüt meh z'mache, o nit de Rosse nit, die wey geng ume fresse u nüt zieh.

Und nicht einmal recht konnte ich meinen Schoppen trinken, der Stallknecht pressierte und fragte unter zweien Malen, ob er etwa abspannen sollte. Aber ich dachte, heyge si nit besser welle laufe, su hätte si jetz wohl drWyl, z'warte, die Keybe. Endlich fuhr ich fort, und die verfluchten Rosse gingen immer langsamer, gäb wien ih uf se ghaue ha, und da unten am Berg stunden sie nun ganz still, und gäb wie ich auf sie schlug, wollten sie keinen Tritt ab Fleck. Ich nahm eins nach dem andern am Zaum und riß es vorwärts, aber sie taten keinen Wank, ich schlug an die Beine, unter die Bäuche, alles half nichts; es war alles wie verheret. Ich suchte Schwamm, um ihn angezündet unter die Schwänze zu tun, das

hätte geholfen. Und als ich ihn hatte, probierte ich noch einmal und ſchlug oberarm yche uf ſe; da kömmt plötzlich einer hinter dem Hag füre, ſchriß mir die Geiſel aus der Hand und gibt mir eine Ohrfeige, daß ih zwirblet bi, und ghört han ih, daß er ſeyt: ‚Wart, du Mordiofuhrme, dih will ih lehre fahre!‘ Und du brüllen ih ne o a und ſägen ihm, mys Fahre gang ihn nit e Tüfel a, u wer er de ſyg? ‚DrTüfel!‘ het er mih du abrüllet, daß es fry dur mih duregange iſt. Und da nahm er mich am Kroſſe und drückte mich an die Speichen des Rades und brüllete mich an, daß es mich dünkte, er bekomme fry feurige Hörner, da ſolle ich jetzt ſpeichen, und er werde immer mich klepfen und nicht die Roſſe, wenn es nicht gehen wolle. Und da fing er an zu fahren, es tſchuderet mih dür und dür, wenn ih dra däyche. Mit den Roſſen redete er ganz ſüferli, und mit mir fluchte er, daß der Boden zitterte, und wenn es nicht gehen wollte, ſo klepfte er nur ſo über die Roſſe yne, und mir het er ghaue, daß es mich dünkte, es ſollte mir die Kleider wie ein Schermeſſer abenanderehaue, und dann kam er noch und ſtüpfte mich, daß ich ganz ins Rad hineinfuhr, und drohte mir mit Schwamm, den er anzünden wolle. DHaar ſy mr zBerg gſtange, un ih bi mängiſch yknuet, aber de het er mr mit em Geiſelſtäcke ufghulfe und het brüllet: ‚Du verfluchte Mordiofuhrme, du mußt o einiſch wüſſe, wies dine Roſſe iſch!‘, und de han ih wider müſſe ſpeiche, daß es mih düecht het, es well mr dsHerz us em Lyb ſprenge. Un es het mih düecht, es gang mängi, mängi Stung, u ke Mönſch het welle cho, kes Fuhrwerk. Und als wir bald obe waren u es mih düecht het, we mih de drTüfel abſelut well, ſu chönnt er mih am Berg näh, u nit wenn er mih zTod gmarteret heyg, brüllet er mih a: ‚Speich, du verfluchte Mordiofuhrme, ſpeich!‘ Und dazu ſchlug er auf mich ein wie ein Kalb. ‚Und wennd recht ſpeichiſch, ſu nimm dih das Mal no nit; aber ds nächſt Mal, wo du deine Roſſe überladeſt, nicht fütterſt, ſie unnötig ſtehen laſſeſt, ſeis im Winter oder im Sommer, ſo nimen ih dih, du verfluchte Mordiofuhrme! Die ſy alli myni, wo dTier und dRoß ſchindte, ih ha dere es ſchöns

Tschüppeli binenangere, aber ih mangle geng no meh, u um Bern ume u um dMorgete ume, wo dSalzfuhrme fahre, u im Emmental, wo dKäsfuhrme und dKohlefuhrme sy, da überchumme ih se am ringste, und wenn de dsSteiführe recht ageit um Bern und Burdlef, de fragen ih dene Wyfuhrme ume nit vil meh na.' Und drwyle het er geng uf mih gschlage, es düecht mih, my ganze Haut sei verhaue wie mit eme Schärmesser, un es schüttet mih, wie wenn er mih no i de Fingere hätt. Es düecht mih, wenn ih es Tee hätt, es würd mr bas, aber es düecht mih geng no, er sig hinger mr mit sine füürige Hörner und stüpf mih."

Und, je mehr der Mann erzählte, desto mehr schlotterte er, seine Zähne klapperten fast wie ein Storchenschnabel, auch der Stallknecht schlotterte mit, auch das Stubenmädchen hatte mitgeschlottert, bis ein hübscher, langer Bursche in die Gaststube gekommen war, von da an schien sein Couragi wieder zuzunehmen, und ziemlich herzhaft ging es der Küche zu nach dem Tee, doch nicht nahe genug an dem hübschen Burschen konnte es vorüberstreifen. Nun erhob sich ein ernsthaftes Gespräch, wer das Wesen eigentlich gewesen. Daß es kein bloßer Schatten, ein luftig Gespenst gewesen, darüber war man einig von wegen den handgreiflichen Zeichen, die Dani vorwies am ganzen Körper. Ob es aber wirklich der Teufel selbst gewesen oder ein anderes Ungeheuer, darüber stritt man sich hin und her. Ein einziger, ein Schneider, der während dem Erzählen gar sehr geschlottert, hatte sich wieder ermannt und fing an spöttisch zu reden über die übernatürlichen Dinge, allein er bekam so anzügliche Dinge zu hören über seine Vetterschaft mit dem Teufel vermittelst des Bocks, daß er froh war, zu schweigen. Der junge Kerli sagte kein Wörtlein, aber er blinzete Mareili immer mit den Augen, wenn es niemand merkte. Als der Streit immer hitziger wurde, sagte er endlich, er glaube nicht, daß es der Teufel selbst gewesen, aber einer, der vom Teufel komme, er habe von seines Vaters Bruder neuis darüber ghört. Nun wollten alle wissen, was. Und er erzählte ihnen, was kömmt.

Der Teufel meine es eigentlich mit niemand gut, sagte er, gäb wie man ihm auch flattiere und viel auf ihm hätte. Wer am meisten ihm Ehre erweise, den nehme er zuerst in die Hölle und plag ne de vom Tüfel. Nun seien wohl keine, die so viel Komplimente ihm machten und ihn so oft anriefen als die Mordiofuhrme, die Säuhändler ausgenommen. Und gerade auf den Fuhrleuten sei er am meisten. Es fahre mängisch o der Bautüfel in ihn, und es düech ihn, di ganzi Höll sött e Straß sy, und well probiere, Schwellene z'mache von Schwefelpulver, und de müß es gfuhrwerchet sy Tag und Nacht. Nun hätte er keine Rosse in der Hölle, nur Menschen, die Rosse müßten dann gewesene Fuhrleute vorstellen. Die spanne er alle mit feurigen Ketten an seine feurigen Wagen, lade ihnen auf wie ein Narr und jage sie mit feurigen Geiseln, bis sie in die Knie fielen und mit den Händen nach dem Boden griffen, „dann springen feurige Teufel auf sie und stechen sie mit feurigen Sporen bis mitten in den Leib, und wenn sie keinen Krauch mehr mögen, so stellt er ihnen feurigen Roßmist auf, den die Rosse aus Angst an den Rainen von sich ließen, und labet sie mit feurigem Wasser, welches die Rosse aus Langeweile vor den Wirtshäusern von sich ließen, denn das alles läßt er sammeln für seine höllischen Rosse. Aber es gibt Zeiten, wenn so recht der Bautüfel in ihn fährt und allen ungereimten Pörtern nachgestraßet werden muß, daß ihm die Rosse fehlen. Er muß gar viele Fuhrleute an einen Wagen spannen, denn er bekömmt sie meist gar schitter, entweder versoffen oder wassersüchtig oder auszehrig, fast ohne das kleinste Kräfteli. Da geht er dann nach jungen Fuhrleuten aus, füllt sie in Wirtshäusern, daß sie ab den Pferden fallen oder unter den Wagen und ihm in voller Kraft zufallen und nicht so ausgemergelt.

So fehlten ihm einige tüchtige Deichselrosse, und er wollte sich eine große Brücke von einem Schwefelkessel zum andern bauen und noch dazu eine gesprengte. Da sandte er einige Gehülfen aus an einem Dienstag, zu lußen auf Pferdeschinder an allen Stützen, und auch die Längenberger und Guggisberger vergaß er nicht.

Er selbst aber ging auf Bern, um da sich einen auszulesen als Sattelroß an den Hauptwagen. Er strich an allen Orten herum, um sich den Töllsten auszusuchen.

Da sah er endlich einen Müllerssohn, der eine gewaltige Postur hatte und Kraft wie sieben Mann. Nach diesem wässerte dem Teufel alsobald das Maul; und der Müller hatte schwer Kernen geladen und vier Rosse wie vier Hengste vor dem Wagen. Aber er war eigentlich kein Roßschinder und ging gar manierlich mit ihnen um, und die Rosse hatten ihn gar lieb und rücheleten allemal, wenn er in den Stall kam, und rieben ihm ihre Köpfe ab, wo sie konnten, wenn er ihnen die Zäume eintat. Der hätte also eigentlich dem Teufel nicht gehört. Aber der Teufel läßt sich nicht so leicht abschrecken, er macht, was er kann, und wenn ihm nach einem gelüstet, und er kann ihn nicht nehmen wegen begangenen Sünden, so verleitet er ihn, welche zu begehen, er weiß wohl, daß schon gar manchen eine einzige Stunde in seine Gewalt gebracht hat, wenn er gleich bei der Hand war, sie zu benutzen.

Ein schönes, großes Meitschi stund bei dem Müllerssohn, und der Teufel sah wohl, daß es dem Müller besser gefiel als alle vier Rosse, der Wagen samt den Kernen. Da führte der Teufel einen jungen, hübschen Wirtssohn herbei, und der bot mit manierlichen Worten dem hübschen Meitschi das Reiten an, er sei allein, hätte ein styfs Wägeli und ein gleytig Rößli, der Weg sei wüst, und auf dem Wagen könne es doch nicht reiten, dort und dort wollten sie dann warten, bis der Benz nachkäme. Und der Teufel stüpfte das Meitschi, daß es gegen das Anerbieten nicht viel hatte. Ob ihm nur das Reiten wohlgefiel oder auch der Wirtssohn, ich weiß es nicht, aber fort tschäderte es mit ihm auf seinem tschädernden Bernerwägeli.

Benz hatte nicht viel dazu gesagt und nicht viel dabei gedacht, aber nun stüpfte der Teufel auch ihn. So nach und nach fing es an ihm im Kopf zu gramseln, daß Eisi allein mit dem Wirtssohn auf dem Wägeli sitze, daß der Weg durch viele Wälder gehe, daß

ſie lange, lange vor ihm am Ort ſein müßten, und was da alles geredet und gemacht werden könne. Es kam eine Haſt über ihn, daß er kaum anſpannen konnte, beim Fortfahren riß er einem Oberaargauer ſein Wägeli, an welchem noch vernderiger Dreck war, faſt in Stücken, und faſt konnte er ſich nicht enthalten, im Trott mit dem ſchwer beladenen Wagen zur Stadt auszuraſſeln. Draußen aber wurde ihm immer heißer im Kopf, eine Angſt und eine Ungeduld kam über ihn, die kein Maß hatten. Es mußte geſprengt ſein, und, je mehr er ſprengte, deſto ungeduldiger wurde er, und immer mehr artete die Ungeduld in Zorn aus, da die Roſſe doch auch nicht immer ſprengen mochten. Er jagte ſie bergab, daß ſie die Knie ſchunden, er jagte ſie bergauf, daß ſie rauchten und keuchten wie Dampfkeſſel.

Da ſtüpfte der Teufel auch die Roſſe. Edle Roſſe mit Kraft und Mut, die noch keinem Mordiofuhrmann in den Händen geweſen ſind, denn ein Mordiofuhrmann iſt für die Roſſe gerade, was ein Deſpot für die Menſchen, edle Roſſe leiſten ihren vernünftigen Herren in Augenblicken der Not das Unmögliche, aber gegen unvernünftige Behandlung ſträubt ſich jedes Haar an ihnen. So fingen allgemach die Roſſe an unwirſch zu werden, ſie wußten nicht, daß Benz ſeinem Meitſchi nachwollte, ſie wären ihm ſonſt freiwillig zu Gefallen gelaufen. Sie ſtunden ſtill, wenn er ſie peitſchte, ſie gingen zurück, ſie warfen auf, ſchlugen aus. Und immer wilder wurde Benz, und immer wilder wurden die Roſſe, Benz wütete, die Roſſe wüteten. Da wurde Benz durch einen Schlag des Vorderroſſes getroffen; fluchend fiel er nieder, und dem Fluchenden zermalmte der nachrollende Wagen den Kopf.

Nun hatte ihn der Teufel und fuhr mit ihm ab zur Hölle, und da mußte nun Benz Steine führen und kam nie mehr zu ſeinem ſchönen Meitſchi. Aber dem Teufel gehörte er doch nicht ganz und gar, weil er eigentlich nicht ſo böſe war und der Teufel ihm ſo ſchlau abgepaßt hatte; es war noch ein Erbarmen für ihn. Es wurde ihm verheißen, wenn er einmal einen rechten Mordiofuhrmann be-

kehren könne, daß er seine Pferde nicht mehr schinde, und seine Seele aus des Teufels Klauen rette, so komme er von der feurigen Deichsel am feurigen Wagen weg und zu seinem Eisi, das schon lange an einem bessern Ort ist; denn es blieb Benz treu, und der Wirtssohn konnte nichts abbringen. Nun sind ihm zu gewissen Zeiten gewisse Nächte eingeräumt, wo er wiederkommen und sein Bekehrungswerk versuchen kann. Da gibt er sich dann für den Teufel selbst aus und macht es den Fuhrleuten, wie sie es ihren Pferden machen, und traktiert sie, daß sie zu Gott schreien würden, wenn sie wüßten, wie.

Schon lange, lange Jahre soll er Fuhrleute so traktieren bald hier, bald dort; aber bekehrt hat er noch keinen. Aber das kömmt ihnen nicht gut. Das nächste Mal, wo sie ihre armen Rosse wieder schinden, kömmt dann der Teufel selbst und dreht ihnen den Hals um, und hinab nimmt er sie an seine feurigen Wagen mit ihren feurigen Diechseln. Und dieser Benz, Dani, ist hinter dir gewesen, und du wirst bald as Tüfels Karre sy."

Und alle hatten ihm andächtig zugehört und noch mehr geschlottert als vorher, und Dani war ganz weiß geworden und bat den Stallknecht, daß er doch diese Nacht bei ihm schlafen dürfe, allein dürfe er es wäger nicht. Ehmals hätte er nicht „wäger" gesagt, sondern „DrTüfel söll mih näh!" Und der Stallknecht erlaubte es schlotternd gar gerne, ihm selbst war das Alleinesein nicht recht. Er hatte vielleicht auch noch gestohlnen Haber auf dem Gewissen und anderes und dachte vielleicht, der Teufel könnte eigentlich Mordiostallknechte so gut brauchen als Mordiofuhrleute. Schlotternd gingen alle weg, ausgenommen der Schneider und der hübsche Bursche. Der Schneider hätte gerne bei Mareili seinen Schlotter verschlafen und versteckt; aber Mareili, die schnippische Stubenmagd, war nicht glustig nach einem schneiderlichen Schlotter und trieb ihn hinaus. Der aber, frech, wollte nicht gehen, er hätte das Recht, so lange da zu sein als dä da. Da ging der, aber wohin, das konnte der Schneider, der von Mareili nachgetrieben

wurde, nicht begreifen; er sah ihn draußen nirgend mehr. Da erfaßte ihn ein doppelter Schlotter, war wohl der der Teufel selbst gewesen und paßte ihm nun auf, vielleicht wegen gestohlenem Faden und Tuch? Er kehrte um, bat Mareili dr tusig Gottswille, es söll ihn doch nit dmTüfel überla, aber kein Mareili hörte ihn, das hatte an einem andern Ort zu hören; und das arme Schneiderlein mußte halbtot Spießruten laufen zwischen langen, langen Hägen hindurch, in welchen jeder Zaunstecken ihm der Teufel schien, und bei jedem rief ihm sein schlotterndes Herz: „Dä nimmt dih, dä nimmt dih!"

Am andern Morgen warteten Dani und der Stallknecht, bis es Tag war, ehe sie sich zeigten. Und Dani war zahm und blaß und ging wie auf Eiern und ladete das zu seinem Wein Aufgeladene wieder ab, und der Stallknecht half gar willig und versprach, durch einen andern Fuhrmann es bestens zu besorgen. Und erst als er dem Stallknecht zweimal befohlen hatte, die Rosse doch recht gut zu füttern, ging er in die Stube, wo er sein Frühstück fand, und zum ersten Mal stellte er Anken und Hung und Käs beiseite und sagte, bloßes Brot tue es ihm sauft, es müß mänge Vornehmere bloßes Brot essen, und si Frau wär froh daheim, wenn sie geng bloßes Brot hätte.

Mareili machte ein gar spöttisch Gesicht dem zahmen Dani und fragte, wie er geschlafen und ob er sich bekehrt hätte, oder ob ächt drTüfel ihm hüt no drHals umdrehe. Aber Dani hatte nicht Zeit, zu antworten, er betete, daß ihm fast der Kaffee kalt wurde. Es war, als ob er es für viele Jahre nachmachen wollte. Und mit gar wunderbarem Gesicht betrachtete ihn Mareili, man wußte nicht, wollte sie vor Lachen versprützen oder gerührt werden. Endlich packte Dani auf, nahm noch Reste Brot mit für seine Rosse, redete so zart mit ihnen, wie es einem vierzigjährigen Fuhrmann möglich ist, und führte sie mit einer Sorgfalt heraus, als ob es Prinzessinnen wären und zwar legitime. Er machte ihnen förmlich die Cour, sah dabei aber immer über die Achsel, ob nicht Krallen dar-

über hereinkämen. Und als sie anziehen sollten, sagte er so leise: „Hü i Gottsname!", daß die Rosse es gar nicht verstunden und Mareili das Lachen nicht mehr bändigen konnte, besonders da der Stallknecht mit einem noch sanftern „Hü!" nachhelfen wollte. Aber Dani ließ sich nicht stören, sondern wandte nur sein andächtig Gesicht um und sah Mareili schwermütig an und fuhr, noch immer schlotternd, ab.

Und der Teufel drehte Dani den Hals nicht um; denn Dani war kein Mordiofuhrmann mehr, sondern ein vernünftiger, menschlicher Mensch mit Menschen und Vieh und fand immer mehr, daß er viel wöhler dabei sei, viel åstimierter und daher auch viel besser im Verdienst.

Und als später Mareili den hübschen Kerli heiratete, machte es ihm den Vorbehalt, daß er nie den Teufel gegen ihns spiele, selb begehre es nüt. Er tats nicht, es war aber auch nicht nötig.

Und wenn jemand über den gebesserten Dani spotten wollte, und daß man wegen seiner Bekehrung jetzt sicher den Stutz auffahren könne, so drohte er und sagte, man solle nicht spotten, er habe sichern Bericht, daß es an ein paar Stützen noch immer nicht richtig sei. Er glaube geng, der Tüfel ließe jetzt zwei los zuzeiten statt ume einen. Es sei durch den Benz gar mancher in die Hölle gekommen, ehe Dani sich bekehrte, weil sie sich nicht bekehren ließen; so hätte der Teufel noch Profit gehabt, und der habe ihm zu sehr gefallen, als daß er ihn so leicht fahren ließe.

Also nehmt euch in acht, ihr Mordiofuhrleute!

Wer lügt am besten?

Es saßen vier Kameraden beisammen und kamen tief ins Reden hinein, und viele Leute, wenn sie ins Reden hineinkommen, so kommen sie auch ins Rühmen hinein, und jeder wollte das Beste besitzen, das Merkwürdigste erfahren haben. Und wenn einer etwas erzählt hatte, so wußte ein anderer etwas noch viel Merkwürdigeres.

So erzählte Sami, seines Vaters Haus liege hoch auf einem Berge, da gehe der Luft so fürchterlich wie an keinem andern Orte. Hinter dem Hause, da hätten sie einen großen Misthaufen, und der sei gewöhnlich viereckig wie an andern Orten; aber an einem Morgen, wo es durch die Nacht gar grusam geluftet hatte, sei er ganz rund gewesen, von allen vier Ecken hätte man gar keine Spur gesehen.

Das sei gar nichts, sagte Christoph, er hätte einen noch ganz andern Luft gesehen. Sein Kamin in der Stube habe immer gerauchnet, weil es nicht Zug genug gehabt hätte, und niemand hätte ihm diesen Zug geben können. Endlich hätte er von einem vernommen, der könne es, und er habe ihn beschieden um viel Geld, und der nun habe einen Zug gemacht. Mit seinem vierjährigen Buben sei er in die Stube gegangen, wo das Kamin gewesen, und sowie er in die Türe getreten, hätte der Zug ihm den Buben von der Hand weggerissen und wie der Wind durch die ganze Stube und im Hui das Kämi auf; wenn er ihn nicht noch schnell hätte bei einem Bein ergreifen können, so wüßte Gott, wo der Zug den Buben hingetragen hätte durch die Luft.

Der dritte, der in der Geschwindigkeit nichts von Luft wußte, sagte, das alles sei nichts. Aber er hätte einen Vater gehabt, der sei der geschickteste Vieharzt gewesen, wo je gewesen. Einmal sei aus England ein Engländer expreß zu seinem Vater gekommen mit einem prächtigen Windhund. Dem sei in einer Fuchsenfalle das Bein abgeklemmt worden, und der Engländer habe es in einem Papier mitgebracht aus England, damit sein Vater es wieder anheile. Als er zu seinem Vater gekommen, habe er das Bein abgelegt vor dem Hause, während sein Vater den Hund besichtigt. Da sei schnell eine Krähe gekommen und hätte das Bein fortgetragen, man wisse nicht, wohin. Aber sein Vater sei nicht in Verlegenheit gewesen, er hätte dem Hund die drei andern Beine auch abgenommen und aus dem Windhund den schönsten Dachshund gemacht. Und der Engländer sei ganz entzückt gewesen und

hätte seinen Vater königlich belohnt und sei auf der Stelle nach England mit seinem Dachshund gegen die Dachse verreiset.

Der vierte wußte nichts von seinem Vater; aber das alles sei nichts, sagte er, gegen seine Frau. Die möge keine in vielen Dingen; aber im Klavierspielen, da wolle er mit ihr ausbieten zu Stadt und Land. Am letzten Neujahr habe sie auf dem Klavier ein Gewitter gespielt nach dem Mittagessen, und als man zum zAbetrinke habe Nidle holen wollen im Keller, da sei Milch und Nidle gesauert gewesen ob dem Gewitter, das seine Frau gespielt, und als man darauf nachgesehen, sei auch ganz frisches Bier sauer geworden. Alle Leute hätten gesagt, so was sei noch nie erlebt worden.

Nun, wer log am besten?

Die schönen Käsereien und die wüsten Männer.

Ein arm, alt Mütterli keuchte in den Hundstagen einen Berg hinauf. Es war grusam heiß, und das Mütterli ward gar durstig. Es trug wohlschmöckende Wasser umher und Seife und mehr solche Weiberwaren. Es hatte ihm grusam böset in der Welt, nicht nur mit dem Atem, sondern seit es alt ward, waren ihm die Landjäger viel auffätziger als ehedem, und eine Patente vertrug sein Kram nicht.

Mitten am Berge stand ein schön Brünnlein, und es juckte die Alte, von selbigem zu trinken; allein sie enthielt sich doch. Kaltes Wasser mache ihr nicht wohl, sagte sie halblaut, dHohlebüri sei eine brave Frau und gege den arme Lüte e bsunderbar e guti und hätte zwölf Kühe im Stall, die heyg bis dahi no geng es Tröpfli Milch für seye gha, si werd dä Ehehr wohl o ha. Und somit setzte die Alte hoffnungsvoll ihren Stab weiter.

Mühselig oben angelangt, stellte sie sich. Weder alte noch junge Weiber kommen gerne außer Atem vor ein Haus, wo sie das Mühlirädli nicht gleich könnten angehen lassen. Von da konnte sie nach einem Städtchen niedersehen und nach dem Hof empor. Es nähm

ſe doch ſy Seel wunger, dachte die Alte, wers beſſer heyg, e ſon e Herrefrau, wo alle Tröpfli Milch und alle Brösmeli Anke uf em Märit kaufe můß, oder ſon e Bůri, wo drKeller voll Milch heyg, dHäfe voll Anke, dsChemi voll Speck und e Nidle zweg, wes ere drSinn dra chömm. Nei, ſon e Herrefrau möchte ſie nicht ſein, dachte die Alte, die mit einem halben Vierteli Nidle huſe můſſe e ganze Tag u ſcho Angſt überchömm, we nume vo wytem öpper gege dsHus zuchömm, vo dem ſi denke chönnte, er möcht o drvo, und die nit emal Schuh vermöge, mit dene ſi frevelig dörfe über dGaß gah, we dsTau no a de Steine hangi, nei, da well ſi doch de lieber e Bůri ſy, wo dNidle ſo dick het und dSchuh ſo gut vermög, as es ſe achömm.

Und mit dieſem Gedanken wanderte ſie zu dem ſchönen Hauſe vollends empor, das ſchön zweg der Sonne ſtund und mitten im ſchönen Lande lang und ſauber ſich ausſtreckte. Still wars ums Haus, und ſie döppelete zweimal mit ihrem Stecken an die Türe, ehe jemand kam und zwar die Bäurin ſelbſt. „Gottwillche, Trini!“ ſagte dieſelbe und längte der Alten die Hand dar, „biſt o einiſch wider da? Chaſt ychecho, ih muß wagle, u wenn ih es Brösmeli ufhöre, ſo brüllet drBueb; er iſch gar e handliche.“ Und in der Stube ging ſie über die Tiſchdrucke, legte das Brot hervor und ſagte zu Trini: „Sä, nimm, wed maſch! Es iſch früſches, vorgeſtrigs u nit ſövli ſchwarzes; drMüller het is dä Rung nit úſes gut Korn gſtohle u brandigs drfür gä.“

Die Alte rühmte, wie billig, das Brot und ſagte, ſie komme an viele Orte, aber e Bůri heyg ſi no niene atroffe, die sBacken ſo gut verſtang, ſo ſchön ufgloffes Brot u ſo chüſtigs eß me nadiſch niene. „Aber hättiſch mr nit öppe es Tröpfeli Milch drzu, ume abgnoni? Es macht gruſam heiß, un ih bi durſtig worde, und dsWaſſer mag ih neue nimme recht erlyde.“ Da ward die Bäurin ganz bleich im Geſicht und ſagte: „Nei wäger, Trini, nit es Tröpfli cha dr gä, nit emal e Löffel voll hätt ih, für dem King da z'gä, wes erwachet,“ und das Waſſer ſchoß der Bäurin die Backen ab. „Aber

Herr Jeſes, was hets de gå? Heyt dr drBräſte gha im Stall? Ih ha gar nůt drvo ghört, daß er regiere."

„Nei, drBräſte regiert nit, dKůh gå Milch wie Bach, aber die verfluchte Käſereien ſy ärger als e Bräſte," und in volles Weinen brach die arme Frau aus, die zwölf Kühe im Stall, aber keinen Tropfen Milch im Keller hatte. Und unter Weinen erzählte ſie, wie der Mönſch auf Erden nie wiſſe, was es für Elend geben könne. Zehn Jahre hätte ſie mit ihrem Mann im Frieden gelebt und glücklich. Allbeineiniſch hätts frylich o öppen öppis gå wie an allen Orten, und ſie hätte darüber gruchſet, und damit hätte ſie ſich verſündigt, glaube ſie. Da ſeien die verfluchten Käſereien aufgekommen, und ſeither habe ſie keinen Stern, keine Freude mehr im Hauſe. Im Anfang ſei es noch nicht ſo bös gegangen, ſie habe zuerſt vorabnehmen können den Bedarf, und nur den Überfluß habe man hingetragen. Dann habe es geheißen, man müſſe die Milch immer von den gleichen, beſtimmten Kühen geben. Da habe man ihr die angewieſen, welche die wenigſte Milch gaben, und ſie hätte ſchon bitter bös dabei gehabt. Nun, ſeitdem die Käſe ſo viel gelten, müſſe alle beim Tropfen in die Käſerei getragen werden, nur am Samstag könne ſie eine Kachle usrichte für am Sunnde es Kaffee, und durch die Woche könnten ſie Käsmilch freſſen, bis ſie kotzen müßten. Kein Kaffee könne ſie mehr machen zwiſchendurch, es möge kommen, wer da wolle. Sie hätte ſchon manchmal faſt in den Boden ſchlüfen mögen, wenn eine Verwandtin oder Gevatterin gekommen ſei und ſie hätten ſo trocken beieinander hocken müſſen und kein Kaffee machen können. Der Mann ſage freilich, er wolle Wein anſchaffen, aber Wein ſei nicht Kaffee, und ſie ſchyße auf ſeinen Luterbacher, und beſſern kaufe er doch nit. Keim armen Mönſch chönn me meh e Tropf Milch gå, u füſt ſyg das es Hus gſi, wo weit und breit berühmt geweſen ſei für Guttätigkeit, und daß kein armer Menſch hungrig oder durſtig weggegangen ſei. Und jetz heig es ſeie breicht, daß ſie müſſe verbrüllet werden wegem Gyt, und doch vermög ſie ſich deſſen ſo nůt. Das

well ere mängisch fast dsHerz abdrücke, und sie müsse es sagen, dem Mann hätte sie lange Zyt kein gutes Wort gegeben. Aber es sei doch auch gar es längwyligs Drbysy eso.

„Das muß doch e wüste Gythung sy vo Ma!" sagte die Alte, sie hätte nicht geglaubt, daß er son e wüste Tüfel sei.

Es sei nicht einmal eigentlich der Geiz, sagte die Bäurin, es düech se, wes drGyt wär, sie könnte es ihm noch eher verzeihn. Er hätte das Geld zwar auch gern und könne es nicht aus den Fingern lassen, wenn er es einmal darin habe, aber die Hauptursache sei der Hochmut, und das mache sie am täubsten. Da wolle jeder der Größte sein, der sein, der am meisten melke, am meisten Milch in die Käserei liefere oder doch von so und so viel Kühen am meisten; und wer am höchsten in der Rechnung komme, dä heyg es ganzes Jahr drGring uf wien e dreijährige Hengst. Da hocke denn die Knuble ins Wirtshus und rühme, wie viel Milch sie geliefert hätten, wie viel Kreuzer sie aus der Maß ziehen, wie viel Zentner ihr Mulch gewogen, und wie viel halbmagern Käs sie zum Hausbrauch zu verteilen hätten und wie viel Hüttengeld mehr als Kosten, und tränken einen Schoppen nach dem andern, die Dolders Knuble! Und keiner denke daran, wie manchmal sein Weib plåret hätte, weil die Kinder nach Milch geschrien und die Mutter ihnen keine gehabt. Es hätte sie schon manchmal dünkt, wenn die Käsmunine bienangere ghocket syge, si möchte ne dGringe zsämmeschla, bis sie so breit wären wie Kuchenbretter. „Ja, das ist e vrfluchti Nation, verzieh mr Gott mi Sùng! U was geit? Je weniger Milch me het, desto meh suft me Brönz."

Trini hatte der weinenden Bäurin nach Noten geholfen; endlich dachte es doch an sich, und da es keine Milch bekam, so pressierte es fort. Es bot nun seine Waren an, packte das Schmöckwasser aus, legte die Seife zweg und rupfte noch zwei seidene Halstüchli aus einem Sack. Aber die Bäurin sagte, es solle sich nur nicht Mühe geben, sie kaufe doch nichts; und als Trini in sie drang, seine Ware, ausstrich, und wie man sie nirgends besser und wöhlfeler bekomme

da fing sie von neuem an zu weinen. Sie hätte kein Geld mehr für selligi Sache, jammerte sie; allbets hätte sie Geld genug gehabt für das Nötige, jetzt nicht mehr. Es sei an allen Orten der Brauch, daß man hie und da von einer ungeraden Maß Milch oder einem Pfündli Anken das Geld behalte. Man brauche auch Geld und möge nicht allemal mit em Ma chäre dessetwege. E Chrüzer fürn es Gotteli, e Chrüzer, für emene Krankne öppis z'krame, e Chrüzer für e Dokter, we drMa e Unerchannte isch; und wenn man zu Gevatter stehen müsse, so mache man seine Sache gerne recht und müsse öppis druftue uf das, was drMa gäb, dem es grad gut genug sei. Und mängisch schaff me gern am ene Ching no öppis a, was drMa nit well, oder gäb ere gute Jungfrau gern es Trinkgeld. Aber jetzt sei nichts mehr zu machen, und sie sei ganz use mit em Geld. Aus den Eiern könne sie nichts machen, er dole ihr nicht mehr als drei Hühner, weil sie das Gras verschleifen, und aparti stehle hätte sie auch noch nicht mögen und Sachen ga verschleipfe, aber wenn das nit angers chömm, so müsse sie auch anfangen; so ohne e Chrüzer Geld könne und möge sie nicht sein. „Ach, wär ih nume gstorbe, ehe die verfluchten Käsereien ins Land gekommen!" seufzte die arme Bäurin.

Als Trini wieder hinaus aufs Rangpar kam und das Städtchen wieder sah, wo die Herrenfrauen wohnen mit ihrem halbe Schöppli Nidle und sechskreuzerigen Schuhen, dachte es an seine frühern Gedanken und sagte, we drMa e wüste Hung syg, su chömm es cim grad is gliche use, syge me e Herrefrau oder e Burefrau.

Ich, der Kalendermacher, war damals eine Floh, die an Trinis ungewaschenen Beinen suggete, und hörte mit dem größten Erstaunen das alles an. Also alles in der Welt hat seine Schattseite, auch die schönste Sonnseite! Über die Käsereien hatte ich mich so sehr gefreut als eine eigentliche Goldquelle fürs Land, hatte mich gefreut, wenn ich hörte, hier sei achttausend Franken, dort zwölftausend, an einem andern Ort über sechzehntausend aus einem Mulch gelöst worden; in kleinen Landstrichen seien in einer einzigen

Sommerszeit dreißig- bis vierzigtausend Franken gleichsam hineingeblötscht, und in die einzige Gemeinde Höchstetten im Jahr 1838 über hunderttausend Pfund. Ich freute mich, wenn ich sah, wie dadurch der Landbau aufwärts getrieben wird. Je mehr Kühe einer hat, desto mehr Milch kriegt er; und, je mehr Milch er hat, desto mehr Geld kriegt er; das hat nun mancher Bauer begriffen, der sonst sein Lebtag nicht viel begriffen hat, mit dem Kopf nämlich. Aber seine Kühe muß er auch füttern, wenn er Milch haben will, das hat er erfahren; darum beginnt er den Grasbau doppelt so eifrig zu treiben, bschüttet auf Leib und Leben, macht Dünger, wie er kann und mag, und ißt manchen Erdäpfel mehr als sonst in der Hoffnung, dä werd de öppe einisch o z'gspüre sy uf em Land. Er hält besonders viel auf Eingrasen, denn bekanntlich kömmt man mit der gleichen Quantität grünen Futters wenigstens noch einmal so weit als mit derselben Quantität dürrem, das heißt, mit dem Gras von einer Jucharte kann man Kühe doppelt so lange füttern als mit dem Heu von dieser Jucharte. Bekanntlich ist der Sommermist auch weit besser, warum auch das Land der Moosbutzen so erbärmlich aussieht, wie gut es sonst wäre; denn, wo der Sommerdünger dem Land entzogen wird, und das geschieht bei jedem Weidgang, da ist man nur noch halbwitzig, man mag es mir glauben oder nicht.

Und deswegen freute ich mich, weil die Küher den Weibern so verdammt aufpassen oder vielmehr ihrem Milchgeschirr, so daß manche Kosle besser muß fegen lernen, wenn sie will, daß man ihre Milch abnehme, und weil mancher Bauer jetzt erfahren muß zu seiner großen Verwunderung, daß alles an die Sonne kömmt, wie rein es auch gesponnen sei, sogar wenn man Wasser in die Milch tue. Ich hatte mir wohl vorgestellt, hie und da gebe es etwas Kifel, wenn die Frau nicht mehr in der Milch schwimmen und mit ihr geuden, ihrem Fasel nicht mehr gute Milch, ihren Mastsäuen nicht mehr eigentliche, förmliche Nidle geben könne ab der Milch, während dann die Diensten die abgenommene essen muß-

ten, hatte mir auch gedacht, der Käsereien wegen hätten wir so teuern Anken und Schmutz, weshalb es nach und nach billig würde, daß die Bauern mit dem Taglohn für die armen Leute, welche Schmutz und Anken kaufen müßten, in die Höhe gingen. Kurzum, ich hatte mir manches Schöne gedacht, ehe ich als Floh an Trinis Beinen suggete.

Aber das, was ich als Floh hörte, hatte ich mir nicht gedacht, hatte mir nicht gedacht, daß Käsereien zu wahren Eheteufeln werden, den Hausfrieden stören, eure braven Weiber unglücklich, eure schlechten noch schlechter machen würden. Aber ich hatte mir auch nicht gedacht, daß so viele Männer solche Kolder wären, hundertjähriger Sitte hohnzusprechen und auf einmal ihre Häuser milchlos zu machen, als ob sie nicht aus hundertjähriger Erfahrung wissen könnten, daß auch die beste Frau unwirsch wird, wenn die Kühe ins Ungreis kommen und die Milch gespart werden muß. Und jetzt wollt ihr auf einmal sie einen ganzen langen Sommer im Ungreis lassen aus Stolz oder Hochmut; ja, sie soll gar keine mehr haben, keine zum Verkaufen, keine für ein arm Mütterli, keine für den Kaffee, ja gar keine mehr für ihre und eure Kinder. Seid ihr verrückt geworden oder sonst nicht witzig oder besessen vom wahren und eigentlichen Kästeufel?

Sie soll gar keinen Kreuzer mehr machen können auf altherkömmlichem Wege, um etwas zu kaufen, was ihr nicht kaufen wollt, zu einem Privatvergnügen, oder um eure eigene hundshäärige Natur gutzumachen? Ja, wißt ihr es nur, wenn manchem seine gute Frau nicht alle Augenblicke hinter seinem Rücken wieder gutmachen würde, er hätte sich schon lange einen Namen gemacht, an dem kein Hund schmöcken möchte, nicht einmal ein Metzgerhund. Und was nützt euch euer Käsgeld, wenn der Hausfrieden daran klebt? Und, wo am Käsgeld der Hausfrieden klebt, da klebt auch der Hausfegen daran; und wenn der Hausfegen und der Hausfrieden weg sind, so mögt ihr mit euerem Käsgeld auch nicht daheim bleiben; ein Mann bleibt nicht gerne da, wo er nur saure Gesichter

ſieht. Das Käsgeld tragt ihr dann von einem Wirtshaus ins andere, von einer Pinte in die andere, und das Käsgeld gebt ihr einem Wirt um den andern, und am Käsgeld klebt am Ende dann noch Haus und Hof, und was habt ihr dann vom Käsgeld?

Nein, Männer, der Hausfriede und das Glück eurer Weiber ſoll euch über das Käsgeld gehen, ſonſt kömmt es wahrhaftig nicht gut. Seid ihr vernünftig, ſo bleiben die Käſereien ein Segen des Landes und werden mehr und mehr eingeführt, und ihr und eure Weiber und eure Kinder könnet glücklich dabei ſein. Seid ihr unvernünftig, ſo werden ſie ein Fluch fürs Land, bringen Unglück mit, wohin ſie kommen — an vielen Orten werden die Weiber mit Gewalt und Liſt ſie verhindern — ihr aber werdet unglücklich, eure Weiber unglücklich oder ſchlecht und ſtehlen euch zuletzt das Stroh vom Dach, und wie werden dann eure Kinder auferzogen, ihr Mannen, in dieſem Käskrieg? Das, ihr Mannen, bedenket und hört auf meine Warnung, ſonſt denket an mich: der Kästüfel bricht euch früher oder ſpäter den Hals. DrKästüfel iſch ſo gut e Tüfel als der Branntenweintüfel.

Der ruſſiſche Knabe.

Man ſtellt ſich Rußland gerne vor wie ein unendlich ödes Land, nur angefüllt mit Schnee und Knute. Ach nein, in Rußland iſt auch Sonnenſchein und Freude, ſind nicht nur gefrorne Steppen, ſondern auch in Liebe weiche Herzen. Ein ſolch Beiſpiel vom letztern möchte ich gerne erzählen zur Beſchämung der Kinder, die immer miteinander zanken, die einander alles mißgönnen, die einander in keiner Not helfen wollen, ja, die nicht einmal ihren Eltern helfen mögen.

Im öden Rußland lebten zwei Eheleute, und die hatten zwei Kinder, einen ſechsjährigen Knaben und ein halbjähriges Kind. Es waren ſehr arme Leute, die zu dieſen Kindern nichts mehr beſaßen als ein Hündlein und eine Hütte. Sie ſtarben ſchnell hinter-

einander, diese Eltern, und konnten auf keine Weise sorgen für ihre Kinder. Da kam über den kleinen Knaben der ganze Geist eines Hausvaters, und seine Brust füllte Muttertreue und Mutterkraft; er ward Vater und Mutter für sein kleines Schwesterchen und Vater und Mutter mit einer Anstelligkeit, wie nur ein armes Kind es kann, dessen Kräfte die Not so frühe weckt und schärft. Die meisten reichen Kinder wären am Weinen gestorben, nicht so der arme Knabe. Er erhielt mit aller Aufopferung sein kleines Schwesterchen. Er gab demselben Milch von seinem Hündchen, das gerade Junge hatte, zu trinken, bettete dem Schwesterchen zu dem Hündchen, damit es hübsch warm bleibe; und das Hündchen ließ es sich gefallen um des Knaben willen. Denn der Knabe ging betteln für das Schwesterchen und seine Amme und aß nicht das Beste dessen, was er erhielt, ehe er heimkam. Und wenn er heimkam, aß er nicht zuerst, sondern setzte sich ans warme Nestchen und tränkte das Schwesterchen, speiste das Hündchen, und erst wenn satt das Schwesterchen ihm lächelte, satt das Hündchen ihm die Hand leckte, aß er auch, bis er satt war, und streckte dann neben beide sich hin zum Schlafen. Und weil das Hündchen die Treue, die Liebe des Knaben fühlte, darum ward es auch so treu und hatte das Schwesterchen so lieb, daß es ungeheißen bei ihm blieb und nicht herumlief nach gemeiner Hunde Art. Oh, Liebe und Treue vermögen gar viel, machen Hundeherzen menschlich; sie würden sicher auch manches Menschenherz menschlich machen, wenn man es versuchte mit Liebe und Treue, nicht mit Schimpf und Fluch.

Das Tun des Knaben erregte in Rußland Aufmerksamkeit. Es war ein Außerordentliches und kam zu den Ohren des Kaisers selbst, der seine Ohren hat im ganzen weiten Rußland herum und doch nicht alles vernimmt. Wer weiß, ob nicht etwa eine getreue Gensdarmenseele diesen Vorfall einberichtet hat mit der Frage: da das Treiben des Knaben ein außergewöhnliches und außerordentliches sei, so müsse er untertänigst einfragen, ob es ferner

zu gestatten oder ob nicht möglicherweise daraus entstehenden Umtrieben beizeiten vorzubeugen sei.

Genug, der Kaiser vernahm nicht nur diese Tat, sondern er empfand sie auch. Niklaus hat auch ein starkes, treues Herz, wenn er nicht auf dem Throne sitzt oder zu Pferde und keine Politik im Kopf hat. Großartig sorgte der mächtige Kaiser dafür, daß der arme Knabe nicht mehr betteln gehen mußte: er setzte ihm einstweilen eine schöne Pension aus, woraus er Kuhmilch für sein Schwesterchen kaufen kann, und gab ihm für die Zukunft den Eintritt in eine Anstalt, in welcher er umsonst erzogen und aus der er einst als Offizier und Edelmann hervorgehen wird.

„Ja," werden viele Kinder denken, die nicht recht wissen, was Liebe und Treue eigentlich ist, „wenn wir auch so einen Kaiser hätten, der Pensionen gibt und zu Edelleuten macht, so wollten wir uns auch lieb haben, statt zu zanken, wollten einander treu sein, statt uns zu übervorteilen, aber so achtet sich niemand unserer, wir mögen sein, wie wir wollen, darum kömmt es auf eins heraus, wie wir sind."

Nein, liebe Kinder, das kömmt nicht auf eins heraus, und wir haben jemand, der auf uns achtet; wir haben auch einen Kaiser, und der ist weit größer als der russische, und der lohnt noch ganz anders Liebe und Treue als der große Niklaus in Petersburg: das ist unser große Gott im Himmel, der selig machen will alle, die treu bleiben bis ans Ende, und der verordnet hat, daß denen, die in der Liebe bleiben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müssen. Dieser Gott übersieht kein treu Kind, und der Lohn, mit dem er die Liebe lohnt, dient wirklich zur Seligkeit.

Kinder, laßt euch warnen, seid nicht bloß treu um der Welt Lohn, strebt nicht darnach, daß euch die Menschen hoch setzen! Auch bei uns lohnet die Welt manches, aber der Welt Lohn ist oft der Seele Verderben, oft des Leibes und der Seele Untergang. Denkt euch den starken, treuen, selbständigen Knaben, der im sechsten Jahr auf die sinnreichste Weise ein Schwesterchen am Leben erhielt, denkt euch denselben im russischen Uniform in der furcht-

baren militärischen Disziplin, wo in den untern Graden keine Selbständigkeit giltet, wo eigenes Denken verboten ist, wo Freundschaften verdächtig werden! Denkt euch den Knaben mit dem weichen, starken Herzen, wenn er später Freunde unter der eisernen Rute der Disziplin sich krümmen, wenn er um des Systems willen Herzen, an die er das seine gefesselt, zerdrücken sieht! Da werden ihm wohl die goldenen Ketten zu eisernen, da erfährt er, wie bitter und gefährlich der Welt Lohn ist. Soll er sein ganzes Wesen opfern seinem Kaiser, oder soll er seinem Wohltäter untreu werden um der Liebe willen? Armer Knabe, dir steht vielleicht Schweres bevor, und unendlich wöhler wäre dir in deiner Eigentümlichkeit gewesen, man hätte dich in deiner armen Freiheit gelassen. Der Kaiser meinte es gut, er gab der Welt Lohn, aber eben der ists, der so viele Herzen bricht, so viele Seelen zugrunde richtet. Gott gebe dir auch seinen Lohn, armer Knabe, und bewahre dich, daß weder dein Herz bricht noch deine jetzt so schöne Seele verdorben wird!

Oh, wer in dreißig Jahren vernehmen könnte, was aus dem Knaben geworden! Große Lehren liegen dann wohl in seinem Leben über der Welt Lohn.

Bedenkliche Verlegenheit.

Auf dem Ofen lag Peter, am Tische spann seine Frau. Die Frau glaubte, Peter schlafe, und da wollte sie schnell die düstere Lampe schneuzen und den Docht etwas länger aus dem Ampeli hervorziehen, was Peter gewöhnlich nicht dulden wollte und zwar aus zweien Gründen. Er behauptete: je heiterer es sei, desto weniger gebe man acht; je kümer man mit dem Luegen tun müsse, desto schärfer passe man auf, desto weniger Klapperhüfli mache man, desto seltener lasse man den Faden abbrechen und hineinrollen auf den Spulen, wo man ihn dann dsTüfels Länge suchen müsse; zweitens: je mehr man im Licht nüdere, desto schlechter

brenne es, und, je länger man den Dachen hervorziehe, deſto mehr Öl brauche es zUnnutz. Seine Frau war daher gewohnt, die Momente wohl abzupaſſen, wo ſie etwas Heiteri aus der Lampe laſſen konnte ungeſcholten.

Doch diesmal hatte ſie ſich verrechnet. Peter ſchlief nicht, ſondern fuhr ſie gar mächtig an mit ſeinen bekannten Sprüchen. Die Frau wußte, daß, je länger man Peter reden ließe ungeſtört, er deſto hitziger werde und vom Hundertſten ins Tauſendſte komme; denn er war der Meinung, daß er ſeine Sache nicht verſtändlich genug geſagt habe, wenn er nicht ſo recht taub werde oder ſeine Frau oder beide zuſammen. Sie unterbrach ihn daher mit der Frage, ob ſie nicht bald brechen wollten, der Winter ſei vor der Tür, und Gſpünſt hätten ſie keins mehr, ſie müßten kaufen, wenn ſie ſpinnen ſollten. Das hätte ihm ſchon lange den größten Kummer gemacht, ſagte Peter, er wiſſe ſi arme türi nicht, was anfangen. He, ſi wüßt doch nit, was da aparte Kummer z'ha ſig, es werd o fürgah wie öppis angers, wenn er ume bim Dörre wohl acht gebe und den Flachs nicht verbrenne; er müß de flyßig wüſche. Das mach ihm nüt, ſagte Peter, er hätte noch nie verbrannt, er ſpare das Feuer, und wenn ſie ſchon kämen und aufbegehrten, das Werch oder der Flachs ſei nicht dürr, ſie könnten nichts machen, ſo täte er, als höre er es nicht. Man müſſe ſich nicht vom en iedere Tſchudi la bifehle. Aber das mach ihm e Kummer, wen ſi welle heiße cho breche. „Heißt me Meitſcheni cho, ſu wird nüt verrichtet, die hey ume z'galze und drNarre z'trybe, enandere am Bode umeztröhle, enandere dKilter fürzha und alle Lüte z'ſpotte, wo vorbylaufe!" „He, ſu wey mr Wyber näh!" ſagte die Frau. „Was ſinneſt o, Frau!" ſagte Peter, „weißt du nit, wie die freſſe? Die hey ke Bode, die freſſe dr am Morge, am nüni, zMittag, zAbe, zNacht, allemal wie we ſi dr ganz Tag no nüt gha hätte, und allemal bis nüt meh da iſch. Git me ne nit gnue, ſu wird me verbrüllet im ganzen Lang, und git me ne gnue, ſu freſſe ſi dr ganz Tag a eim Stück, und mornderiſch cha me ſelber breche."

Die gute Frau war ſelber verblüfft über Peters tiefſinnige Gedanken und meinte endlich, am beſten täte man, wenn man ſie halb und halb nehme. Das ſei grad dsVrfluchtiſch, meinte Peter, ſo halb und halb, da hülfen dann die Alten den Jungen galzen und ſchnädern und die Jungen den Alten freſſen, und man ſei doppelt drin. Nei, da helfe er lieber Alte nehmen, denen könne man doch etwas z'freſſe beizen, wo ſi de gnue überchäme, gäbs lang gang. Es ſei ihr recht, ſagte die Frau, aber was er meine, daß ſie kochen ſolle. Seine Großmutter hätte neue da einiſch Kabis ygmacht, es düech ne, dä ſött jetz afe ſure gnue ſy, u ſi welle vo dem gä, ſagte Peter. „Aber Herr Jeſes, was ſinniſch o!" ſagte die Frau, „dä iſch ja ſcho vor mängem Jahr gfulet mitſamt der Stande." „Es muß doch de o geng alles dsTüfels gah! We me meint, mi heig o öppis gſpart, ſu iſch de nüt me da. He nu, ſu gib ne de vo dine dürre Bohne, wo me geng zwure ſchlücke muß, eh me ſi einiſch achebringt. Bi dene geyt ne de dsBrecht ringer as dsFreſſe." „Aber Peter, was denkiſch o! Die ſy gut, we mr Drösch hey oder dSchnyder, aber an ere Brechete darf me ſelligs nit gä. An ere Brechete muß es Bry ſy, Rysbry u Fleiſch zweuer Gattig, ſuſch wird me verbrüllet dsLang uf un ab u vrhandlet an ere jedere Brechete un a alle Wöſche." „Was fragen ih dem na," ſagte Peter, „was die Chälze ſäge! Deßwege han ih nüt meh u nüt minger." „Aber däich o, Peter, zHustage chunnt üſes Meitſchi vom Herre, und was däichſt de o, wenn ihm dBuebe dBohne uf alle Tanzplätzge fürhey un en iedere ſih ſchücht, mit ihm heizgah, un es keni Kilter überchunnt, denk o, Peter, du hättiſch das o ungern, u dsMeitſchi chönnt dih o duure! Nei, mi muß o geng a dChing däiche!" „Das würd öppe nit ſövli machen," ſagte Peter, „bis zHustage wär das vergeſſe. Aber was wottſch de gä?" „He, n e Rysbry und zweuer Gattig Fleiſch, Säufleiſch u öppe vo re Kuh." „Weds de für dsTüfels Gwalt wottſch zwänge, ſo mach mira, aber eis ſäg ih dr: drBry, dä brännt de nume herzhaft a! Si hey de o deſt eh gnue. Ih will ſo ſüferli mit dr afa balge deſſetwege, aber häbs de nit ungern! DsRüppſtücki, das

choch de nadiſch nit z'ling, ganzes cheu ſis doch nit ſchlücke, und, je gnüger ſie dra chäule müſſe, deſto eh hey ſi o gnue. U dsFleiſch nimm de nit bim Wirt, grüns, da iſch nüt am e Pfung, reichs bir Gnipebüri, die metzge alle Jahr en alte Kuh und dörres de, daß es wird wie Stei. Ih ha mir Lebtig kes Fleiſch gſeh, das ſo darhet wie ihres. Wenn es Hämpfeli uf emene ganze Tiſch iſch, ſo blibt no für."

Die Frau hatte nichts Beträchtliches mehr zu antworten, und der alſo beſſer und gründlicher als mancher Geſetzesentwurf bearbeitete Brechetenentwurf ward angenommen. Es würde vielleicht mancher Staat wohltun, wenn er ſein Finanzdepartement bei dieſen Eheleuten in die Lehr täte, um Gründlichkeit zu ſtudieren.

Der Morgen des großen Tages brach an, und ſpäter brach der Abend desſelben Tages herein, und was ſich zwiſchen beiden zugetragen, will ich nicht erzählen. Aber am ſpäten Abend ſaß Peter traurig auf ſeinem Ofentritt und jammerte diesmal ungefragt alſo: eine ſolche Täubi hätte er ſein Lebtag nicht gehabt, da hätte alles nichts beſchoſſen; gäb wie er über den Reisbrei balget heig und je länger je ſtrenger, je länger je ſtrenger heige ſi gfreſſe; er hätt afe glaubt, ſi kratzi Löcher i dKachle. Und dsRüppſtücki heig er dere, wo nebe ihm ghocket ſig, ufs Teller gheit, ſi ſöll näh, we ſi mög. U die heig afe e Bitz abgſprengt, es heig ihm übel gruſet. U wo die uf der angere Site gſeh heige, wies gang, heige ſi nit gwartet, ſondern ds anger Fleiſch gno us diſe Weg la umgah u heige ſi Seel Stückeni abgſprengt, ſi heige ne düecht wie Ofeblatte. U bloß, bloß hätten ſie in der Mitte möge zſämmelänge; und da ſei er ghocket und heig dem Fleiſch nagluegt uf bede Site, un e kes Brösmeli heig er übercho, es heig ne afe düecht, er möcht ſe zrſchrüße; und ſeye heigs ume glächeret, er heigs wohl gſeh. Nei, e Brechete well er ſi Seel nicht mehr haben; er well kes Gſpünſt meh pflanzen, er wells lieber kaufen, man komme wohlfeiler dazu. Und Peter pflanzte kein Gſpünſt mehr, aber er kaufte auch keins, er war zu geizig dazu.

Aber jetzt ist er wieder in bedenklicher Verlegenheit. Bekanntlich gehen alte Sachen ab, und wenn man nichts Neues dazukauft, so hat man am Ende gar nichts mehr. So fehlt dem armen Peter nach und nach allerlei, besonders Leintücher; er hat keine mehr. Will er etwas Leiniges unter sich haben, so muß er sich in den Umhang hyren, und das setzt ihn allemal in bedenkliche Verlegenheit, die alle Morgen, wenn er daraussoll, noch größer wird. Leute, wisset ihr ihm keinen Rat?

Das Krokodil.

Im Jahr 1838 hat es einen großen Lärm abgesetzt und viele Angst im Schweizerlande. Ich meine nicht den Schnäuzlikrieg von wegen Louis Napoleon, wo auch viel verschossen wurde, wenn auch nicht Pulver, so doch Worte, in dem viel vergossen wurde, wenn auch nicht Blut, so doch Wein, auch Most im Thurgau draußen. Nein, ich meine die frühere Angst im Frühling von wegen dem bedenklichen Geschrei im Aargau drunten, es sei ein Krokodil losgebrochen und zwar bei Entfelden, und das sitze dort in einem Weiher und weine wie ein Kind, und, was es ferner machen werde, das wisse man noch nicht. Und eben darüber, was es anfangen werde, wenn es sich satt geweint, entstund große Angst und Bekümmernis im Schweizerlande. Und die Zeitungen redeten viel von dem Krokodil: wer seine Eltern gewesen seien, und wie es nach Entfelden gekommen sei; denn es sei sonst nicht in der Schweiz einheimisch, sagten sie, sondern im heißen Afrika. Der einzige Trost im Bernbiet war, daß noch gar vieles sei zwischen dem Bernbiet und Entfelden, namentlich Strengelbach; und ehe es mit allen Strengelbachern fertig geworden sei, komme sicher jemanden in Sinn, wie man sich wehren könne, dachte man im Bernbiet.

Indessen grub sich die Angst, was dieses Krokodil bedeute, in einiger Entfernung weit tiefer ein als die Angst vor dem Krokodil selbst. Viele Leute behaupteten steif und fest, das Krokodil bedeute

Leute, die über uns kämen, zu freſſen, was ſie nicht gepflanzt, und zuletzt uns ſelbſt, aber mit zärtlichen Tränen in ihren Augen. Unterdeſſen ſchwieg eine Zeitung nach der andern, und man ſtellte ſich vor, ſo freſſe das Krokodil einen Zeitungsſchreiber nach dem andern, der von ihm geſchrieben, um inkognito über die Leute zu kommen.

So in ſtiller Angſt, die ſo tief ſich eingegraben hatte, daß man ſie niemand anſah, vergingen mehrere Monate. Plötzlich kam atemloſe, verwirrte Kunde in die Silberau, das Krokodil ſei im dortigen Schachen wohlbehalten angekommen und mache eben ſeine Toilette zwiſchen den dortigen Sümpfen und Bächen zu einem unerwarteten Beſuch. Kühne Leute wollten es geſehen haben, aber ihre kühnen Augen verdunkelten ſich, ein blaſſer Schrecken betäubte ſie, verwirrt war ihre Beſchreibung; nun natürlich gewaltige Aufregung in der Silberau. Ein herrlicher Geiſt herrſchte, mit tiefer Verachtung redete man von dieſer fremden Macht und erinnerte ſich ſtolz an die alten, hochherzigen Zeiten und das noch jetzt nicht verroſtete Geſchütz, zu deſſen Ehren in einer Schweizerſtadt die Hühnerſuppen gefeiert werden. Die Jugend brauſte auf in gewaltigen Flammen und rüſtete Spieße; die Frauen drängten begeiſtert nicht bloß bis zu den Ringmauern, ſondern wollten zu gewagten Ausfällen ihre Herren und Männer hinreißen. Dieſe aber, beſonnenen Geiſtes, wie es Gebietenden geziemt, mahnten, daß, ehe man ſich an den Feind mache, man wiſſen müſſe, wie er ausſehe, ob wie ein Ofenhaus oder wie ein Türliſtock oder gar wie ein alter Saarbaum; man müſſe wiſſen, wo man ihn anzugreifen habe, je nachdem ſeine ſchwache Seite, die er auch haben werde wie jeder andere Menſch, an dieſem oder jenem Orte ſei. Hätten die Leute zur rechten Zeit ſich informiert, wo Achilles ſeinen ſchwachen Platz habe und wo der hörnerne Siegfried, ſie wären dieſen beiden wilden Buben eher Meiſter geworden. Unterdeſſen könne man vorſichtig rekognoſzieren laſſen und dann die erhaltene Kunde um ſo weislicher benutzen.

Und mit Unmut des Kampfes Hitze zügelnd, ſtrömten alt und jung heim hinter die Bücher, ABC- und andere Bücher, wo nur ein

Stück von einem Krokodil zu sehen oder zu lesen war: die einen, welche schon etwas Näheres von einem Krokodil gehört hatten, um ihr Wissen zu vervollständigen und namentlich auf diesen speziellen Fall hin, wo man ihm mit jedem Schritt begegnen konnte, die andern, denen diese Person neu war, um sich doch eine Vorstellung von ihr machen zu können, ob sie vier Beine hätte oder Flügel, und ob man sie auf den Bäumen zu suchen hätte wie die Baumlerchen oder unter denselben wie ordinäri Vieh.

Die fanden nun zu ihrem großen Erstaunen, daß das Krokodil fast gar ein vierfüßiges Tier sei und doch nicht recht. Es habe nämlich eigentlich vier Füße, mit denen es sehr schnell laufe, sogar ein Pferd einhole, und die starken Klauen der hintern Füße brauche es als solide Zahnstocher, wenn ihm zähes Fleisch in den Zähnen geblieben sei. Aber eigentlich rechne man es doch nicht zu den vierfüßigen Tieren, sondern zu den Amphibien, denn es bringe nicht lebendige Junge auf die Welt, sondern sei eine eierlegende Person, und zwar lege es dieser Eier so groß wie Gänseeier bei hundert und mehr in den heißen Sand und lasse da der Sonne die Mühe, die gefährliche Brut zu brüten. Indessen hätte der liebe Gott diesem gefährlichen und furchtbaren Tiere viele Feinde gesetzt und zwar die meisten, während es noch klein sei und leicht zu meistern. Eidechsen, Affen, Vögel, Neger und Schlangen guggen den Krokodilen das Eierlegen ab und machen sich über diese Eier her und sich lustig darob, obgleich sie einen Bisamgeruch haben, der auch dem Krokodil sein Lebtag nachgeht. Der Geruch, in dem man geboren wird, der verläßt einen selten mehr. Kurioserweise seien seine Alten seine größten Feinde, und darin habe es eine bedeutende Menschenähnlichkeit. Diese kämen nach einem Monat wieder, zerbrächen die Eier, welche nicht von den Affen verspiesen, von den Negern in Eiertätsche verwandelt worden.

Aus den Eiern kröchen nun etwa sechs Zoll lange Junge, hinter welche der Alte sich sogleich hermache und alle fresse, welche sich nicht auf des Weibchens Rücken flüchten könnten, und fallen von diesen

Geflüchteten wieder herab, so fresse sie das Weibchen selbst, nur damit sie dem Alten nicht zugut kämen. Eine saubere Wirtschaft!

Die übrig gebliebenen Jungen säugt nun das Krokodil nicht. Hat es auch Tränen, hat es doch keine Milch; denn zwischen der Milch und den Tränen ist der Unterschied, daß die erstere süß ist, die letztern bitter sind. Süßes hat aber das Krokodil nicht.

Das Krokodil würde also wahrscheinlich ebenso erschrocken sein wie jenes Huhn, dem eine vornehme Frau, als es durch eine Magd etwas Fressen betteln ließ für seine ausgebrüteten Küchlein, verdeuten ließ, es sei ein unverschämtes Tier, es solle mit seinen Jungen tun, was andere Tiere, das heißt sie säugen. Dieses kleine, sechszöllige Tier wächst aber zu einem unverschämt großen Bengel heran, der bis dreißig Schuh in die Länge und dick wie ein Pferd wird, einen Schild über den Rücken erhält, durch den keine Kugel geht, kein Schwert dringt, ein Maul, das mit vierunddreißig Zähnen fürchterlich bewaffnet ist, und einen Appetit nach Fleisch, der es unaufhörlich zu Mord und Totschlag treibt.

So gehen sie dann aus in ihrem schmutzig grünlichgelben Leib, in welchem sie einem gefallenen Baumstamme gleichen, nach Fraß, besonders des Nachts, und suchen ihn im Trocknen und im Nassen und nehmen mit allem Fleisch vorlieb, am liebsten ist ihnen aber Menschenfleisch, und unter dem Menschenfleisch ist ihnen das schwarz überzogene, rotblütige des Negers das liebste. Sie lauern am Ufer der Flüsse und gehen ins Land hinein, wenn sie Beute wittern; sie lauern auf die Beute, sie laufen ihr nach, sie schwimmen ihr nach, die ergriffene suchen sie ins Wasser zu tragen und dort zu ertränken, aber auf dem Trocknen fressen sie dieselbe. Besonders gut sollen sie sich darauf verstehen, einander die Fische nicht sowohl in die Bähre als ins Maul zu jagen; während einige unten im Fluß still im besten Lauf sich versperren, sollen oben im Fluß einige einen höllischen Lärm beginnen und so die Fische erschrecken, den erschrockenen Fischen immer erschreckender nachschwimmen den Fluß hinab, bis die armen Fische eingeklemmt sind zwischen die schlauen Kameraden,

oben und unten keinen Ausweg haben aus dieser engen Klemme als der wüsten Tiere zermalmende Mäuler. Das sind aber dumme Fische, und, was das Merkwürdigste bleibt, die dummen Fische sollen nie durch Beispiel klug werden, sondern die Krokodile sollen von Zeit zu Zeit dieses Manöver mit immer gleich gutem Erfolg versuchen. Diese Tiere, die niemand schonen, haben denn, wie billig, ihre Feinde, sonst wäre ja niemand sicher mehr auf der Erde, und es würden zuletzt nichts als Krokodile sein. Solches fanden sie in der Silberau in ihren Büchern.

Wie die Alten der Jungen ärgste Feinde sind, so bleiben sie auch unter sich feind. In Eifersucht entbrennen die Männchen, und in fürchterlichen Kämpfen sollen sie einander in solcher Anzahl töten, daß auf ein halb Dutzend Weiber nur ein Männchen kömmt; darum sollen auch die Weiber besonders sanft und zärtlich gegen die Männchen sein. Und ein solches Ungeheuer, das seine Jungen verspeist, sich gegenseitig tötet ohne Gewissensbisse, und ohne Skrupel alles Fleisch durcheinander frißt und noch dazu am liebsten stinkend, ein solches Ungetüm wurde von einigen sogar als heilig verehrt und angebetet. Wenn man das nicht wüßte aus dem Ägypterlande, so könnte man in Europa manches nicht begreifen. O wie schön, liebes Kind, ist es daher, wenn man etwas lernt!

Die Menschen aber, welche dsCouragi haben, verfolgen es, wie sie können und mögen, Sommers und Winters, auf dem Lande und im Wasser. Am kommodsten ist die Jagd auf Krokodile im Winter, wo sie so fest schlafen sollen, daß man sie in Riemen verschneiden könne, ohne daß sie aufwachten.

Am richtigsten wird ihr Fang in wachendem Zustande versucht, indem man ihren Glust zu erregen sucht durch irgendeine Beize, und ob diesem Glust an dieser Beize tötet man sie dann, wie man kann und mag. Mit dem Glust und an der Beize fängt der Mensch alle Tiere, weiß jedem Tier seinen eigenen Glust und die dazu gehörige Beize, aber selten einer kennt seinen eigenen Glust und die Beize, an welcher andere Menschen ihn fangen. (Das stund aber nicht

in den Büchern, welche man des Krokodils wegen las.) Besonders gluſtig ſollen die Krokodile nach Schweinen ſein; man hängt daher an einem Angel ein Schwein ins Waſſer und ſpienzelt am Ufer ein Ferkel. Das Krokodil ſchwimmt herbei, findet auf dem Wege das Schweinefleiſch, kann ihm nicht widerſtehn und — hängt am Angel; es kann ſich nicht vor dem Anbeißen hüten, was halt einem Krokodil nicht zuzumuten iſt.

Am kühnſten ſind wohl die, welche dem Krokodil nachlaufen und ihm eine Schlinge unwerfen, ja die, welche ihm nachſchwimmen, ſich mir nichts, dir nichts auf ſeinen Rücken ſetzen, ihm, wenn es den Kopf zum Beißen aufhebt, ein Querholz ins Maul ſchieben, dasſelbe mit beiden Händen wie einen Zaum halten und es, alſo reitend, ans Land treiben. Wahrſcheinlich haben dieſe noch Sporen an den Füßen.

Man kann das Krokodil auch erſchießen, wenn man ihm den rechten Fleck trifft, Ohren oder Augen; und wenn man ihm einen tüchtigen Pechklumpen ins Maul bringen kann, in den es ſich verbeißt, ſo kann man es erſchlagen, wenn man ſich nämlich vor dem Schwanz hütet, mit dem es einen zu Boden ſchlagen kann, daß man das Aufſtehen vergißt.

Doch ſogar dieſes Ungetüm hat einen Freund, der ihns liebt, und den es liebt, freilich beidſeitig auf eigennützige Weiſe. „Hilfſt du mir, ſo helf ich dir," heißts auch bei dieſen beiden. Das Krokodil ſchläft auf dem Lande und ſperrt nach Art vieler Schnarcher oder ſolcher, die nicht überflüſſig durch die Naſe Atem haben, das Maul auf und zwar weit. In dasſelbe kriechen nun alſobald, die einen ſagen Blutſauger, die andern ſonſtige Inſekten, und ſaugen nach Herzensluſt aus dem Zahnfleiſch und dem Rachen dieſes Ungeheuers Blut, und dieſes Ungeheuer, das ſeine Zunge nicht bewegen kann, das Menſchen und Kühe frißt, muß dieſe kleinen Tierchen machen laſſen, iſt ohnmächtig gegen ſie; gegen ſie helfen ihm ſeine Zähne nichts, hilft ihm ſein Schwanz nicht, ſchützt ihn ſein Harniſch nicht. Nun frißt aber glücklicherweiſe dieſe blutſaugenden Inſekten ein kleiner Vogel gerne,

den die Alten vornehm Trochilus, unsere Gelehrten populär Regenpfeifer nennen. Der kriecht nun sonder Scheu in den gräßlichen Rachen und frißt dort in aller Bequemlichkeit die Insekten weg, und wenn er sie alle gefressen hat, so setzt er sich auf einen spitzigen Zahn unters Loch und pfeift ein Lied, und das dankbare Krokodil soll mit seinen beweglichen Augenlidern den Takt dazu blinzeln. Wäger, auf einem solchen Spitz brächte mich niemand zum Singen, und wenn mir Richter oder König den Takt dazu schlügen mit Zepter und Schwert; lieber wollt ich tauchen in den finstern Schlund als singen auf diesem spitzigen Spitz.

Aber vielen Streit kriegten die Menschen in der Silberau, wenn sie zuweilen vom Lesen absetzten. Die einen erzählten vom Krokodil, die andern schrieen: „Nein, du erzählst ja von etwas ganz anderem, vom Kaiman!", dann lachten die dritten und sagten: „Wie könnt ihr doch von Kaiman reden! Das ist ja der Alligator." Der Streit wurde hitzig, und wer weiß, wie er geendet, wenn nicht ein Gelehrter ihn also geschlichtet hätte: daß das ungefähr alles die gleichen Tiere wären, das heißt von der gleichen Rasse, und ihre abweichenden Merkmale für gemeine Leute in Europa nicht von Bedeutung. Krokodile heiße man sie am Nil, Kaimane in Mittelamerika, Alligatoren in Süd- und Nordamerika; im Ganges und seinen Nebenflüssen sollen dann noch Gaviale sein, was die andern, die von diesen nichts gelesen, nicht glauben wollten.

Während man also mit Worten focht und die einen für Kaimane, die andern für Alligatoren Waffen und Listen bereiteten, kam Kunde über Kunde. In kurzer Zeit war es von vier Schuh auf acht Schuh gewachsen, aus anderthalb Fuß Dicke waren drei geworden; es behagte ihm offenbar in dieser Gegend. Ein kühner Späher brachte endlich die Exkremente (Mist auf gut Deutsch) des Tieres; sie wurden mit großer Sorgfalt untersucht. Es fanden sich darin Gräte von Fischen und Beine von Tieren; hurtig schlug man in allen Büchern nach, ob das richtig sei, aber wahrhaftig, was man in den Büchern sucht, steht gewöhnlich nicht darin, kein Wort stund darin von den

Exkrementen, wie sie röchen, wie sie seien. Einer, der von Bisam gelesen, begann einen schweren Verdacht gegen seines Nachbars Tochter, sie möchte heimlich der Alligator sein, weil man ihr auf hundert Schritte den Bisam anroch. Andere, die sich daran erinnerten, daß diese Tiere besonders gerne Neger, überhaupt am liebsten Menschenfleisch fressen, suchten in den Exkrementen sorgfältig nach etwas Menschlichem, nach einem Fetzen Negerhaut oder einem Knöchlein, aber sie fanden nichts, gar nichts Menschliches, nicht einmal etwas von einem Strengelbacher.

Das machte die Leute etwas irre und sorgloser, immer häufiger wagte man sich hinaus, nach dem Krokodil zu spähen oder wenigstens nach seinen Exkrementen; aber, je mehr Menschen gingen, desto weniger war es zu erblicken. Kühne Frauen durchspähten alle Winkel; jeder durchreisenden Frau dudderte das Herz vor Gwunder, wenn sie nur das Krokodil zu sehen kriegte, aber von weitem. Oh, was sehen die Frauen nicht alles gerne, aber von weitem! Aber keine sah es, auch von weitem nicht. Da fing man an zu glauben, das Krokodil ginge gerne obsig, so, wie es von Entfelden heraufgekommen, sei es weiter den Silberfluß hinaufgegangen, es wittere Fleisch, schwarzes und weißes, oben am Fluß. Und man spähte nun das Land hinauf nach Kunde von dem Krokodil, und oben im Lande war viel Angst von wegen des Krokodils. Es vergingen Wochen, man roch es nirgends, man sah es nirgends, fand nicht einmal Exkremente.

Da gingen einmal zwei Kameraden im Abenddunkel, gerade zur Zeit, wenn der Schnepf fliegt und der Hase weiden geht, über einen Berg oben im Lande. Die berichteten zusammen allerlei von den Kriegsläufen und von ihren Weibern, aber an das Krokodil dachten sie gar nicht. Auf einmal müpfte einer den andern: „Los, Sami, ghörsch nüt?" „Herr Jeses, was ist das ächt?" sagte Sami. Es kam etwas neben ihnen den Berg hinab: bald war es, als ob es trohlete, bald schien es zu schnaaggen oder zu kriechen und gab die wunderlichsten Töne von sich weder wie eine wilde noch wie eine zahme Sau; solche Töne hatten sie nie gehört. Da kam sie ein krampfhaft Zittern

an, und sie dachten an das Krokodil. Das wunderliche Rascheln am Boden, die wunderlichen Töne mußten vom Krokodil kommen, das ihrem gewitterten Fleisch entgegenschlich und sich laut über den erlauerten Fraß freute. Es versagten ihnen die Beine den Dienst, und was springen helfe vor einem Krokodil, das ja schneller sei als ein Pferd, dachten sie. Sie krochen, so schnell sie konnten, auf zwei kleine Buchen und dachten nicht, daß das Krokodil mit den Augen verzaubern könne alle Tiere, die es ansehe, so daß sie ihm in den Rachen fallen müßten von den Bäumen, auf welche es nicht klettern könne. Näher und näher rülpste und schlürfte es an sie, und ihre Bäume wankten im Sturme ihrer Angst. Es kugelte plötzlich bis unter die Bäume, auf denen sie bebten, das furchtbare Ungetüm, und lag da ausgestreckt und still einen Augenblick, als ob es sie bezaubern wolle. Und sie mußten es ansehen, sie mochten wollen oder nicht, und da dünkte es sie, als ob die Haut des Tieres nicht schmutziggelb und hörnern, sondern vom echten, elben Halblein wäre; auch schien es ihnen nicht so lang, aber dicker, als sie es sich vorgestellt hatten. „Ach," dachten sie, „es hat schon einen gefressen und seine Kleider angelegt, um die Leute besser zu fangen." Da fing es an sich zu rühren, berzete, tat, als ob es sich akkurat wie ein Mensch auf die Knie heben wollte. Den beiden wurde übel auf den Bäumen, ihnen stieg der Glaube auf, das Krokodil könnte doch klettern, gäb was die Leute gesagt hätten; sie schlossen die Augen, und übler, immer übler wurde ihnen, als sie hörten, wie es sich ganz aufrichtete, und als es offenbar an eine der Buchen anstund, da ward es ihnen übel durch und durch. „Jetzt, jetzt steigts empor!" pochten ihre zerbrösmelten Herzen. Da hörten sie, wie es sich wieder an den Boden niederließ und da stille blieb eine Zeitlang, und endlich hörten sie ein Giren, wie wenn man einen Zapfen aus einem Fläschchen zieht. Wunderbaren Mut goß dieser heimelige Ton in den einen der Kameraden; er öffnete die Ecke eines Auges, und siehe, wirklich war es! Das Krokodil trank aus einem Schnapsfläschchen einen guten, langen Zug. Endlich setzte es ab, berzete laut auf, wischte das Maul mit dem Ärmel ab und sagte laut

und vernehmlich, das Fläschchen in den Busen schiebend: „Namlich! Namlich!“ Dann hob es sich auf die Beine ganz wie ein Mensch und ging den Berg ab wie ein Mensch, nur etwas schwankend, und verschwand vor der beiden Augen unten gegen das Tal zu, und seither hat man vom Krokodil nichts mehr gehört. Es ist, als ob es, seitdem man es hätte Branntwein trinken sehen, ganz verschwunden wäre oben und unten im Lande.

Hätten die Entfelder recht zugesehen, wer weiß, ob sie nicht auch ein Branntenweingütterli gesehen hätten und einen Namlich, Namlich, der es am Maul gehabt!

Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli.

In einem kleinen Stübchen begann es zu dunkeln. Am Fenster saß ein altes Mütterchen, an seiner Schürze hingen ihm zwei muntre Enkel. Draußen hingen die Bäume voll Schnee, beißig war die Kälte, und an den kleinen Scheiben begann sie Blumen zu bilden. Gar gewaltig plagten die Kleinen das Großmütterli, daß es ihnen doch noch etwas erzählen möchte, und das Großmütterli klagte, es wisse bald nicht mehr, was. Von den Erdmännchen hätte es ihnen erzählt, wie sie ganz kleine, kleine Leutchen seien und den lieben Kindern allerlei schönes Gvätterzeug brächten, auch von der schönen Feefrau, die im Walde sei und verirrte Kinder heimbrächte, auch vom Mäuschen und seinem Großmütti, und jetzt wisse es nichts mehr. Aber die Kinder ließen nicht nach und baten fort und fort: „Großmütti, ume no eis Gschichtli!“ Da rief plötzlich eins der Kinder: „Luegit, luegit doch das schön gäl Vögeli, das da am Fenster steit mit dene Spatze u so gwungerig is Stübli luegt! Großmütti, lueg doch, wie schön und wie gwungerig es isch! Dörfe mer ne Brotbrösmeli gä us drTischdrucke?“ Die Großmutter konnte natürlich wie die meisten Großmütter den Kleinen nichts abschlagen, und das Fensterchen ward geöffnet und die Brösmeli auf den Sinzel gestreut.

Die Vögelchen flogen beim Öffnen des Fensters auf die nächsten Bäume, und wie es wieder zuging, flatterten sie emsig herbei, vergaßen ihre kalten Füßchen, die sie vorhin durch herabhängendes Gefieder zu erwärmen gesucht hatten. Die Kinder freuten sich gar sehr, daß auch das gelbe Vögelein (ein Gilberich) komme und sie es recht beschauen könnten. Aber das kam nicht und immer nicht, die Kinder weinten fast vor Betrübnis. Sie wollten absolut vom Großmütti wissen, warum gerade dieses Vögelchen nicht wiederkomme, ob es nicht auch hungrig gewesen, und wo es wohl möge hingeflogen sein. Das Großmütti, lange gedrängt von diesen Fragen, sagte endlich, es wolle ihnen erzählen, wer das Vögelchen eigentlich gewesen sei, warum es gekommen, und wohin es geflogen, aber sie müßten hübsch stille sein und aufmerksam. Als die Kinder das mit großer Freude versprochen, nahm die Großmutter noch eine Prise, fuhr mit verkehrter Hand unter der Nase durch und begann folgende Geschichte:

„Der liebe Gott hat gar viele tausend Engelein, und alle braucht er zu Lieb und Nutz der Menschen. Dieser Engelein hat er gar vieler Gattig, und manchmal sieht so ein Engelein aus wie ein Mensch und manchmal wie ein Vögelein. So sind diese gelben Vögelein auch Engelein Gottes, und die sendet er im Winter her zu Lieb und Nutz den armen Leuten.

Und da war einmal ein Mann, der hatte Frau und Kinder; es waren gar arme Leute, sie hatten nichts, als was sie verdienten, und gar manchmal hatten sie nichts zu verdienen. Wenn es recht kalt war oder stark regnete, so schickte der Bauer, bei dem der Vater taunete, ihn nach Hause, dann machte er keinen Lohn und mußte daheim essen. Und der arme Vater mußte so viel anschaffen, Kleider für die Kinder, Essen für alle, den Hauszins bezahlen, und im Winter sollte er noch Holz kaufen. Sein Bauer gab ihm keinen Spreißen zur Behausung, aber er bot ihm manchmal an, wenn er in fremdem Wald Holz stehlen wolle, so wolle er es ihm mit seinen Rossen heimführen. Sie hatten eine magere Geiß, von der nah-

men sie die Milch, und die Mutter machte noch manchmal Anken von dieser Milch in einer Flasche, um doch zuweilen etwas Schmutziges zu haben, um eine rechte Suppe zu machen, was sie oft lange, lange nicht vermochte. Ja, Kinder, das sind sehr arme Leute gewesen und die Kinder so mager und bleich, ich kann euch nicht sagen, wie.

Und doch waren es gar brave Leute und blieben brave Leute. Der Vater nahm auch kein Scheit fremdes Holz; von dem Flachs, den die Mutter zu spinnen bekam, nahm sie nie auch nur für einen einzigen Nähtlig. Auch den Kindern schärften sie früh ein, wie der liebe Gott im Himmel es nicht wolle, daß man auch nur das Geringste nehme, was andern Leuten sei, und wie es ihm ein Herzenleid sei, wenn er Kinder sich versündigen sehe an fremder Sache. Oh, wie gluștig sahen manchmal die armen Kinder schöne Äpfel und Birnen am oder im Wege am Boden liegen; aber sie nahmen nichts für sich, freundlich sahen sie die schönen roten Backen an und gingen dann weiter und dachten, der liebe Gott werde ihnen sicher auch einen schönen roten Apfel oder eine saftige Birne zukommen lassen, wenn sie seine getreuen, lieben Kinder blieben. Und allerdings, wenn ein Bauer oder eine Bäurin sah, wie die armen Kinder neben den schönsten Äpfeln vorbeigingen oder sie aufhoben und in die Hofstatt warfen, damit sie im Wege nicht vertrappet würden, so erhielten sie manchmal ganze Scheuben voll Äpfel und Birnen von den schönsten und nicht bloß halbfaules Auflesobst. Und sie erhielten es ungebettelt, denn betteln wollten sie nicht, und die Eltern hießen sie nicht. Aber wenn etwas zu verdienen war, Nüßlikraut zusammenzulesen oder Rabünzli, Erdbeeren oder Brombeeren, so waren sie auf den Beinen früh und spät und freuten sich so kindlich und herzlich, wenn sie dem armen Müetti einen Kreuzer Geld heimbringen konnten, daß es konnte ein Stückli Brot kaufen oder ein Schlückli Milch.

Das älteste Kind hieß Margrithli und war ein gar kluges und difiges Mädchen. Es machte schon fast die ganze Haushaltung,

damit die Mutter ungestört am Spinnrad sitzen könnte; und dem kleinsten Kind war es wie ein kleines Müetti, so lieblich und geduldig ging es mit ihm um.

Da gab es einmal einen gar grausam kalten Winter, wo Stein und Bein monatelang alles gefroren war und die Kälte in alle Häuser drang; ach, und in das Stübchen der Armen drang sie gar grusam. Der Vater hatte mit Miesch die Wände vermacht, so gut er konnte, aber das half nichts. Die Fenster waren schlecht und fielen fast aus den faulen Sinzeln heraus, die Türe schloß nicht, und von allen Seiten war das Häuschen dem Bysluft zweg. Auch das tüchtigste Heizen hätte nicht lange gefruchtet; aber wie sollten sie tüchtig heizen in den grundschlechten Ofen, den neu zu bauen schon des Bauern Vater Steine geführt hatte, die dann aber der Sohn für etwas anderes brauchte? Wie sollten sie tüchtig heizen, die armen Leute? Das Holz war so teuer geworden, daß der Vater fast einen ganzen Taglohn gebraucht hätte, um die Stube recht warm zu machen, und dazu hatte er eben wegen der Kälte wenig zu verdienen. Und eben weil das Holz so viel Geld galt, so verkauften es die Leute lieber, als daß sie es verschenkten. Sonst hatten gute Leute dem Vater immer ein dürres Tannli gegeben oder erlaubt, einige Bäume aufzuschneiten, jetzt aber wollte ihm niemand etwas erlauben, alle Leute hatten alles selber zu brauchen, wie sie sagten. Aber was sollen die armen Leute anfangen, wenn man ihnen, je teurer das Holz wird, desto weniger schenkt, wenn kein Verdienst mehr beim Spinnen ist und die alten Öfen in den kleinen Häuschen immer schlechter werden?" sagte die Großmutter.

„Was die armen Leute im schlechten Häuschen anfangen wollten, wußten sie selbst nicht. Es war so kalt bei ihnen, Biecht an allen Wänden, und wenn sie heizten, so ward es so feucht und naß und bald wieder um so kälter, und ihre Betten waren so schlecht und dünn, daß sie fast Tag und Nacht schlotterten, die armen Leute. Wenn der Vater den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet hatte in seinen dünnen Kleidern, so fand er daheim keinen warmen Ofen,

kein gutes Bett, wo er recht erwarmen konnte; kalt mußte er am Morgen wieder in die Kälte hinaus.

Aber eines Morgens konnte der Vater nicht mehr fort, ein ſchreckliches Fieber kam ihn an, bald war ihm, als ob er im Feuer läge, bald, als ob er zu einem Eiszapfen werden ſollte, und als ob man ihn mit Spießen guſle, bald ſchüttelte es ihn, daß faſt das Häuschen zitterte, bald kam er in Angſt, daß es ihm zu eng ward im Häuschen. Da ward es ſeiner Frau und den Kindern gar angſt um den Ätti, ſie ſtunden um das Bett herum und fragten alle Augenblick: „O Ätti, Ätti, beſſerts no nüt?“ Die Mutter hatte in einem Säckli noch ein Hämpfeli Bocksbart, und von dem machte ſie geſchwind Tee und gab ihm ein davon; aber das Fieber wollte nicht abnehmen. Da jammerte ſie, wenn ſie doch nur dürre Kirſchen hätte, fürs Fieber ſei nichts Beſſeres, als ab denſelben zu trinken, es ſagten das alle Leute; aber arme Hüng wie ſie hätten keine dürren Kirſchen. Das ging dem Margrithli wie ein Stich durchs Herz, daß dem Vater es beſſern würde, wenn er ab Kirſchen trinken könnte, und daß ſie keine hätten, und der gute Vater ſtöhnte ſo jämmerlich! Da ging Margrithli leiſe zur Türe hinaus, der arme Vater ſollte Kirſchen haben; es wollte zum erſten Male betteln gehn. Es wußte eine Frau, die hatte ihm ſchon manches gute Wort gegeben, die werde ihm wohl auch Kirſchen geben, dachte es. Und es irrte ſich nicht, ſie gab ihm ein ganzes Kacheli voll, als es halb weinend bat und verſprach, es wolle ihr dann im Sommer Kamille dafür zſämmeleſe, oder was ſie ſonſt wolle; aber Geld hätte es keins, ſie ſeien gar gruſam arm und wüßten nicht, wann der Ätti wieder etwas verdienen könne.

Der Ätti konnte nichts mehr verdienen, und ſo wurden ſie noch alle Tage ärmer, und kälter ward es alle Tage in ihrem Stübchen. Die Kinder gingen zwar alle Tage in den Wald, dürre Äſte zuſammenzuleſen, aber der Wald war ſchon ſo erleſen, daß ſie wenig fanden, bloß ein kleines Hämpfeli, kaum genug, des Tags einmal etwas Warmes zu machen, und dazu war es ſo gruſam kalt, daß

ſie es kaum erleiden mochten. Da fiel auf einmal ein tiefer Schnee, und die armen Kinder konnten nicht mehr in den Wald, ſie hatten kein Holz mehr, konnten nichts Warmes mehr machen. Sie entlehnten hier ein paar Scheiter, dort ein paar; aber ſie durften nur einmal an einem Orte entlehnen, ſie waren nicht unverſchämt, wie viele ſind. Sie wußten nicht mehr zu entlehnen, und immer elender ward der Vater, und immer kälter wurden ſeine Beine und ſeine Backen, wenn ſie auch alles auf ihn deckten, was ſie vermochten.

Da hielt es Margrithli nicht mehr aus in dieſem Jammer. Es dachte, der liebe Gott werde ſicher nicht zürnen, wenn es betteln gehe in dieſer Not; er habe ja ſo vielen Leuten gute Herzen gegeben und Reichtum, damit ſie armen Kindern hülfen, wenn der Ätti oder das Müetti krank ſei. Es ſchlich ſich leiſe wieder zur Türe hinaus in die ſtrenge Kälte, und doch wollte es nicht in der Nähe betteln, nicht einmal bei der guten Frau, die ihm Kirſchen gegeben hatte. Ins nächſte Dorf wollte es gehen, da werden doch auch gute Leute wohnen, die ihm Holz gäben oder einen Kreuzer Geld, um ſolches zu kaufen. Ach, es fror es gar gruſam, das arme Meiteli, als es recht an den Bysluft kam. Es hatte nichts an als ein durchſichtiges Hemmeli, ein dünnes, indienniges Tſchöpeli, ein böſes, kurzes Kitteli, abgeſchabte Strümpfchen und ausgetrappete Schuhe, wo bei jedem Tritte di blutti Ferſere an die Kälte kam, kein Gloſchli, kein Pfäffli, keine Händſchli, die kalten Hände hatte es unter einem baueligen Scheubeli, aber wärmen konnte es ſie da nicht.

So lief es dem nächſten Dorfe zu, und, je näher es ihm kam, deſto ängſter wurde ihm, es hatte ja noch nie gebettelt bei fremden Leuten. Und als es zum erſten Hauſe kam, da durfte es faſt nicht döppeln und döppelte ſo leiſe, daß man es lange nicht hörte, und als man endlich kam, da redete es ſo leiſe, daß die Frau es lange nicht verſtund, am kalten Bysluft ungeduldig wurde, es anſchnauzte, wenn es ihr das Maul nicht gönnen möge, ſo ſöll es ſih wytergheie, und die Küchentüre wieder zuſchlug. Es durfte nun faſt gar

nicht zum nächsten Hause und stund lange dort, ehe es sich zu künden wagte, und fühlte vor Angst die Kälte nicht. Endlich tat es es doch, und da streckte man ihm aus dem Fensterläufterli ein Stückli Brot dar, und ehe es sein Anliegen dartun konnte, hatte man das Läufterli wieder zugeschoben. Es mußte wieder fort, mußte von einem Hause zum andern, und allenthalben ging es ihm ähnlich.

Ach, es konnte nicht reden, nicht jammern und die Hände verwerfen, auf welche Weise die eingeübten Bettelkinder den dicken Bäurinnen ihre weichen Herzen öffnen, und niemand nahm sich Zeit, abzuwarten, bis sein schüchtern Stimmlein die Worte gefunden von der Not des Vaters und ihrem Jammer. Und wie es weinte, das arme Kind, sah auch niemand, denn die Tränen gfroren ihm ja in seinen Augen. Es wurde nach und nach ganz gstabelig, und doch durfte es sich nicht das Herz nehmen, irgendwo zu fragen, ob es nicht hineinkommen und auf dem Ofen sich wärmen dürfte. Es wäre ihm sicher erlaubt worden und dann wahrscheinlich auch geholfen; die Spinnerinnen sind immer gwunderig, und wenn ein Bettelkind auf einem Ofen sich wärmt, so muß es Bscheid und Antwort geben, schier mehr als es weiß. Da hätte man es auch gefragt, und es hätte sein Herz leeren und das rechte Mitleid erwecken können; aber so gut ward es ihm nicht, ein schüchtern Bettelkind ist im kalten Winter, wo niemand gerne lange draußen auf Bescheid wartet, übel an.

Endlich traf es einen vor seinem Hause Holz abladenden Bauer und konnte den nun um welches bitten und, da der Bauer nicht pressierte mit der Antwort, hinzusetzen, wie kalt sie hätten, und wie krank der Vater sei. Da sagte der Bauer, er führe nicht das Holz zum Hause, um es dann wieder vom Hause wegtragen zu lassen; aber dort, und mit dem Finger zeigte er nach einer Waldecke hin, seien noch Respen, da könne es seinetwegen ein Bündeli nehmen. Da goß die Freude dem armen Margrithli wieder etwas Wärme in seine kalten Beinchen im dünnen Kitteli, und so schnell es ihm seine bösen Schuhe erlaubten, eilte es dem Walde zu. Dort

fand es einen ganzen Haufen buchige Reſpen, und das Herz im Leibe lachte ihm, ward aber bald wieder traurig, als es ſah, wie wenig es davon wegzuſchleifen vermochte. Es nahm faſt über ſeine Kräfte, es hoffte, einmal auf dem Wege, wohl damit fortzukommen. Aber auch da wollte es nicht rücken, es dünkte ihns, es möge je länger je weniger. Die Kälte ſchien ihm immer tiefer in ſein Leibchen zu dringen. Die Glieder wurden ihm ſo ſchwer, der ganze Leib ſo matt, und über die Augen legte ſich ein immer gewaltigeres Gewicht, das ſie zudrücken wollte, und immer mehr wuchs die Luſt, ein Stücklein zu ſchlafen. Aber dann ſah es den kalten Vater daheim, fühlte das kalte Stübchen; dann wurden ihm ſeine Augen etwas leichter, und einen neuen Ruck tat es an ſeinen Reſpen.

Und vor ihm her auf dem Wege hüpften und flatterten zwei gelbe Vögelein; ſie warteten, faſt bis es an ihnen an war, dann flogen ſie nur einige Schritte weiter und ſahen ihns ſo freundlich an, als ob ſie ſagen wollten: ‚Komm nur, komm! Wir kommen immer näher deinem armen Vater.‘ ‚Ach,‘ dachte das arme Kind, ‚wenn ich doch nur Fecken hätte wie ſie, daß ich heimfliegen könnte, oder daß die Vögelein mich verſtehen würden, dann wollte ich eins heimſenden, der Mutter zu ſagen, wo ihr Margrithli ſei, und wie kalt ihm ſei und wie ſchwer die Augen.‘

Und immer dunkler ward ihm vor den Augen, und immer dunkler ſah es die zwei gelben Vögelein, obgleich die immer näher blieben. Es fühlte, daß es nicht weiterkönne, daß es ſchlafen müſſe; aber ehe es auf ſeine Reſpen niederſank, bat es Gott, daß er doch ſeinen Vögelein befehlen möchte, daß ſie heimflögen und ſeiner Mutter ſagen möchten, das Margrithli ſchlafe hier im Walde und habe Holz für den armen Vater, ſie ſolle doch geſchwind kommen und ihns wieder wecken und das Holz holen. Die Vögelein wollten es nicht ſchlafen laſſen, ſie flogen ihm aufs Geſichtchen, ſie pickten ihm ſanft auf Backen und Lippen, aber der Schlaf lag gar zu bleiern auf ihm, ſie konnten es nicht wecken. Da flogen ſie ſchnell vor das

trübe Fenster des schlechten Häuschens und pickten, so stark sie konnten, an die lockern Scheiben.

Aber die Mutter sah die gelben Vögelein nicht am Fenster picken. Gerade als Margrithli zum Schlafen sich niederlegte draußen im Walde auf seine Respen, hatte auch der Vater sich gelegt zum tiefen letzten Schlaf, seine Augen geschlossen und die letzten Atemzüge getan. Und die Mutter hatte ihren Kopf zu dem seinen gelegt in Jammer und sah und hörte nichts vor Elend, nichts von den Vögelein und ihrem Margrithli. Das erwachte auch nicht mehr aus seinem Schlafe hier auf Erden; aber am folgenden Morgen fand man sein starr Leiblein im kalten Walde auf seinen Respen und legte es neben des Vaters Leiche aufs Bett, und drei Tage später legte man sie zusammen ins dunkle Grab, wo es wärmer war als in ihrem kalten Stübchen.

Da aber wurden die gelben Vögelein gar traurig, daß sie das arme Margrithli nicht vom Tode retten konnten, und sie baten den lieben Gott, daß er sie doch alle Winter aussenden möchte, armen, guten Kindern das Betteln zu sparen, arme Leute vor so tiefem Elend zu bewahren, daß kein armes Margrithli mehr sterben müßte in dunklem Walde. Und der liebe Gott freute sich gar sehr über ihre Bitte und schickt sie alle Winter aus.

Und nun, wenn es Winter wird und kalt und der Schnee giret und glitzert, so lassen sich diese gelben Vögelein zu den Häusern; und wo sie ein klein, arm Hüttlein sehen, da fliegen sie auf den Sinzel und luegen scharf ins Stübchen, ob da Not und Elend sei, und stecken ihr Schnäbelchen an die Fugen der Fenster, um zu merken, ob es kalt oder warm drinnen sei. Und, wo sie Elend merken und Not und kalte Stübchen, da fliegen sie vor reiche Häuser und tun nötlich vor den Fenstern und auf der Bsetzi und flattern auf den Bäumen herum, damit die Bäurin merke, es friere eine arme Familie in der Nähe und leide Not, da fliegen sie ängstlich vor den Bauern herum auf dem Wege, wenn sie ins Holz fahren oder Holz um schwer Geld fortführen, und mahnen sie, es sei ein arm

Margrithli auf dem Wege und werde im Walde erfrieren, weil man nur das Holz verkaufen und keines mehr verschenken wolle; da flattern sie den Förstern, die auf Holzsteigerungen reiten oder fahren, gar ängstlich um die Beine, diese schönen gelben Vögelein, und möchten ihnen ins Herz schreien, wie manch arm Margrithli frieren müsse, betteln müsse und umsonst, wie manche Haushaltung fast erfrieren müsse, während sie viel Geld lösen für die Staatskasse, die kein Herz hat für arme Margrithli. Aber am meisten sieht man solche gelbe Vögelein in Städten, in Bern namentlich, da flattern sie nicht nur denen, die am meisten zu befehlen haben, vor den Füßen herum, sooft sie über die Gasse gehen, sie setzen sich auch auf die Fensterſinzel und sehen kläglich und wehmütig in die Stuben hinein, wo die Herren sich beraten über des Landes Wohl, und möchten ihnen reden von armen Margrithlene, kalten Stübchen, kranken Vätern, trostlosen Müttern.

So kommen die guten Vögelein alle Winter und tun treulich ihr Tagewerk, und der liebe Vater im Himmel sieht dann auf die Herzen und achtet, welche Reiche und Vornehme auf diese Vögelein achten, der Not der Armen sich erbarmen und Vorsorge treffen, daß Fleißige nicht betteln müssen in der Not und kein Margrithli erfriere; diese Herzen schreibt er sich auf, denen gibt er seinen Segen, und wenn sie sterben, so nimmt er sie zu sich in seinen schönen Himmel."

So erzählte die Großmutter, und andächtig hatten die Kinder zugehört und hatten geweint über das arme Margrithli und seine Not. Und als die Großmutter fertig war, da sahen sie ihr lange ins Gesicht und sagten endlich: „Ach Großmüetti, mir sy wüesti Ching, dsBasel-Heiris sy krank u hei nüt, u mir hei daheim nüt gseit u heys wohl gwüßt, u jetz syn is dVögeli cho mahne. O Großmüetti, gib is gschwing Brot und Milch! Mir wei nes ga bringe." „Nei, Ching," sagte die Großmutter, „dihr müeßet jetz is Bett, aber wenn dr selligs nimme weit vergesse, so will ih selber no gah und luege, was si nötig hei." Die Kinder versprachen es und hielten

es; sie vergaßen nie mehr, wenn jemand in der Not war, und kein gelb Vögelein mahnte sie je umsonst.

Wie man zu Knubelkofen Sittenrichter und Gemeindräte wählt.

„Wo willst du hin, Hans, so gsunndiget?" fragte Seppli, der Tierarzt, einen kleinen, vierschrötigen, halbleinigen Mann, der emsig davonbeinelte.

„A dGmeind," sagte Hans. „Es ist heute Hausvätergemeinde, und ich möchte nicht zu spät sein."

„Aber Hans, was chunnt dih a, daß du heute an die Hausvätergemeinde gehst? Du hast dich ja schon manchmal verflucht, dahin geheest du nicht mehr."

„Gflucht oder nit gflucht, aber heute will ich gehn, heute macht man ja neue Sittenrichter und neue Gemeindräte," entgegnete Hans.

Seppli schmunzelte in den Maulecken und fragte: „Und du, Hans, willst Sittenrichter oder Gemeindrat werden — jetzt merke ichs, und ich werde dir meine Stimme auch geben sollen?"

„Du bist e Narr, Seppli!" sagte Hans, „lieber wollte ich leisten."

Seppli: „Aber warum willst du dann gehen und wählen? Was macht es dir, ob der oder jener an die Plätzg komme?"

„Wohl, das macht mir viel," sagte Hans. „Am letzte Büremärit hat mich der Fülli-Benz gar unverschämt ausgeführt mit seinem schlimmen Maul und hat mir meine Kutte vorgehalten, die Fecken hätte wie Stallstüren. Der muß mir Sittenrichter werden, und sollte es mich zehn Maß kosten!"

„Aber Hans, wo denkst du hin!" sagte Seppli, „der ist ja immer volle und sagt dann allen Leuten wüst oder fahrt mit seinem Wägeli im Land herum, und alle Pörter sind ihm im Weg. Wo ein Spiel in einem Wirtshaus ist, hat er es in den Fingern, und dsWibervolk sieht er auch nicht ungern. Und dann ein solcher Sittenrichter, wie sollten da die Leute Respekt vor ihm haben!"

Hans: „Eben sollen sie keinen Respekt vor ihm haben, sondern das Gespött mit ihm! Ich habe kein schlimmes Maul, daß ich ihm sein Ausführen eintreiben kann, darum sollen andere Leute es ihm eintreiben. Wenn er nun Sittenrichter wird, so wird man ihm Sittenrichter sagen hinten und vornen: Sittenrichter, wenn er voll ist, Sittenrichter, wenn er voll in einem Weiher liegt, Sittenrichter, wenn er spielt bis gegen Morgen, Sittenrichter, wenn er mit jedem Tschudi den Narr macht; und das macht ihn dann taub, und er hats dann, daß er andere Leute ausführt. Darum muß der Sittenrichter werden und kein anderer. Ich habe es schon manchem gesagt, und sie wollen ihm alle die Stimme geben."

„Aber denk doch, Hans," sagte Seppli, „das ist ja das Gespött getrieben mit dem Sittengericht und mit der ganzen Gemeinde! Ins Sittengericht gehören doch die bravsten Leute in der Gemeinde, die vernünftigsten Hausväter, denen es daran gelegen ist, daß es in der Gemeinde verständig und ehrbar zugehe, und vor welchen die Hudeln Respekt haben müssen. Was soll doch ein solcher machen, dem man alles in der Welt vorhalten kann? Die ganze Gemeinde wird verachtet; wir mögen hinkommen, wohin wir wollen, so hält man uns unsern Sittenrichter Fülli-Benz vor."

Hans: „Ih schyße uf alles das, ufs Sittengricht un uf dGmeind, aber Sittenrichter muß dä werde, dä muß o wüsse, was usführe ist!"

„Wen willst du dann in den Gemeindrat, wenn du einen solchen Sittenrichter willst?" fragte Seppli.

„He, da muß mir der Knübli-Resli hinein!" sagte Hans.

Seppli: „Aber zDonner und Wetter, das ist ja der wüstist Bschyßhung auf der Welt und der Geizigste, und, wo dä anechunnt, da muß bschisse sy. Was chunnt dih o a, e sellige a dGmeind welle z'tue?"

„Dä Donner," sagte Hans, „dä het mih am letzte Aarbergermärit mit einer Kuh uf das verfluchtisch bschisse, so hat mich mein Lebtag noch kein Händler angeführt, und da han ih mih verflucht und verschwore, der müsse in den Gemeindrat. Wenn er da bschyße und

knüble könne, so lasse er andere Leute etwa sein. Und dann tue es dem Gnäpper sauft, o öppis für dGmeind z'tue und auch hier und da einen Tag zu versäumen."

Seppli: „Aber Hans, was denkest auch! Die Gemeindräte sollen wahre Gemeindsväter sein, sollen zum allgemeinen Besten stehen; wenn man nun aus Haß und Rache die Wüstesten an die Gemeinde tut, was muß da herauskommen? Und am Ende muß alles darunter leiden, und die ganze Gemeinde wird verbrüllet. Wenn die Vorgesetzten nichts wert sind, so ist, ehe man die Hand umkehrt, die halbe Gemeinde nichts wert, denn das Beispiel kommt von oben. Das müssen unsere Kinder und Kindeskinder büßen, denn es ist manche Gemeinde im Kanton, sie muß die Hälfte mehr tellen als eine andere, weil früher schlechte Vorgesetzte übel gewirtschaftet oder durch böses Beispiel böse Sitten eingeführt und Hudeln gepflanzt haben."

„Un ih schyße dr druf," sagte Hans, „was gheit mih Gmeind u King u Kindsching! Aber drTüfel söll mih näh, we drFülli-Benz nit Sittenrichter und der Knübli-Resli nicht Gemeindrat werden müsse!"

Einstweilen nahm der Teufel den Hans noch nicht, denn Fülli-Benz ward Sittenrichter und Knübli-Resli Gemeindrat; aber was er später mit Hans machen wird, weiß der Kalendermacher nicht. Aber das weiß er, daß Vieharzt Seppli mehr als recht hat; und wo man die Vorgesetzten wählt, wie Hans es tat, da sind die Wähler vernagelte Tröpfe, und für diese Gemeinde sollte man in allen Kirchen öffentlich beten, damit der liebe Gott sich ihrer erbarmen möchte je eher je lieber.

Die beiden Raben und der Holzschelm.

Im Bernbiet gibt es gar manchen Graben, gar manches Tal; und wo Gräben sind, gibt es Halden und Pörter, wo Täler sind, gibt es Seiten und Rücken, Gräte, Eggen usw. Wenn ich daher von einem Häuschen reden will, das an einer Bergseite liegt ganz nahe oben

bei der Egg oder beim Grat, so wird niemand mir sagen können, wo das Häuschen zu suchen sei, ob im Guggisberg oder im Schangnau. Und wenn ich auch noch weiter beschreibe und sage, daß das Häuschen nicht ganz einsam stehe, sondern andere Häuser nicht weit davon seien, daß aber Tal und Grat abgelegen seien, wild und waldig und die Menschen daselbst wild und ungeleckt, daß bis zu ihnen noch keine feinen Manieren gekommen, dagegen alle Leidenschaften und alle Torheit, sogar die Hoffart, so wird auch wieder niemand mir vorwerfen können, ich wolle jemand aparti zuschanden machen, denn solche Häuschen an einsamen, wilden Seiten stehen im Bistum und im Oberland.

In diesem Häuschen nun wohnten Eltern mit mehreren Kindern, wild und ruchlos. Ob die Leute eigentlich eine Religion hatten oder nicht, das wußte man nicht, wenigstens sah man ihnen keine an. Sie gingen wenig oder gar nicht zur Kirche, und wenn sie auch gingen, so war es nur, um über den Pfarrer fluchen zu können; denn über alle Leute fluchen und allen Leuten wüst sagen, das war ihre Gutmeinenheit. Sie schienen zu glauben, die Welt sei eigentlich ihretwegen geschaffen; weil sie nun nicht die ganze Welt hatten, im Gegenteil, sehr wenig davon, so kam ihnen jeder andere, der auf der Welt etwas besaß oder zu befehlen hatte, wie ein Feind vor, gegen den alles erlaubt sei, soweit es sich mit der eigenen Sicherheit vertrage. Sie schimpften über alle Behörden und höhnten sie, sie erlaubten sich die ungesetzlichsten Handlungen und drohten noch mit mehreren, und, je mehr man sie fürchtete, desto furchtbarer machten sie sich, je mehr man ihnen nachsah, desto frevler wurden sie. Solche Leute gibt es viele im Kanton Bern, und ein trauriges Zeichen der Zeit ist, daß sich viele obrigkeitliche Beamtete vor solchen Leuten mehr zu fürchten scheinen, als diese Leute sich vor den Beamteten fürchten. Noch eine kleine Weile, und der Glaube setzt sich fest bei ihnen, daß sie Meister seien, daß sie der Welt, die ihnen gehöre, sich auch wirklich bemeistern könnten. Dann geht der Jammer los und ein blutiger Tag auf.

In dem kleinen Häuschen trieben es die Leute alſo frech und ruchlos. Aus ihrem Verdienſt hätten ſie leben können, allein ſie vergeudeten, verbranntenweinelten ihn, und wenn etwas angeſchafft werden ſollte, ſo fluchten ſie jämmerlich über die Reichen, als ob die ſchuld wären, daß ſie das oder jenes nicht hätten und kein Geld dazu. Und wenn im Winter die Kinder nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, in die Schule zu gehen, ſo fluchten ſie läſterlich über den Schulmeiſter, als ob der ſich etwas vermöchte, daß ihre Kinder nicht Schuhe, nicht Strümpfe hätten.

Aber wenn die Kinder ſchon nicht Strümpfe, nicht Schuhe hatten, zur Schule zu gehen, zu andern Gängen wurden ſie doch gebraucht mit elterlicher Ruchloſigkeit. Unter den Dingen, deren Ankauf ſie immer erbitterte und über die Reichen fluchen machte, ſtund das Holz obenan. Sie meinten, das Holz wachſe für alle Leute, und aus dem Walde könnten alle Leute ſo gut Holz holen, als alle Leute aus dem Bache trinken könnten. Es ſei ein verfluchter, ungerechter Zwang, daß die Wälder nur für die Reichen ſeien und nicht auch für die Armen; aber wenn man einmal Meiſter ſei, ſo wolle man es dann den Dolders Dorfmunene zeigen. Unter den Artikeln, welche der Vater je länger je mehr aus ſeinem Budget ſtrich, war daher das Holz obenan. Kei Donner zwäng ne meh, es Schyt z'kaufe, ſagte er öffentlich.

Wenn man nun in einer Haushaltung kein Holz mehr kauft, ſo muß man es ſtehlen, das iſt an den Fingern abzuzählen. Nun kann man es aber auf zweierlei oder gar dreierlei Weiſe ſtehlen. Man ſtiehlt es vor den Häuſern, wo kein Ringgi bellet, da hat man es dürr und geſcheitet, es braucht dazu eine gewiſſe Portion Frechheit, und viel auf einmal kann man nicht nehmen, das iſt das Fatalſte dabei. Zweitens plündert man die Häge, wo noch welche ſind, reißt Stecken aus, Latten weg. Es iſt da kein unkommodes Stehlen, aber ſolches Holz brennt gar ſchnell weg, hält nichts dar; ſo kann man nicht genug herbeiſchaffen. Am üblichſten iſts daher, das Holz in den Wäldern ſelbſt zu holen; da bellet kein Ringgi, da ſind ganze Buchen,

ganze Tannen, und wo es am bequemsten bei der Hand steht, kann man sägen und hauen ganze Schlitteten voll. Und was die letztere Art von Diebstählen noch um ein Bedeutendes erleichtert, ist das Zusammenhalten der Holzschelme und die unendliche Humanität vieler Waldbesitzer. Kein Holzfrevler verrät den andern, sie stehen in gar guter Brüderschaft; aber ganz anders halten die Waldbesitzer zusammen. Wenn Waldbesitzer die Runde machen durch ihren Wald, und sie treffen jenseits ihrer Mark in des Nachbars Wald einen Holzschelm an, so sind nicht viele, die es nicht lächert von oben bis unten, und wohllüstig lächelnd sagen sie: „Es chunnt dir bim Dolder wohl, bist änefert! Wennd i mym gsi wäreſt, du hättisch mr bim Donner i dsSchloß müsse!" „Los, du wirst mih doch nit öppe welle unglücklich mache!" sagt gelassen der Holzschelm. „Was du da machst, geht mich nichts an," sagt der Besitzer; „aber wenn ih dih öppe schött änefert, i mym atreffe, su lue de, wies dr geyt!" Und gelassen geht der Besitzer heim und erzählt daselbst, was ihm begegnet, und wie der und der luegen werde, wenn das Tannli fort sei; es sei kein schöneres gewesen im ganzen Walde. Ja, es gibt sogar Besitzer, die Waldschelmen Roß und Schlitten leihen und das noch sehr gerne, wenn die Schelme jemanden, den sie hassen, bestehlen wollen.

Einen solchen Pferde leihenden Besitzer hatte nun unser wilde Mann nicht, aber er hatte einen andern Zug: er spannte seine Kinder an den Schlitten und fuhr mit diesen nach Holz aus, wo die Kinder ihm stehlen halfen und das Gestohlene heimziehen. Ein Vater, der in Not und Elend für seine Kinder stiehlt, damit sie nicht hungern, nicht frieren, begeht ein Unrecht, aber ein Unrecht, mit dem man Erbarmen haben kann. Hingegen einen schlechtern Menschen bescheint Gottes Sonne nicht als einen Vater, der seine Kinder zum Stehlen ausführt und abrichtet, ein solcher verdiente nicht bloß einen eisernen Ring um den Hals, sondern einen guten, zweibatzigen Strick und seine Seele das Feuer, das nicht löscht, den Wurm, der nicht stirbt.

So fuhr der Vater aus, unverschämt, mit seinen Kindern und manchmal noch tags, in eine wilde Seite hinein. Dieser Vater nun

hatte ein Kind, das machte diese Züge gar grusam ungern mit. So viel hatte es bereits in der Schule gelernt, daß stehlen Sünde sei; zu Hause hatte ihm das niemand gesagt. Es merkte wohl, daß andere Kinder ihns verächtlich ansahen und sich so viel möglich von ihm wegmachten; und sein junges Gewissen sagte ihm, das sei ihres Stehlens wegen. Es ließ alles mögliche sich gefallen, um jeden Streit zu vermeiden, in welchem das Stehlen ihm könnte vorgeworfen werden. Es hielt manchmal dem Vater an, daß sie das Holzstehlen lassen möchten, aber er fertigte es mit schnöden Worten ab. Und wenn es bat, daß man ihns doch zu Hause lassen möchte, so schnauzte ers an, es werde nicht vornehmer sein als die andern und wolle so gut fressen als die andern. Das arme Kind mußte mit auf die dunkeln Fahrten so gut als die andern.

Eines Morgens fuhren sie spät aus, sie hatten Abendsitz in ihrem Hause gehabt bis fast am Morgen. Das Kind wäre gar gerne in die Schule gewesen und weinte fast, als es mit in den Wald mußte; aber die Mutter hatte ihm wüst gesagt, und daß es gehen solle ungesäumt, sonst schlage sie ihm die Beine abeinander. Das war dem armen Kind in die Beine gefahren, und es war ihm, als hätte es Blei darin, und kaum konnte es fortkommen.

Als sie gegen den Wald kamen, flogen ihnen ab hohen Tannen zwei große, schwarze Vögel entgegen und krächzten sie gar schaurig an, als ob sie sagen wollten: „Kommt nicht, kommt nicht! Kehrt um, kehrt um!" Sie achteten sich anfangs der Vögel wenig, aber als dieselben immer wie ängstlich hin- und herflogen mit ihrem dumpfen „Guag! Guag!", da wurde den Kindern angst darob; und die Kinder sagten dem Vater, das seien Raben, und die bedeuteten nichts Gutes, sie sollten heimfahren. Aber der Vater fluchte: einem solchen unvernünftigen Tier achte er sich nicht, die hätten es im Brauch, den ganzen Tag zu brüllen, und hätten wohl der Wyl, da umezflüge, si heige für keini Ching z'sorge. Da sagte das gute Kind, es hätte doch schon manchmal gehört, solche Vögel, wenn sie auf dem Wege einem begegneten, bedeuteten ein Unglück, und man

könnte noch davor sein, wenn man sich ihrer achte. Das sei ein verfluchter Aberglaube, sagte der Vater, und wenn ihm noch eines etwas davon sage, so gebe er ihm eins zum Gring. Der wüste Alte kannte den Unterschied nicht zwischen Aberglauben und dem Glauben, daß nichts von ungefähr kommt, kein Vogel von ungefähr fliegt, kein Rabe von ungefähr krächzt, daß ganz besonders dem, der auf bösen Wegen geht, kein Stein von ungefähr im Wege liegt, kein Blatt von ungefähr vom Baume flattert, sondern alles von Gottes väterlicher Hand erregt und bewegt werde, auf daß der Böse bewegt werde, umkehre und sein Heil bedenke zu rechter Zeit. So werden alle gewarnt von Gott, und alle, die nicht umkehren, erreicht seine strafende Hand, und oft folgt die Strafe der Warnung so schnell und auffallend, daß die Warnung wie ein seltsames Wunder erscheint, was doch jeder, der offene Augen für die Warnungen des Herrn hat, alle Tage sehen kann.

Hart trieb der Alte die Kinder, und bald waren sie bei dem Buchli, das der Alte für seine Art auserlesen hatte. Aber die Raben hatten sie nicht verlassen, waren vor ihnen von Baum zu Baum geflattert, und als sie stillestunden beim Baume, setzten sie sich auf zwei Tannen in die Nähe, und die Schläge der Art begleiteten sie mit ihrem einförmigen „Guag! Guag!" Es beugte die Buche sich krachend, an einer nebenstehenden drehte sie sich, fiel auf eine unerwartete Seite, wo die Kinder mit dem Schlitten stunden. Sie flohen, aber das beste derselben wurde noch erreicht und zu Boden geschlagen. Fluchend nahte der Alte und zog es unsanft unter den Ästen hervor mit Hülfe der andern Kinder. Es war auf das Gesicht gefallen, und auf seinem Rücken lag der Wipfel der langen, schlanken Buche.

„Du bist geng der ungschicktisch Hung!" sagte der Alte, als er das leise wimmernde Kind auf die Beine stellen wollte. Aber das Kind konnte kein Gleich machen, es sank in sich zusammen. Kein Glied war gebrochen, aber es war, als wenn aus allen jegliche Kraft entschwunden wäre. Der Alte begehrte gewaltig auf mit dem wimmernden Kinde, das über Schmerzen im Rücken klagte, sobald es ein Wort

fand. Er behauptete, es mache ſich nur fantaſchtiſch, und wer weiß, ob er es nicht mißhandelt hätte, aber die Raben flatterten näher und näher und krächzten ſchauerlich und immer ſchauerlicher. Das machte auf den Alten einen Eindruck, aber nicht bis tief ins Herz hinein; er legte das Kind auf den Schlitten, hieb noch die Äſte der Buche ab, und die mußten die andern Kinder mitſchleppen. Er zog den Schlitten mit dem armen Kind, das in heftigen Schmerzen über immer greulichere Kälte klagte, und hintendrein flogen krächzend die ſchwarzen Raben bis weit gegen die Häuſer hin.

Sie kamen endlich heim, nicht mit gefreveltem Holz, aber einem durch den Frevel des Vaters tödlich verletzten Kinde. Rauh fuhr die Mutter die Heimkommenden an, und rauhe Hände trugen das arme Kind in die Stube; es fand kein Mitleid in ſeinem Leiden, nur Vorwürfe über ſeine Ungeſchicklichkeit, und daß man mit ihm immer am meiſten geplagt geweſen. Um Mitleid zu finden, muß man einen gleichen oder einen höhern Sinn finden; nun fand das arme Kind bei den wüſten Eltern weder den einen noch den andern. Weil weder Arm noch Bein gebrochen, keine Wunde ſichtbar war, ſo hatten ſie keine Ahnung von den unſichtbaren Verletzungen und ihren Schmerzen, und weil ſie auf ſchlechten Wegen erhalten worden waren, ſo ſollten ſie verheimlicht werden. Kein Arzt wurde zu Hülfe gerufen, mit Branntenwein wuſch man den ſchmerzenden Rücken.

Aber die Sache ließ ſich doch nicht verheimlichen. Das Wimmern des Kindes hörte man auf der Straße, die Nachbaren hatten es heimführen ſehen, ſeine Geſchwiſter plauderten, ſo kamen bald Leute, von Neugierde getrieben, und wollten ſehen und hören. Das Kind war bald von vielen umſtanden, und die redeten allerlei, wo es ihm fehlen möchte, und was wohl gut wäre, wenn es ſich nicht etwa innerlich verblüte, und wie man nicht glaube, daß es den nächſten Morgen erlebe. Aber das Kind achtete ſich dieſer Reden nicht viel, es litt ſehr, aber augenſcheinlich nicht nur an ſeinem Leiblein; es fragte immer, ob wohl auch der Schulmeiſter bald kommen werde, ob man es ihm habe ſagen laſſen, aber ſeine Eltern taten,

als ob sie das nicht hörten. Da erbarmte sich endlich einer der Anwesenden des Kindes und seines Verlangens und machte dem Schulmeister Bescheid, daß er doch so schnell kommen möchte als möglich. Auf alle die Fragen, wie das Unglück sich zugetragen und wo, erhielten aller Neugierde ungeachtet die Anwesenden keinen rechten Bescheid.

Als endlich der Schulmeister kam zum großen Schrecken der Eltern, die ihn keines Grußes würdigten, da begann leise, fast wie eine Stimme aus einer andern Welt, das Kind zu erzählen, wie es wider seinen Willen hätte sollen stehlen helfen diesen Morgen und es doch so gerne in die Schule gegangen wäre und so ungerne ans Schelmenwerk, wie dann die Raben ihnen entgegengeflogen seien und dann nach in den Wald, und wie es ihm immer enger und bänger geworden sei, bis die Buche ihns erfaßt. Nun fühle es wohl, daß es werde sterben müssen, es sei ihm so kalt, und seine untern Glieder fühle es nicht mehr; aber gar angst mache es ihm, es werde nicht selig, denn stehlen sei eine so große Sünde, und dabei habe es nun Gott ertappet. Es möchte dem Schulmeister anhalten, daß er doch für ihns bete, daß es der liebe Gott in seinen Himmel nehme. Aber der Schulmeister konnte nicht beten, denn er wurde voll heiligen Zornes über die Schlechtigkeit der Eltern, und groß wurde ihm sein Herz. Er beugte sich nieder zu dem Kinde und sagte: „Sei getrost, mein liebes, liebes Kind! Deine Sünden sind dir vergeben. Der liebe Gott hat dich angesehen und unter allen andern dich auserwählt, damit du zu ihm kommest, während du noch gut bist und an ihn denkst, damit böse Leute dich nicht alle Tage böser machen. Freue dich daher, liebes Kind! Bald ist dein Leiden aus und deine Seele in des guten Vaters Hand, und dann wird niemand dich verführen, niemand dich von ihm reißen können." Während der Schulmeister so sprach, war es, als ob ein Engel Frieden wehe über das blasse Gesichtchen, leise gingen die Äugelein zu, und ein leises Röcheln verkündigte seinen letzten Hauch.

Da drückte der Schulmeister dem Kinde die Augen zu und trat

nun voll heiligen Zornes vor die Eltern und verkündete ihnen ihre greuliche Sündenlaſt, wie ſie Mörder und Verführer ihrer Kinder wären, wie menſchlicher Anſicht nach eigentlich dem Alten hätte ſollen der Rückgrat zerſchlagen werden, wie aber Gott weiſer ſei als die Menſchen, wie er das Kind habe erlöſen wollen aus ſeiner irdiſchen Hölle, und wie er damit noch einmal an ihre verſtockten Herzen geſchlagen habe, und wenn ſie ſich jetzt nicht bekehrten, ſo ſeien ſie nur noch auf Erden, um ſich alle Tage ihre Hölle heißer zu heizen. Nicht umſonſt ſeien die zwei Raben dem Alten entgegengeflattert, ſondern ihnen zum Zeichen, daß ſie Rabeneltern wären, und was das heißen wolle, würden ſie am Tage der Vergeltung erfahren.

Stöckiſch hatten ihm die Eltern zugehört, und keine Gebärde zeugte von einer innern Bewegung. Endlich ſagte der Alte, er hätte bald gnue des Gſtürms und jetzt nit Zyt, ihm abzloſe, das nähm ne de aber bim Dolder wunder, ob me King nit könn bruche, für was me wett, me müſſe ne o z'freſſe gä u ſe bkleide, u zTod ſchla dörf me ſi nit. Und ſomit ging er zur Stube hinaus.

Dieſe fürchterliche Hartherzigkeit erſchütterte alle Anweſenden. Sie betrachteten noch einmal das tote Kind, das ein gar liebliches Mieneli machte. Man ſah ihm an, daß es im Frieden und zum Frieden entſchlafen. Dann gingen ſie alle ſtill und ſtumm hinaus und noch lange ſo nebeneinander. Es war faſt, als ob in der Luft jener Stube ihnen die Sprache eingefroren wäre.

Nach und nach rangen ſich einzelne Ausrufungen hervor über die Gräßlichkeit dieſer Leute; endlich ſagte eine hübſche Frau mit wohlmeinendem Geſicht: „Schulmeiſter, Ihr habt ihnen die Sache recht geſagt, es het mih fry über und über erſchüttet. Aber Ihr habt da etwas geſagt von Raben und von Rabeneltern, und ich möchte gerne wiſſen, was Ihr damit gemeint habt.“ „Grichtſäßi,“ ſagte der Schulmeiſter, „ich wollte es Euch gerne erzählen, aber es iſt ſchon über ein Uhr, und ich muß in die Schule, ſonſt laufen mir die Kinder fort oder werfen Tiſche und Bänke übereinander. Aber nächſtens komme ich zu Euch zAbeſitz, da will ich Euch alles erzählen, was ich davon

weiß." „Ja, aber vergesset es doch recht nicht und kommet bald!" sagte die Grichtsäßi, „es blanget mih, das z'wüsse."

„Nein," sagte der Schulmeister, „das soll nächstens geschehen!" Darauf sagte er noch: „Bhüt ech Gott und lebit wohl!" und ging dann seiner Wege.

Ein Traum.

Es war eine schöne Zeit, in der ich das erste Laupenfest mitfeiern half, es war die Zeit, in welcher die junge Kraft sprudelt, der Mut schäumet und beide die holden Träume gebären. An die Stelle der Träume trat die Arbeit, und Mut und Kraft bedürfen nicht selten der Auffrischung. Als daher der Tag sich näherte, an welchem das fünfhundertjährige Fest derjenigen Schlacht begangen werden sollte, welcher Bern das Dasein verdankt, welche der Demant ist in der Geschichte Berns, freute ich mich gar sehr und wollte in dieser Feier wieder jung werden, kräftig und mutig und hold wieder träumen. Ganz wie damals wollte ich trotz der üppigen Zeit zu Fuße pilgern, den Habersack mit Flasche und Hamme am Rücken. Mein ehrwürdiges Anne Bäbi, das mir die Haushaltung macht, mußte aus meinem alten Ränzel die Schaben klopfen und eine schöne Hamme bestellen bei unserm Metzger. Ich machte meinen Aufzug zurecht, konnte aber lange nicht mit mir einig werden, was zweckmäßiger wäre an diesem Tage, Stiefel oder Schuhe, eine Flasche Neuenburger oder eine dito Lacôte. Endlich am Vorabend war alles zweg als leider mein altes Anne Bäbi nicht. Ich hatte ihm befohlen, um drei Uhr mich zu wecken, ich war das frühere Mal auch um diese Zeit aufgestanden; und da hatte Anne Bäbi furchtbar gebrummelt: es hätte mich noch nie um diese Zeit geweckt, und es wüßte gar nicht, warum es just morgen einen neuen Brauch anfangen sollte. Und weil ich das frühere Mal am Vorabend Bier getrunken und deswegen dem Anne Bäbi befahl, mir einen Krug zu holen im Stübli neben dem Schulgäßli, da

ſagte es mir rund heraus, es wüßte gar nicht, was ich doch auch für einen Laun hätte, und was morgen für ein verfluchter Tag ſei, es hätte ſein Lebtag nie gehört, daß ein Herr von meiner Währung auf die Nacht Bier holen laſſe; das möge etwa angehen bei Unterſtüblileuten oder Schminggeln, von denen man nicht wiſſe, wo ſie daheim ſeien. Wenn das immer ſo gehen ſollte, ſo könnte ich für jemand anderes ſehen, der mir die Sache mache. Indeſſen war Anne Bäbi doch gegangen, hatte mir aber zum Bier ein Geſicht heimgebracht, an dem man keinen Schuh hätte abwiſchen mögen, und als ich es noch einmal ermahnte, mich morgen ja zur rechten Zeit zu wecken, ſchlug es ſtatt eines guten Nachtwunſches munter die Türe hinter ſich zu.

Ich ſetzte mich unters Fenſter mit Pfeife und Krug, träumte Altes und Neues bunt durcheinander und ging, als ich mit allem fertig war, froher Erwartungen voll, zu Bette, legte den Kopf aufs Kiſſen und ſchlief. Und auf einmal war es mir, als rufe man mich, als hätte ich mich verſchlafen, als ob ich eiligſt auffahre, das Verſäumte einzubringen. Aber da wollte nichts ſich ſchicken: ſtatt der Schuhe kriegte ich immer Stiefel an die Füße, es war mir alles im Wege und nichts zur Hand, und als ich mich endlich auf die Straße hinausgearbeitet hatte, ſaß mir kein Hut auf dem Kopfe, kein Rock am Leibe. Dennoch rannte ich fort; das werde ſich ſchon finden, dachte ich. Aber einſam und ſchaurig war es auf den Gaſſen und ſtille wie im Grabe, nur das blaſſe Mondgeſicht wanderte durch die Wolken, aber leiſe; kein Menſch war mehr auf dem Sammelplatz — alſo alle ſchon hinaus und die ganze Stadt mitgezogen.

Mit wunderbarer Schnelle glitt ich durch die Alleen, am Käderecken vorbei, wo niemand käderte, aber auf dem Hügel im Hintergrunde ſchienen mir Geſtalten auf- und niederzuſchweben im luftigen Tanze mit ſeltſam wackelnden Häuptern. Ich glitt durch Bümpliz hin, wo mir aus jedem der großen Miſthaufen eine in dieſelben gebannte Menſchenſeele herauszugucken, zuzuwinken ſchien, als ob ſie ſagen wollte: „Spring! Spring!“ Aber, wie ich

auch ſprang, ich erreichte niemand, keinen einzigen Nachzügler, kein Liederſchall drang aus der Ferne her.

Auf dem mir von alters wohlbekannten Käs- und Brothubel machte ich halt — niemand war dort. Nach altem Brauch aß ich etwas und führte die Flaſche zum Munde, da wars, als ob etwas mich umrauſche, als ob es lebendig wäre rings um mich, unſichtbare Hände nach meiner Flaſche faßten, und immer noch ſegelte das blaſſe Mondgeſicht durch die Himmelsfluten, und kein Sonnenſchimmer wollte die Wolken ſäumen. Da ward mir unheimlich, ich wußte nicht, warum; denn ſeltſam genug kam mir kein anderer Gedanke, als daß der Zug vor mir ſei und ich eilen müſſe, ihn einzuholen.

Nach kurzem Raſt machte ich mich auf und drang in die dunklen Wälder ein. Wunderlich rauſchte es durch das Buchenlaub, wunderlich glitzerten die Blätter, hie und da ſchrie eine Krähe laut auf, als ob ſie plötzlich aufgeweckt worden, und in unheimlich ängſtlichem Fluge ſtrichen die Käuze herum, wehlich tönte ihr Ruf, dann ward es wieder geiſterhaft ſtille um mich, meinen eigenen Tritt vernahm ich nicht. Nach und nach wars, als ob ein ſchwarz Gewölk ſich niederſenke, der Mond verſchwand, in ein fürchterliches Dunkel ward ich gehüllt, es war mir, als ob ich keine Augen mehr hätte. Aus ferner Nacht her ſchwirrten wunderbare Klänge, die ich auf Erden nie gehört hatte: Orgel, Harfe und Menſchenbruſt waren viel zu rauh und weltlich, um die Mutter dieſer Töne zu ſein. „Ach," dachte ich, „wie viel herrlicher ſingen die Leute jetzt als vor zwanzig Jahren! Einen ſolchen Geſang hätte ich nie dem Komitee, geſchweige dann einem andern Menſchen zugetraut." Aber ſolche Gedanken vergingen mir, je herrlichere Klänge mir durch die Bäume entgegenzitterten; wie mit ſüßen Banden umwoben ſie mich und riſſen mich ihnen entgegen mit Windesſchnelle.

Und ehe ich mich verſah, ſtand ich auf dem Bromberg, und mir gingen die Augen auf, ich ſank, von Empfindungen überwältigt, auf die Kniee nieder. Licht war es um mich, ein zauberiſcher Glanz floß durch das Gefilde. Ein hoher, herrlicher Dom mit himmelan-

ſtrebenden Türmen ſtund vor mir mitten im Felde, wie aus Silberſchein war er gewoben, von ihm aus ſtrahlte das Licht, wie Diamanten funkelten die ſchön gewölbten Fenſter, wie aus goldenen Sternen gebildet glühten auf den Turmſpitzen ſchlank und troſtreich die bedeutſamen Kreuze. Durch das Feld wallte ein unendlicher Zug ſchwebender Geſtalten. Auch ſie waren in des Silbers klaren Schein gekleidet, im Glanze des Himmels ſchienen ſie gebadet. Bei dem einen fiel das Silberkleid wie ein ſchlichtes Hirtenhemde um die Glieder, bei andern wölbte es ſich zum mächtigen Harniſch, und während es auf den einen Häuptern erglänzte wie von einfachen Pickelhauben, blinkten von andern ritterliche Helme, mit Kronen umwunden. Aber bunt durcheinander wallten ſie, Arm in Arm geſchlungen, und aus ihrer Mitte quollen die herrlichen Töne, die nicht Rede waren, nicht Geſang; ſie klangen wie der Engel Beten an des Vaters Throne. Dann reihten ſie ſich Paar und Paar und zogen am Fuße des Brombergs vorbei dem leuchtenden Dome zu. Voran ſchwebte ein hoher, herrlicher Jüngling, und neben ihm ſchritt ein rundlicher Mann, jenem blinkte an der Seite ein Schwert, des letztern Hand trug ein Kreuz, auf beider Geſichtern thronte himmliſcher Friede, und es führten jetzt, was ſie zur Zeit umſonſt verſucht, Johann von Savoyen und der Prieſter Baſelwind den friedlichen Zug dem Tempel des Friedens auf kriegeriſchem Gefilde zu. Hinter ihnen ſchritten hoch und hehr, kenntlich am Helmſchmuck, Nidaus Graf und Berns Erlach, Milde und Friede in den ſtrengen Zügen, und nach ihnen wallten Arm in Arm Grafen und Hirten, Freiherren und freie Männer; es war mir, als ob der erlegene Graf ſeinen Arm um den gewunden, der ihn erſchlagen hatte. Und wie ſie ſich dem Dome näherten, erklang in demſelben ein unbeſchreiblich Tönen, ein himmliſch Glockenſpiel. Endlos wallte in die hohen Tore der Zug, und als ob ſpätere Helden demſelben ſich anſchloſſen, ſchien es mir, namentlich ſchienen mir die Helden aus den Burgunderkriegen nicht zu fehlen, Scharnachthal, der gewaltige Greis, Bubenberg, der unerſchüt-

terliche, Hallwyl, der begeisterte. Ihnen nach zog es mich in den Tempel.

An den Stufen desselben sah ich eine dunkle Gestalt, die ich bis dahin übersehen hatte, angekettet an dieselben mit mächtigen Fesseln. Schwarzäugig, schwarzhaarig, schwarzhäutig war sie, diese magere, etwas mehr als mittelhohe Gestalt, die so flehentlich die Hände entgegenrang den Eintretenden, die so trostlos, verzweiflungsvoll sie sinken ließ, wenn abgewandt die Angeflehten ihre strahlenden Häupter schüttelten. Als ich, der letzte, vorüberging, sank sie in die Knie und verbarg wehklagend das dunkle Antlitz in den dunkeln, schweren Fesseln. Darinnen überströmte mich ein Glanz, den sterbliche Augen nicht vertrugen, und von dem hohen Chor herab drang süß und herzerhebend eine Stimme lob- und anbetungsvoll; es waren nicht Worte für ein sterblich Ohr, und doch durchdrangen sie mich wie nie Worte eines Sterblichen. Unaussprechliche Wonne durchströmte mich, und doch lag ich gebeugt zur Erde in unendlicher Demut, mit dem Gefühl grenzenloser Niedrigkeit.

Durch die Pforte walleten sie wieder, die silbernen Gestalten, hinaus ins alte Blutgefilde, das jetzt so heiter strahlte im friedlichen Silberglanze. Drunten an der Treppe Fuß bäumte die schwarze Gestalt wütend dem Zuge sich entgegen, die Ketten schüttelnd, mit wilden Tönen Freilassung fordernd. Aber die Helden schüttelten die Häupter und lenkten an ihr vorbei die Schritte. Da schien sie mit verzweifelnder Gebärde nach Nidaus Silbermantel zu fassen, und stille stand dieser und sprach die Worte: „Jordan von Burgistein, Zwietracht hast du gesäet, Pein ist nun deine Ernte, Unfriede war deine Freude, darum war keine Ruhe für dich; nur dich liebtest du, nun ist auch keine Liebe für dich. Du wurdest hierher gekettet, zu schauen den glücklichen Frieden derer, die, im Leben getrennt, im Tode sich fanden, weil sie einig waren im Selbstvergessen, in der Treue, in der Liebe. Noch ist dein Gemüt das gleiche, darum ist noch keine Erlösung für dich; hier bleibst du ge-

feſſelt, bis es Friede wird in dir, bis die Liebe dir erwacht im Herzen, und bis dahin ſei dein bitterer, böſer Sinn dir Speiſe und Trank! Geht in dir aber einmal der Friede auf, dann wird ein Enkelgeſchlecht kommen in gleichem Zuge wie wir, Arm in Arm, Hirt und Graf, Freiherr und Bürger, Treue in den Herzen, Frieden auf den Geſichtern, Selbſtvergeſſen im Tun, und dieſes Geſchlecht wird dieſen heiligen Dom erſchauen, wird deine Feſſeln löſen, wird dir den Frieden bringen. Darum weiche von mir und harre, bis der Tag der Erlöſung dir reift!" Zuſammen ſank die wilde Geſtalt, und vor meinen Augen verſchwanden die Helden, löſten ſich auf zu ſilberhellen Mondesſtrahlen.

Aber noch tönte das Geſchrei des gefeſſelten Ritters, weithin erſchollen die Flüche, die er auf Ritter und Städte häufte. Er höhnte die Helden über ihre Erniedrigung zu den Hirten, ſchmähete die Hirten über ihren Hochmut, er fluchte dem Prieſter, der keine Vergebung für ihn habe, verläſterte Gott, daß er ſeine Feſſeln nicht breche, die erlöſenden Enkel nicht bringe. Fünfhundert Jahre habe er geharrt und umſonſt, heulte er in ſchauerlichem Gejammer. Lange habe er nichts gehört als die Sicheln der Schnitter, als ſinnlicher Mädchen lockenden Geſang. Endlich ſei ihm geweſen, die Enkel kämen, er höre das Klirren von Erlachs Schwert und allerlei ander Getön dabei, und Züge ſeien herumgewandelt hierhin, dorthin, aber niemand habe den Dom erſchaut, niemand ihn, den Gefeſſelten. Heute, habe er gehofft, käme das Enkelgeſchlecht, aber wieder ſei es nichts, das verfluchte Geſchlecht wolle nicht kommen, verflucht ſolle es daher ſein in alle Ewigkeit.

Dieſe Flüche drangen mir zu Herzen, war ich doch auch der Enkel einer; mit einer unerhörten Kühnheit trat ich auf den alten Ritter zu und verbat mir ſeine Flüche und ſagte ihm, daß kein Menſch dem andern Frieden bringen könne, wenn dieſer ihn nicht ſchon in ſich ſelbſten trüge, und daß ja Nidau ausdrücklich geſagt habe, das Enkelgeſchlecht werde erſt dann kommen und ihn äußerlich löſen, wenn er ſich innerlich aus den Banden der Zwietracht

losgemacht. „Ja, Jordan von Burgiſtein," ſagte ich, „dich kennen wir wohl, der du die Bürger haßteſt, aber nur heimlich, der du nicht mit den Rittern kämpfen durfteſt, der du im Trüben fiſchen wollteſt und niemand etwas gönnteſt als dir ſelbſt, der du den Städten Friede heucheltеſt und nur auf Gelegenheit warteteſt, um ihnen ungeſtraft deinen Haß zu zeigen. Ja, Burgiſtein, dich kennen wir, und es geſchieht dir gar recht, daß du hier gefeſſelt ſein mußt, bis du dich gebeſſert haſt, bis der böſe Geiſt der Zwietracht und Unlauterkeit aus dir gewichen iſt. Mit dieſem Geiſte kannſt du nie zur Ruhe kommen, und Ruhe kann dir niemand bringen!" Mit glühenden Augen hatte der alte Ritter mich angeſtarrt, in ſteigendem Grimme ſich immer höher aufgerichtet, und plötzlich fuhr er auf mich ein, ergriff mich mit ſeinen eiſernen Fäuſten und rüttelte mich, daß mir alle Gebeine knackten, daß ich laut aufſchreien mußte.

Plötzlich hörte ich eine andere Stimme neben mir, aber es war nicht Nidaus Stimme und doch eine bekannte, ſie tönte nicht wie eine Silberglocke, aber doch wie ein geſpaltener Mörſer, ſie ſchrie nicht nach Friede, ſondern: „Herr Jeſus, Herr! Tut doch dAuge uf u erwachet! DrGaffee kaltet ganz!" Es war meines Anne Bäbis Stimme, und ſtatt des Ritters hatte ſein kräftiger Arm mich wachgerüttelt. Es war heller Tag, und Anne Bäbi ſagte gelaſſen, es hätte ſich verſchlafen und mich daher nicht wecken können, und da hätt es denkt, wes de abſelut müß da uſeglüffe ſy, ſo könn ich de am e angere Tag gah, öppe am ene ſchöne Sunntig, da werd doch öppe ey Tag ſy wie dr anger.

Ich hatte lange, ehe ich mich faßte; daß Anne Bäbi ein ſimples Anne Bäbi ſei, wollte mir lange nicht in Kopf, aus dem Traume in die Wirklichkeit konnte ich faſt gar nicht kommen. Als ich es endlich vermochte, kam der Zorn über Anne Bäbis offenbar abſichtliches Verſpäten, und um dieſes Zornes los zu werden, lebte ich mich wieder in den Traum hinein, bis er alſo auf dem Papier ſtand, und ſuchte ſo zu verſchmerzen mein Zurückbleiben vom Feſte.

Das Wetter.

Es gibt verſchiedenes Wetter, nicht nur gutes und böſes, ſondern auch Wetter im Hauſe und Wetter außer dem Hauſe. Gut Wetter hat man an beiden Orten gerne, und böſes ſcheut man vor allem aus. Aber man hat doch nicht die gleichen Grundſätze für das eine oder das andere Wetter; zum Beiſpiel hat man es gerne, wenn das Wetter außer dem Hauſe zuweilen abwechſelt, wenn es regnet oder ſchneit, und in einem tüchtigen Gewitter kann es einem ordentlich wohl werden, während einem anhaltend ſchön Wetter förmlich zur Laſt wird, beſonders wenn man in Poſtkutſchen fahren und im Staube faſt erſticken muß. Hingegen im Hauſe haßt man Regen und naſſes Wetter nicht übel; ein trüber, werweiſender Himmel, von dem man nicht weiß, was aus demſelben brechen wird, Donner und Blitz oder Schnee und Hagel oder am Ende gar nichts, iſt einem ordentlich ein Greuel; und vollends, wenn Gewitter losdonnern, die Winde heulen, die Gewäſſer krachen, die Blitze katzengrau aus den Augen fahren, wird einem unheimlich zumut, und man hielte tauſendmal lieber draußen ſich auf in wilden Gotteswettern unter Eiche und Buche als daheim unter ſichern Dächern auf weichen Seſſeln, aber unter häuslichem Gewitter, im Geplätſcher des Regens, den wehenden Seufzern, dem Knitteren des häuslichen Donners.

Der Tau, der das Gräslein tränket, der das Auge teilnehmend feuchtet, der iſts, der den Blumen ihren Glanz gibt, dem Hauſe den Segen bringt. Auf gutes und böſes Wetter kömmt es unendlich viel an im Hauſe und außer dem Hauſe. Nicht verwundern muß man ſich daher, wenn der Menſch ſo gerne wiſſen möchte, was es wohl für Wetter geben werde auf den Abend oder am morndrigen Tage, ob man den Regenſchirm mitzunehmen habe oder ohne Sorgen ſchlendern könne. Nun haben viele Leute es aufgegeben, das Wetter zu erforſchen, und ſagen, das Wetter ſei launenhaft, da könne man gar nichts wiſſen: heute regne es, wenn man das

ſchönſte Wetter gehofft, und wenn man das fürchterlichſte Gewitter erwartet, ſo ſäuſle dagegen ein lieblicher Abendwind. Alle Wetterregeln ſeien eitel Torheit oder Aberglauben, kein Menſch könne etwas wiſſen weder im Hauſe noch außer dem Hauſe.

Das iſt nun eine törichte Rede und ſchüttet das Kind mit dem Bade aus. Da kann mancher Mann, wenn er ſeine Erde, das heißt ſein Weib, genau beobachtet, genau wiſſen, unter welchen Umſtänden es Regenwetter geben wird, und das Weib weiß es ebenſo gut, wenn es will, wann es auf ſeinem Hauptſtern, dem Mann, donnern oder hageln wird. Und, was das Merkwürdigſte iſt, da ſind wir nicht gebundene Weſen wie Erde und Mond, ſondern freie, und der Mann kann zwei Dinge: er kann vor den Regenwettern beim Weibe ſein und kann die eigenen Donnerwetter hinterhalten; und das Weib kann auch zweierlei: es kann des Mannes Wetter mit ſanftem Hauch verteilen und kann vor naſſem Wetter ſich ſelbſten hüten. Wenn beide zuſammen ernſtlich wollen, ſo können ſie ſich in ein Verhältnis ſetzen, wo es nicht mehr bös Wetter gibt im Hauſe, ſondern nur noch Tau und Sonne glänzen.

Nicht ganz ſo iſt es mit dem Wetter außer dem Hauſe, an demſelben können wir nichts machen. Einer ob uns iſts, der dem Wetter gebietet, die Wolken heute aufrollt, ſie morgen wieder auseinanderrollt, der die Wolken regnen oder wettern oder ſeinen Himmel glänzen läßt in ſeinem tief gemütlichen Blau.

Aber beobachten können wir das Wetter und des Herrn Wege und die natürlichen Geſetze, die er dem Wetter geſetzt hat aus eigener Machtvollkommenheit. Und hier müſſen wir wieder aufnehmen, was die Alten zum Teil erkannt hatten, die Neueren aber als Aberglaube verwerfen wollten: wir müſſen annehmen, daß, wie Mann und Weib, ſo Mond und Erde in einem genauen Verhältnis zueinander ſtehen und namentlich durch den Mond unſer Wetter und das Gedeihen vieler Pflanzen bedingt ſei. So zum Beiſpiel ſollte man ſich vor aller Ausſaat im Neumond hüten, es iſt viel ratſamer, daß man den Samen mit dem Voll- oder ab-

nehmenden Monde säe. Das erste Viertel des Mondes hat selten einen segensreichen Einfluß auf den Keim und wirkt in der Regel störend auf die zarte Vegetation ein. Hierbei ist auch noch zu bedenken, daß die im Neumond oder im ersten Viertel gesäeten Sommerfrüchte auch wieder im Neumond oder im ersten Viertel zu blühen pflegen, wo die Blüten meistens in ihrer Ausdünstung und sich begattenden Üppigkeit gestört werden, so daß sie unvollkommenen und wenigen Samen geben.

Besonders seltsam aber ist, daß auch die Erde und der Mond um die Herrschaft und den Pantoffel streiten, und wer ihn einmal hat, der behält ihn zwar nicht immer, doch eine Zeitlang. Und diese Wahrnehmung ist es, was dem Landmann von ganz besonderem Nutzen ist; denn bei größeren Arbeiten, Heuet oder Ernte, kömmt es ihm nicht sowohl darauf an, zu wissen, ob es morgen gut oder bös Wetter, als vielmehr darauf, ob das Wetter anhaltend gut oder bös sei. Nun aber zeigen Beobachtungen, daß der Mond recht eigentlich mit der Erde ringe, um derselben die in der Atmosphäre enthaltene Feuchtigkeit zu entziehen. Dieser Kampf beginnt sichtlich allemal neu um die Zeit des Neumondes. Wird der Mond Meister, so werden wir, wenigstens die ersten vierzehn Tage, meist trocknes und dabei etwas rauhes Wetter, im Winter Kälte haben. Hat der Mond sich des Pantoffels bemächtigt, so wird er ihn meist behalten, bis beim folgenden neuen Licht der Kampf wieder von neuem anfängt. Jedoch schlägt das Wetter auch zuweilen beim Vollmond oder während des abnehmenden Mondes um, daher muß man die Witterung auch um diese Zeit genau beobachten.

Kann das neue Mondlicht sich nicht der in der Atmosphäre enthaltenen Feuchtigkeit so bemächtigen, daß der Mond die Oberhand hat, so wird es feuchte, warme, fruchtbare Witterung geben; wird die Erde ganz Meister, dann wird es naß zum Überdruß, und der ganze Himmel scheint, in Regen aufgelöst, niederzufallen.

Ein gewisses Justemilieu scheint auch hier die Hauptsache, daß

Mond und Erde, beide, zur Sache etwas zu ſagen haben, allbeneiniſch es bitzeli Rege und allbeneiniſch es bitzeli Sonnenſchein. Wo einer alles allein für ſich will, kömmt es nirgends gut. Aber bei dieſen Beobachtungen laſſe man ſich geſagt ſein: erſtens, daß der Anfänger oft irrt; zweitens, daß aus dem erſten und zweiten Tag Neumonds noch nichts, aus dem dritten ſchon mehr zu ſchließen ſei, daß aber beſonders aus dem dritten und vierten Tage des jeweiligen Neumonds ganz beſonders auf die Witterung des übrigen Mondes zu ſchließen ſei.

Anekdoten und Ähnliches.

Aus der Franzoſenzeit.

Anno 1798, als die Franzoſen nach Bern kamen, wurden die Schallenwerker losgelaſſen, ſpäter dann nach und nach wieder eingefangen. Eines Morgens, als ſie mit ihren Karren und Beſen die Stadt durchzogen, ſie zu ſäubern, trat eine ſehr bekannte Geſtalt unter einen Pfeiler und ſah ihrem Treiben zu. Da rief einer vom Karren weg: „Gute Tag, Herr Stadtſchryber, wie geyts? Mir hey jetz úſi Plätzg wider, we dihr jetz eui o ume hättit!"

Sprachforſchung.

Unter ſeine Schüler mit ernſtem Geſicht
Ein wohlbeſtellter Lehrer tritt,
Ihnen zu erklären die Schöpfung
Nach allerneuſter Deutung.

Er deutet hin, er deutet her,
Kömmt endlich ans unendliche Meer,
Das Gott mit gewaltiger Hand
Geſchieden hat vom feſten Land.

Ihr Buben! Welcher kann mir ſagen,
Warum das Meer dieſen Namen tut tragen?
Warum Gott Meer das Meer hat genannt,
Unter welchem Namen es iſt bekannt?

Die Buben ſtaunten hin, ſie ſtaunten her,
Doch könnten ſie eher ergründen das tiefe Meer,
Als daß ſie in ihrem Verſtändchen täten erfragen,
Was Gott bei dieſem Namen im Sinn getragen.

Da macht der Lehrer ein tiefes Geſicht,
Und im allertiefſten Baß er ſpricht:
„Gott, der Vater, das Meer Meer hat genannt,
Weil es m e h r Meer gibt als feſtes Land."

Und als der Schulmeiſter das hat geſagt,
Ein glücklich Geſicht er hat gemacht;
Drauf haben die Buben ſchlau gelacht
Und haben boshaft manches gedacht:

„Potz Türk! We dä drbygſi iſch,
Wo Gott, drVater, am Schöpfe gſi iſch,
So muß dä afe en Alte ſy
U chönnti dsWibe wohl la ſy.

Potz Türk! We dä ergugget het,
Was Gott, drVater, im Sinn gha het,
So muß es ihm notti böſet ha,
Daß er üſe Sinn nit merke cha."

Fatale Zumutung.

Es iſt ſchon lange her, daß ein Dorf zwei Chorrichter zu wählen hatte, die alſobald ins Schloß zur Beeidigung berufen wurden. Als das nächſte Mal der Statthalter ins Schloß kam, fuhr ihn der Landvogt an: „Aber Statthalter, ſchämet Euch, mir ſolche Leute zu ſchicken als Chorrichter! Sie machen nicht nur der Gemeinde, ſondern dem ganzen Amte Schand. Der eine iſt ja im Frevelbuch, und der andere hat ſonſt einen ſchlechten Namen. Schämet Euch, Statthalter, und ein ander Mal ſchicket mir bräver Lüt!" „Verzieht, Junker Landvogt!" ſagte der erſchrockene Statthalter, „mr hei ſe nit, mr hei ſe nit!"

Genügſamkeit.

Ein Schloſſergeſelle wollte an einem Sonntag zum Tanze gehen. Er war ein ſparſamer Burſche auf gewiſſe Weiſe, aber kein geiziger, für Wein und Luſtbarkeit reute ihn das Geld nie, wohl aber für Kleider und ihren Unterhalt, und der Wäſcherin gab er faſt gar nichts. Nütze doch das Waſchen ja nichts, ſagte er, nach acht Tagen ſehe man nicht mehr, was gewaſchen oder ungewaſchen ſei. Als er aber nun ſein Hemd gſchauete, das er in der Werkſtatt vierzehn Tage anghabt, fand er es doch etwas wohl ſchwarz zum Tanzen, ein weißeres hatte er aber nicht. Er aber, nicht dumm, kehrte das Hemd, das Äußere inwendig, und legte es alſo an. Als er beide Arme aus den Ärmeln heraus in die Höhe ſtreckte, rief er götterglücklich aus: „O Himmelſackerment, wie wohl iſt einem, wenn man ſaubere Wäſche anhat!"

Wer paßt gut zuſammen?

An den Platz eines geſtorbenen Pfarrers wurde ein neuer erwählt. Da meinte einer der Bewohner dieſer neu beſchenkten Gemeinde: „Es hätte ſich doch kein Pfarrer beſſer zu mir geſchickt als grad dä, die Regierung hätte für einen wählen mögen, welchen ſie gewollt. Der Pfarrer heißt Rudi, und ih heiße o Rudi; ſi Frau heißt Sophie, und mini heißt o Sophie; ih ha e neue Kuchitiſch, und är het o e neue Kuchitiſch."

Mißverſtändniſſe.

1.

Ein Mann kam betrübt zu einem Doktor für ſeine kranke Frau. Der Doktor gab dem Mann ein Gütterlein mit etwas Braunem darin und befahl, das ſolle ſie in der Fleiſchbrühe einnehmen. Tiefſinnig ging der Mann heim und dachte, das ſei ein ſchwer Machen. Seine Frau ſei groß und wenigſtens zwei Zentner ſchwer, ume ſo in e Züber gang ſi nit, me müß ſe in e Bütti tun und zwar in eine größere. Und das brauche viel Fleiſchbrühe ſo in e Bütti; und we dBrühi neuis nutz ſi ſöll, und je ſtärker ſie ſei, deſt bas werde ſi bſchüße, ſo bruch das dsTüfels vil Fleiſch, wenigſtens einen ganzen Viertel. Da mache er es am beſten, wenn er ſelbſt eine Kuh ſchlachte, ſo komme er am wohlfeilſten zu Fleiſchbrühe. Er ſchlachtete, er kochte Brühe im Buuchkeſſi und im Säuhafen, machte der Frau das Bad zweg und brachte ihr glücklich die Mixtur bei.

Nach acht Tagen ging er wieder zum Doktor, und der branzte ihn an, warum er erſt jetzt wieder komme, und wie es der Frau gehe? He, ſagte er, er hätte da ein köſtlich Mittel ihnen gegeben, und ſie hätten daher erſt das Fleiſch eſſen wollen, damit es nicht zuſchanden gehe, ehe ſie neues kochten; und der Frau gehe es immer im gleichen, ſie hätten daher gedacht, einen Tag auf oder nieder komme nicht darauf an. „Wie viel Fleiſch heit dr de kochet für die paar Löffel voll Brühe, wo nötig gſi iſch?" „Ja, Dokter, das macht ſih nit mit es paar Löffel; we du wüßtiſch, wie ſchwcri my Frau iſch, ſu wüßtiſch, daß ſi nit in e Löffel geit, mr hey ſe i di größti Bütti müſſe tue, für ere das Gſchlüder i drFleiſchbrühe yzgä, wieds bifohle heſch, un e ganze Viertel vo re Kuh hey mr brucht.

Da erſt merkte der Doktor, daß die Frau in die Fleiſchbrühe gekommen ſei ſtatt die Mixtur, und daß er ſich künftig deutlicher ausdrücken müſſe, was auf dem Lande kein Spaß iſt.

2.

In einer Unterweiſung herrſchte noch die unglückliche, alles Denken ſtörende, alle Früchte des geprieſenen Katechiſierens vernichtende, in vielen Schulen

mutwillig genährte Sitte des Flüsterns, Flismens, Chichens, und wenn der Lehrer fragte, so dachte der Gefragte nicht von ferne ans Denken, sondern er drehte beide Ohren auf beide Seiten, um die herbeirauschenden Klänge aufzufassen. Der Lehrer kam in die Gleichnisse hinein, wie, ist vergessen worden. Er fragte: „Was macht der Arzt zuerst, wenn er zu einem Kranken kommt?" Der Gefragte spitzte die Ohren, die Töne kamen, und schnell antwortete er: „Er gryft em drPelz!" Wahrscheinlich hatte er sein Lebtag noch nie etwas von Puls gehört, wohl aber von Pelz.

Naive Vorstellungen.

1.

Der Kaiser Joseph reiste auch einmal durch die Schweiz und hielt im Städtchen W. beim „Schlüssel" an. Man rief der Wirtin, die eben ihre Bette sunnete und wahrscheinlich mit Schlichti focht, der Kaiser Joseph, von dem damals jedes Kind sprach, halte vor der Türe. Die gewaltige Wirtin wischte schnell die klebrigen Hände an der Scheube ab und trat keck dem Kaiser entgegen, reichte ihm nach Schweizersitte die Hand dar und sagte: „Go grüß Ech, Herr Kaiser! Dr breichets übel by mr, ih ha dSunnete, u Dihr wüssit, we dFrau Kaiseri dSunnete het, so wirds by re on e wenig z'tromsig gah. Aber son e Herr het mängisch meh Verstang as mänge Bur u cha sih öppe dry schicke. Chömmit ume ihe! Es paar Chüchli müßt Dr nüsti ha, wenn ih scho dSunnete ha."

2.

In einem entlegenen Dörfchen Frankreichs, wohin selten ein Mensch, ja fast nicht einmal Kunde von Menschen, die draußen wohnen, kam, lebte einer, der war draußen gewesen, und erzählte nun alle Sonntage in der Schenke, wie genau bekannt er mit Ludwig dem Vierzehnten wäre, wie der ihm allemal, wenn er in Paris sei, entgegenkomme und ihm sage: „Ah, bonjour, mon Baptiste!" und ihn dann um Rat frage über alles, ihn zuletzt unter den Arm nehme und ins Schloß führe, um seinen Wein zu versuchen, damit er dem König sagen könne, ob er von seinem Händler betrogen werde. Und die Bewohner des Dörfchens hörten ihm mit heiligem Respekt zu und glaubten alles.

Einmal war zufällig ein Fremder da, den Baptist nicht bemerkt hatte, und derselbe unterbrach ihn ungewohnterweise mit der Frage: „Und wie ist der Wein gewesen?" Diese Frage stellte Baptiste in seiner unveränderlich gewordenen Erzählung, in der er noch nie unterbrochen worden war, doch half er sich zu völliger Zufriedenheit seiner alten Zuhörer mit der Antwort aus: von dem Wein hätte er eigentlich nicht getrunken, die Königin sei gerade in der Messe gewesen und hätte die Kellerschlüssel mitgenommen gehabt.

3.

Ein vornehmer Herr in Frankreich hatte eine schöne Frau und ein schönes Schloß; aber mehr als beide liebte er seine Hunde. Denen war alles erlaubt im schönen, weiten Schloß, und mit der erdenklichsten Sorgfalt pflegte und hätschelte er sie. Es zerriß ihm fast das Herz, wenn er eins dieser Tiere nur vom kleinsten Schmerz, nur von einer Floh geplagt sah. Diese Flöhe hatte er furchtbar auf der Mugge seiner Hunde wegen, und er beschloß, eine Radikalkur vorzunehmen. Er schickte plötzlich alle Kammerfrauen seiner Frau weg, weil er diese als die Quelle, den Ursprung aller Flöhe hielt, und verbot seiner Frau auf das strengste, eine Kammermagd anzustellen, damit keine mehr seinen Hunden Flöhe anhänge.

Regeln für Wirte.

1. Der Wirt stehe früh auf! Dafür muß er zur rechten Zeit und zwar nüchtern zu Bette gegangen sein.

2. Ist er aufgestanden, so wasche und kämme er sich! Ein Wirt mit Federn in den Haaren, der nach verdrigem Dreck riecht, ist ein wüst Luegen an einem schönen Morgen.

3. Vor oder nach dem Waschen bete er, daß ihn Gott vor Versuchungen möchte bewahren und ein rechtlicher Mann möchte bleiben lassen!

4. Bleibt er bei Hause, so sei er arbeitsam und freundlich!

5. Er versuche nicht zu oft den Wein in seinem Keller, nehme nie ein Glas zu sich, wenn er einem Gast einen Schoppen holt!

6. Holt er einen Schoppen, so lasse er alles Wasser aus dem Gütterli und fülle ihn aus dem gleichen Fasse!

7. In seinen Fässern mischle er auch nicht zu viel, spare den Schwefel und verwechsele nie seinen Wein mit seinen Matten! Den letztern gehört das Wässern.

8. Am Salat spare er den Essig nicht, mute aber nie seinen Gästen zu, daß sie den Essig aus den Gläsern trinken!

9. Mit Schmugglern und übel beleumdeten Leuten lebe er in keinem Verkehr! Sonst kömmt er zu zweierlei: zu schlechter Ware und zu einem verdächtigen Namen.

10. Lumpenstückli dulde er keine in seinem Hause, treibe noch viel weniger dazu an! Ein Wirtshaus soll ein Ehrenhaus sein, in das Ehrenmänner gehen mögen ohne Furcht, an Geld oder Ehre geprellt zu werden.

11. Überhaupt halte der Wirt vor allen Dingen auf gute Leute, guten Wein und ein gutes Transchli! Schlechte Leute, schlechter Wein machen noch stinkender als stinkend Fleisch.

12. Er übervorteile keinen Gaſt, auch den fremdeſten nicht! Ein einziger überforderter Batzen kann ihm hundert Schoppen ſchaden.

Noch ein halbes Dutzend darüberein.

13. Er halte ſein Haus in allen Dingen ſauber und locke nie und auf keine Weiſe den Dürftigen ihr Geld ab, den Weibern ihre Männer weg!

14. Wer genug hat, dem dringe er nicht noch mehr auf, er mahne ihn mit freundlichen Worten nach Hauſe!

15. Er ſitze in keine Uerti! Er kann einen oder zwei Schoppen für ſich trinken, ja freilich, aber öffentlich, iſt er doch kein Hund nicht, nur nicht heimlich.

16. Er führe in allen Dingen gute Ordnung! Er wiſſe immer, was ſeine Leute machen, wem er ſchuldig ſei, von wem er zu fordern habe!

17. Er gehe nicht mehr von Haus, als er muß, und kehre heim zur Zeit und zwar nüchtern!

18. Er ſei ein ſtrenger Diener des Geſetzes und glaube, daß kein Umhang dick genug iſt, den Frevel überwirtender Wirte vor Gott zu verbergen! Und was wird das einmal für eine Rechnung ſein, wenn Gott ſolchen frevelnden Wirten alle die Stunden aufzählen wird, die Weiber über ihre ausbleibenden Männer, Eltern über ihre ausbleibenden Kinder verweint haben! Wirte, dann werdet ihr es zum erſten Mal recht erfahren, was eine Rechnung iſt!

*

Das nächſte Jahr die Regeln für die Wirtinnen.

Gemeinnütziges.

Brand im Korn.

Es war eine verdammte Sache zu jeglicher Zeit, daß man mit allen Verbeſſerungsvorſchlägen jemand ins Handwerk griff, dieſer ergriff einem dafür zu Haß und trieb allerlei Teufelswerk, um den armen Verbeſſerer und ſeine Sache zu verdächtigen. Nun möchte ich ein Mittel gegen den Brand im Korn angeben und riskiere, dafür von Müller und Bäcker geſteinigt zu werden, von Müllern, die brandiges Korn wohlfeil kaufen und daſſelbe dann gegen das Gute vertauſchen, welches die Bauern ihnen zu mahlen geben, von Bäckern, die teures Brot backen aus wohlfeilem, brandigem Korn. Da ich aber nicht gerne geſteinigt werden möchte, ſo will ich Müllern und Bäckern zu ihrer Schadloshaltung, und damit ſie mich ruhig laſſen, zwei andere Mittel angeben:

Der Müller kaufe nach dem alten Gewicht ein und verkaufe nach dem neuen, oder er meſſe das alte Mäß aus und berechne den Preis nach dem neuen! Der Bäcker backe das Brot nur halb und ſalbe den Inſpektor noch obendrein mit einer Ankenballe, daß er ihm den Tag der Inſpektion zu rechter Zeit vorher anzeige!

Was nun den Brand anbelangt, ſo ward bereits 1781 von der Ökonomiſchen Geſellſchaft in Steiermark unter Hunderten folgende Verfahrungsweiſe als die zweckmäßigſte anerkannt:

„1. Es iſt das ſchwerſte und beſte Korn zur Ausſaat zu wählen.

2. Es iſt dasſelbe vollkommen ausgetrocknet an den luftigſten Ort in der Scheuer zu bringen.

3. Gleich nach dem Einbringen muß der Same ausgedroſchen werden.

4. Man dreſche nicht zu viel auf einmal, damit die Frucht nicht zu dick aufeinander zu liegen kömmt noch zu lange der Auslüftung entbehren müſſe!

5. Der ausgedroſchene Same werde ſo dünn als möglich auf den Fruchtboden geſchüttet!

6. Er werde noch einmal vor der Ausſaat vom Staube gereinigt, und endlich ſäubere man die Säcke, in denen der Same auf das Feld geführt wird, nicht nur von allem Staub, ſondern waſche ſie! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Bedüngung mit nicht gehörig gefaultem Dünger ebenfalls vermeiden muß."

Nun meldet ganz neu eine landwirtſchaftliche Here aus dem Badiſchen folgendes:

„Meinen Erfahrungen gemäß muß man

erſtens die zur Saat beſtimmte Frucht rechtzeitig wenden;

zweitens dieſelbe zwei bis drei Tage auf dem Felde geſchnitten liegen und beim Einbringen in die Scheuer die Garben auf die Köpfe ſtellen laſſen, aber nicht zu nahe, damit das Fruchtkorn in keine ſtarke, bei ſtattfindendem Drucke ſo leicht eintretende Gärung kommt. Man betrachte nur einen Acker, welcher im vorigen Jahr Korn oder Weizen trug und Brand hatte, und von dem einzeln ausgefallene Samenkörner des andern Jahres aufkeimten: nie wird man brandige Ähren darauf finden, weil ſolcher Same in keine Gärung jener Art, welche der Hauptgrund des Brandes iſt, kommt.

Drittens: man ſchütte aus gleichem Grunde den gedroſchenen Samen auf einem luftigen Boden, aber nicht über drei Zoll hoch, auf!

Endlich, wenn alles dieſes befolgt iſt, iſt es ratſam, die Keimung hauptſächlich ſolchen Samens, der nach Kartoffeln, Klee, alſo etwas ſpät geſäet wird, durch Einbrühen in Vitriol, Salz uſw. wecken zu laſſen."

Ihr alſo, die ihr nicht zu faul ſeid, nicht gerne Korn wohlfeil verkauft und ſchlechtes Brot eſſet, verſucht dieſe Verfahrungsweiſe! Sie ſpricht den geſunden Verſtand nicht wenig an, iſt einfach und doch ſimpel.

Wie der Kalendermacher mit der folgenden Sache ankömmt, weiß er nicht; bei den einen, hofft er, gut, schlecht mag es ihm wohl bei denen ergehen, die küstige Sachen nicht zu schätzen wissen.

In der Nähe von Quedlinburg, ein Städtchen da nebenache i Dütschlang nide, zeigten sich im verflossenen Frühjahr die Maikäfer in so außerordentlicher Zahl, daß sich zur Abwendung ihrer Verheerungen ein eigner Verein bildete, der durch Sammlung von Geldbeiträgen, die Einlieferung einer ungeheuern Menge dieser Tiere erzweckte. Der Scheffel von 2780 Pariser Kubikzoll, also etwas weniger als vier Bernmäß, wurde anfangs mit fünf, später mit vier Batzen bezahlt. Nach einem ungefähren Überschlag waren es gegen neunzehn Millionen Maikäfer, welche an hundertsechzig Millionen Engerlinge hätten erzeugen können, und hieraus läßt sich der Schaden ermessen, welcher durch die Vernichtung jener ungeheuern Massen abgewendet worden ist. Wir empfehlen die Bildung ähnlicher Vereine als sehr zweckmäßig. Nötigenfalls könnten sich die Mäßigkeitsvereine damit befassen und zwar besonders aus dem Grunde, als es noch nicht genug bekannte Tatsache ist, daß der Maikäfer seine Nahrung ganz in der nächsten Nähe seines Entstehungsortes sucht, so daß die Einwohner jeder von Maikäfern heimgesuchten Gegend durch Vertilgung derselben sich mit Erfolg vor ihren Verheerungen und ihrer Brut schützen können.

Wenn also zum Beispiel der R. St. B. auf seinem Gute die Käfer aufleseu ließe, so brauchte er nicht zu fürchten, daß er seinem Nachbar und Freund, dem B. F., viel damit nützen würde.

Diese Maikäfer können sodann bei dem billigen Preise, zu welchem die Vereine sie erhalten würden, mit großem Vorteil auf Öl benutzt werden. Man bringt sie zu diesem Zweck in irdene Töpfe. Ankenhäfen wären nicht übel dazu, deren Mündung man mit Stroh oder einem Drahtgitter verschließt und über ein Auffanggefäß stellt, und auf den Boden mehrerer nebeneinandergestellten Töpfe macht man ein Feuer von Hobelspänen oder Reisig an. Die Käfer, hierdurch in angenehme Hitze gebracht, beginnen zu schwitzen und zwar Öl, und dieses fließt dann durch das Gitter oder Stroh in das Auffanggefäß. In der Neograder Gespannschaft in Ungarn erhielt man so aus acht Mäß Maikäfer drei Maß Öl. Da bei diesem Verfahren ohne Auspressen wohl noch ein großer Teil Öl in den Käfern zurückbleibt, so ist es klar, daß die so verwünschten Käfer an Ölgehalt den reichsten Ölsamen übertreffen, und bei obigem Einkaufspreis möchte dieses billiger kommen als jeder andere Schmutz, besonders wohlfeiler als Hundsschmalz seit der Hundstaxe, welche gar manchen Fuchs Karten ausspielen ließ, die er bis dahin hinter den Daumen verborgen hatte.

Das Öl soll ein raffiniertes sein. Es heißt, angehende Pintenwirte und alte

Juden benutzen es mit großem Erfolg als Salatöl; als besonders küstig und bschüßig sei es sehr anzuraten, um mit demselben für Diensten und Tauner zu kücheln, und wenn beides nicht gefalle, könne man es als vorzügliche Wagenschmiere gebrauchen.

Gelehrte sagen, durch Destillation der auf Öl benutzten Käfer ließe sich noch gutes Gas, dienlich zur Beleuchtung der Obergaden, gewinnen, was gar manchem Mädchen wohlkäme, und zuletzt erhielte man eine zur Bereitung des Berlinerblau brauchbare Kohle. Dieses Berlinerblau im Hause bereiten zu können, würde mancher Hausfrau angenehm sein, um sich der Gleichheit wegen eine Nase blau färben zu können, wenn ihr der Mann das Auge blau geschlagen, und mancher Mann würde gerne das ganze Gesicht blau färben mit Berlinerblau, damit man seine Nase nicht mehr auffallend finde, die er blau gefärbt hat mit Neuenburgerblau oder mit etwas von Erdäpfeln.

Etwas wider die Blähung.

Potz tausend, wie manche Frau, die Bohnen und Guggummernsalat gegessen hat, wird auf dieses fahren! Und wie wird manche andere, welcher der Mann irgendeinen Titel ins Haus gekramet hat, aufbegehrisch werden in der Meinung, der Kalender wolle verblümt von der Blähung reden, die allerdings manche Frau samt ihrem Mann auftreibt, wenn sie zu Amt und Würde gekommen! Nicht vorschützig, liebe Leute! Der Kalendermacher weiß gegen solche Blähungen kein Mittel, er will auch nicht von Frauen reden, sondern vom Hornvieh und von einem Mittel gegen dessen Blähung.

Man tauche ein leinenes Tuch, zwischen vier bis fünf Ellen lang, drei bis vier Ellen breit, also ein gewöhnliches Aschen- oder Leintuch, in kaltes Wasser, lege es vierfach zusammen, so über die Lenden und Weichgruben, daß dessen Enden beide Bauchwandungen berühren! Schon nach einer Minute ist die dem Bauche zugekehrte Seite ganz warm. Man begieße daher die äußere Seite mit kaltem Wasser, mache diese durch Umwenden des Tuches zur innern und wiederhole dieses alle zwei bis drei Minuten! Überhaupt muß immer Sorge getragen werden, daß durch öfteres Aufgießen von kaltem Wasser das Tuch nicht nur naß, sondern so viel als möglich kalt erhalten werde. Schon nach fünf bis zehn Minuten, längstens nach einer Viertelstunde ist der Bauch bei weitem nicht mehr so gespannt, und es werden viele von den drohendsten Zufällen entfernt oder doch sehr vermindert sein. Wenn gar keine Gefahr mehr vorhanden ist und beide Weichgruben gehörig eingesunken sind, so lasse man das Tuch, ohne es jedoch weiter zu erkälten und anzufeuchten, noch ungefähr eine Viertelstunde liegen, nehme es dann hinweg und trockne das Tier mit Strohwischen ab!

Die Wirksamkeit des angegebenen Mittels leuchtet von selbst ein, wenn man

erwägt, daß in der Kälte keine Gärung stattfinden kann, und daß die in Frage stehende Aufblähung nichts anderes ist als ein widernatürlicher Gärungsprozeß des im ersten und zweiten Magen (dem Wansch und der Haube) vorhandenen Futters, der durch die in angezeigter Weise angewendete Kälte nicht nur unterdrückt wird, sondern welche auch die erschlafften Magenhäute zusammenzieht und dadurch ungleich mehr stärkt, als ganze Massen Gentian, Kalmus ꝛc. zu tun vermöchten.

Dieses Mittel dünkt den Kalendermacher begreiflich und kummlich, da man Wasser und Tücher allenthalben hat, wo man Kühe hat. Und wenn man es auch gegen andere Blähungen als die des Hornviehes anzuwenden Lust bekömmt, so hat er nichts dawider.

Die Erdflöhe.

Es ist kurios, von Mitteln gegen die Erdflöhe wimmeln seit einiger Zeit alle Kalender, und wenn einer ein Mittel wüßte gegen die eigentlichen Flöhe, er dürfte es noch nicht einmal sagen von wegen der Anständigkeit. Der Kalendermacher will es daher ebenfalls dem Instinkt seiner Leserinnen überlassen, was gegen die, welche Menschen plagen, vorzukehren sei, und will sich an die Erdflöhe halten, obgleich er glaubt, das Mittel, das er gegen diese angibt, würde auch gegen andere helfen.

Ein sehr weiser Mann sprach einmal in einer Ratsstube, des Sprichwortes vergessend: „Der Schuster soll nicht über seinen Leisten!", die Besorgnis aus, Erdflöhe möchten einmal ganze Güter zerstören. Der Mann hat etwas Dummes gesagt, und sollte er Professor sein. Die Erdflöhe verzehren nur bestimmte Pflanzen bei trockner Witterung, vorzüglich im Frühjahr. Am empfindlichsten schaden sie in unserem Gelände dem Flachs. Vor allem aus müste man den Boden tüchtig und womöglich mit frischem Mist, damit die Pflanze schnell wachse! Ferner bespritze man, sooft man kann, mit einer großen Gießkanne den Flachs! Denn solange die Pflanzenteile naß sind, werden sie nie von einer Erdfloh angefressen. Bedeckt man die Pflanzen mit Ästen oder Kuder und begießt sie dann, so erreicht man seinen Zweck noch sicherer, weil dadurch die Pflanzen Schatten erhalten, schneller wachsen und länger feucht bleiben. Man kann dies um so leichter, da der Flachs biegsam ist und ganze Tage schwere Weiber auf ihm herumpflartschen können, ohne daß er Schaden leidet.

Neuer Berner Kalender

für das Jahr 1841.

Ein nützliches Handbuch
zur Unterhaltung und Belehrung.

Vermessenheit.

„Der Herr führt in die Hölle und wieder hinaus!"

Dieses schöne Trostwort für die Frommen des Alten Testamentes wird leider nur zu oft als ein Trotzwort gebraucht von dem Unverständigen; dann bringt dieses Wort aber keinen Trost, sondern wird ein zweischneidend Schwert, das in der Unverständigen Seele fährt. „Du sollst nicht üppig und eitel gebrauchen des Herren Namen, aber ebenso wenig, o Mensch, des Herren Wort!" Wer mit diesem heiligen Worte spielt in Schimpf und Ernst, den wird der Herr nicht für unschuldig halten.

Jüngst zog ein Schulmeister aus einem neuen, stattlichen Hause von einer Schule weg, die er ein Jahr versehen hatte; es war die zweite, die er versah in den zwei Jahren, da er Schulmeister war. Über die Stubentüre schrieb er den Spruch: „Der Herr führt in die Hölle und wieder hinaus!" Er wollte damit den Ort, den er verließ, als Hölle bezeichnen, wollte die Gewißheit ausdrücken, daß ihm an einem andern Orte viel wohler sein werde, wollte die Leute so recht trümpfen mit diesem Wort; des Herren Wort sollte eine Rache sein an den Bewohnern des Ortes, den er Hölle nannte. Wir glauben, der arme Mensch wußte nicht, was er tat, darum nennen wir ihn nicht, aber den Frevel an des Herren Wort, begangen in kindischer Vermessenheit, können wir nicht ungezüchtigt lassen.

Es soll aber nur eine Züchtigung zur Buße sein dem armen Menschen, wenn er in seinem kindischen Sinn der Buße je fähig wird; es soll eine Züchtigung zur Warnung sein für alle, ja des Herren Wort nicht eitel und leichtfertig zu nehmen.

Der Mensch nannte seinen Aufenthalt freventlich eine Hölle. Weiß der arme Mensch, was die Hölle ist, und wie einem dort ist? Dachte er nicht, daß, wenn er das Wort so freventlich brauche, er sich so damit versündige, daß der Herr ihn einstens werde erfahren lassen,

wie es einem in der Hölle zumute sei? Er wohnte ein Jahr an diesem Orte, er hatte des Leibes Bedarf, war gesunden Leibes, kein besonderer Unglücksfall suchte ihn heim, er hatte im Gegenteil unverdientes Glück, das ich nicht nennen will, er genoß Schonung über Gebühr, und er nennt diesen Aufenthalt eine Hölle — warum? Er wurde an diesem Orte zurechtgewiesen. Wenn seine Leistungen mit seinen Ansprüchen nicht übereinstimmten, so wurde ihm das Mißverhältnis gezeigt; man war nicht mit allem zufrieden, was er machte, seinem Stroh wollte man nicht Heu sagen: wenn er durch Tanzen nach der Kinderlehre die Kinder gottesdienstlich machen wollte, so wurde es ihm abgestellt; wenn er Schulden machte, so mußte er sie bezahlen; wenn er unbefugt über Dinge verfügte, so stellte man ihm seine Torheit vor. Das hatte er an diesem Orte — doch, daß wir gerecht sind, auch wohl unverständige Leute, welche seine Blößen mutwillig aufdeckten und lächerlich machten, Leute, welche es sich zur Aufgabe machen, jeden Schulmeister zu plagen, und sich dann an den Gebärden ergötzen, welche er zu diesen Plagen macht, die aber am Ende mit diesen Plagen auch aufhören würden, wenn man keine Gebärden mehr schnitte, sondern ihnen ein würdiges, ernstes, aber mildes Gesicht entgegenhielte.

Was hat also dieser arme Mensch eine Hölle genannt? Auf eine sehr merkwürdige Weise hat er die sämtlichen Folgen seines Tun und Lassens, die Wirkungen, welche sein Betragen auf ihn zurückfallen ließ, seine Hölle genannt. Darin liegt eine tiefe Wahrheit, ein unbewußtes, unfreiwilliges Bekenntnis. Ja, es heizt meist der Mensch sich seine Hölle selbst, und die zeitlichen Strafen seiner Sünden und Verkehrtheiten sind es, welche in seine Zustände die Pein der Hölle gießen. Wer peinigt den Geizigen mit Höllenqual? Der Geiz. Wer peinigt den Unmäßigen mit Todesqualen? Die Unmäßigkeit. Wer peinigt den Dünkelvollen und Dummen mit hölliſchem Neid und Ärger und Haß? Seine Torheit. Wer peinigt den unverträglichen Menschen mit des Streites unauslöschlicher Flamme? Seine Streitsucht, seine Empfindlichkeit. So ist der Sünder der Sünde Knecht

und muß sich selbst peinigen auf der Sünde Geheiß. So hat es Gott geordnet, auf daß der Sünder sich bekehre, dieweil Gott nicht Freude hat am Tode des Sünders.

Wenn ein solcher seinen Zustand eine Hölle heißt, so hat er recht; aber er redet vermessen und sündiget schwer, wenn er sagt, der Herr habe ihn hineingeführt. Nein, in diese Hölle führt der Mensch sich selbst, da soll er dem Herrn nicht schuld geben. Wohl sagen die Leute, wenn die Folgen der Sünden über sie einbrechen, Mädchen, wenn sie schwanger werden, Diebe, wenn sie gefangen werden: sie könnten nichts dafür; wenn einem ein Dreck auf die Nase falle, so falle er einem nicht auf die Schuhe. Aber eine solche Rede, welche die Schuld von sich ab auf den Herrn, auf das Verhängnis wälzen will, verdient bei der Hure, bei dem Diebe gezüchtigt zu werden, um so viel mehr im Munde eines Schulmeisters, der ja auch ein Verkündiger des Herrn sein soll.

Wie in solchen Dingen üblich ist, würde der Mann auf diese Strafrede entgegnen, er meine es nicht so, er sei mißverstanden worden; daß er gefehlt, wisse er, seine Schuld wolle er tragen, aber die Leute seien gar schlecht gewesen, die hätten ihm den Ort zur Hölle gemacht. Aber die Leute sind sehr oft, je nachdem man sie nimmt, und, wo die Liebe ist, die langmütig ist und freundlich, nicht mißgünstig, nicht Mutwillen treibt, sich nicht aufbläht, die Liebe, die sich nicht ungebärdig stellt, nicht das Ihre sucht, sich nicht verbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, wo diese Liebe ist, da ist die Hölle nicht, und, wo jemand seinen guten Vater im Himmel mitnimmt, da findet er nirgends die Hölle; und hätte er Flügel und flöge er von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne, oder wühlte er sich auch in die Tiefen des Abgrundes hinein, in den Bauch der Erde, nirgends fände er die Hölle. Und wer hat ihn mit diesen Leuten umringt? Ists nicht Gott, der Herr, und ist nicht alles, was aus des Herrn Hand kommt, eine gute Gabe denen, die ihn lieben? Sind nicht auch alle unsere Umgebungen, alle Menschen, gute und böse, die uns umringen, eine gute Gabe Gottes, uns zu reinigen, zu bessern, ein

Schleifſtein, der uns polieren, blank und hell machen ſoll zum Himmelreich? Was des guten Vaters gute Hand uns gibt als gute Gabe, das eine Hölle zu heißen, iſt das nicht ein vermeſſenes, ſträfliches Wort, das Wort eines Toren, der nicht weiß, wer der Herr iſt, der nicht weiß, was er ſagt?

Er hatte ihn, der Herr alſo, noch nicht in die Hölle geführt — warte er doch nur, das wird ſchon noch kommen, wenn er ſich nicht ändert! — ſondern nur an einen Ort, wo er Merkzeichen fand, was ſein Tun wert ſei, wo er aber auch ſich hätte demütigen, zur Buße und Bekehrung kommen können.

Iſt der erſte Teil des Spruches, „der Herr führt in die Hölle," in ſeiner Anwendung vermeſſen, ſo iſt der zweite Teil, „der Herr führt wiederum heraus," noch viel vermeſſener. Ja, der Herr führt wieder heraus. (Von der Wiederbringung aller Dinge, dem merkwürdigen Zankapfel unter Evangeliſten und Diſſentern, iſt hier nicht die Rede.) Er führte den Hiob aus ſeinen Leiden, von denen die Mißkennung ſeiner Freunde das größte war, er ſah die Bußfertigkeit Davids an, er riß manchen vom Rande der Grube des Todes, die an vielen Orten im Alten Teſtament durch Hölle überſetzt wird, weg, aber hat er den armen Menſchen, der ſolches geſchrieben, aus der Hölle geführt? Nein, der trägt ſeine Hölle mit ſich herum, der wandelt in der Mitte ſeiner Hölle, wie ſeine Seele in ſeinem Leibe wandelt; und wo er hinkommt, ſchlägt er rund um ſich die Hölle auf, von allen Seiten umflackert ſie ihn, zu allen Fenſtern ſcheinen ihm die gleichen Teufelsgeſichter hereinzuglotzen, die gleichen Teufeleien zu umgaukeln. Iſt es aber nicht gräßlich, der Träger ſeiner eigenen Hölle zu ſein und ſie mitkrazen zu müſſen, wohin man ſeine Schritte wendet? Der Milchträger kann ſeine Bränte leeren und abſtellen, der Hühnerträger ſeine Kräze aufmachen, ſeine Hühner flattern laſſen, der Hauſierer ſein Rääf abpacken und beiſeite tun; jener arme Menſch aber kann nicht abſtellen, nicht aufmachen, nicht beiſeite tun ſeine Hölle, die ſchleppt er mit, wohin er geht, die läßt des Nachts nicht von ſeinen Schultern, ja, wenn er ſeinen Leib abſtreift, Fleiſch

und Blut der Erde wiedergibt, seine Hölle kann er nicht abstreifen, nicht der Erde übergeben, aus dieser führt der Herr nicht, aus dieser kommt er nicht, auch jenseits des Grabes nicht, in diese ist er gebannt, ein armer Geist für und für.

Und warum begleitet diesen armen Menschen die Hölle auf allen Wegen und Stegen? Warum führt ihn der Herr nicht hinaus? Er nimmt ja allenthalben ſ i ch mit sich, seine Eigenschaften alle, welche ihm das Leben so bitter machen, und er begreift nicht, aus welcher Quelle diese Bitterkeit ihm zufließt. Er nimmt allenthalben mit das selbstsüchtige Gemüt, in dem keine Liebe ist, in dem der Herr nicht wohnt, in dem nur Ansprüche sind und Forderungen, Begehrlichkeiten sonder Zahl und Schranken; er nimmt allenthalben sein Rääf mit sich, das er aufgeladen hat, er weiß selbst nicht, wie. Wohin er das alles mit sich schleppt, da findet er die gleichen Plagen, findet allenthalben böse Menschen, Verfolgungen, sein Mund wird des Klagens nicht satt werden, seine Seele wird nie lernen, was Zufriedenheit ist. Vier Wochen höchstens wird er des Ruhmes voll sein am neuen Orte, gerade so lange, bis er sich den Leuten kundgegeben, bis sein Tun und Lassen wirkt und als ausgestreuter Same aufgeht, dann fängt der alte Jammer neu wieder an und wird steigen und steigen, solange er an diesem Orte weilt; an jedem neuen Orte wird wieder neu werden dieser Jammer, wird nimmer enden, solange die alte Torheit währt, wenn nicht Buße kömmt und Bekehrung, wenn er nicht selbst aufhört, sein eigener Satan zu sein, der fort und fort seine Hölle sich heizet.

Doch um dieses einzigen Mannes willen hätte ich vielleicht dieses strenge Wort nicht geschrieben, wenn er nicht zu einer gar großen Menge von Menschen gehörte, die sich selbst unglücklich machen, denen ich einmal recht hell in ihr Unglück hineinzünden möchte, daß sie es erkennen könnten als Selbstpeinigung, als ein Unglück, das ein Ende nimmt, sobald sie die Augen auftun und wollen.

Es hat mich schon oft schauern gemacht, wenn ich Leute klagen hörte und sich gebärden sah, als seien sie in der Hölle; und wenn ich

genauer hinsah, so bestund ihr ganzes Unglück in lauter Kleinigkeiten oder aus Notwendigkeiten, die zum menschlichen Leben gehören, oder aus Wirkungen, die bald aufhören müssen, wenn man die Ursachen derselben wegschaffte, und die wegzuschaffen man in der Gewalt hatte.

Es gibt Menschen, die nicht schätzen, was sie von Gott haben. Die einen glauben, der liebe Gott habe allen andern gegeben, nur ihnen nicht; sie haben aber ein eigenes Auge, das ihnen jede Unbequemlichkeit, jedes kleine Mißgeschick vergrößert, daß es ihnen zur Hölle wird, sie haben ein vergiftetes Gemüt, das ihnen selbst das Glück vergiftet, daß es ihnen wie Unglück schmeckt. Jeder kleine Schmerz macht sie unglücklich, und sie können sich gha und berzen, als ob sie auf dem Rade lägen. Jedes Gesicht, jedes Wort kann ihre Galle fluten machen, daß sie wirklich sich in der Hölle glauben. Jede kleine Entbehrung, jeder vorübergehende Mangel versenkt sie in ein Meer von Jammer, daß lauter Heulen und Zähneklappern um sie ist. „Herrgott," dachte ich manchmal, „wie wollen die Leute tun, wenn ein wirklich Unglück über sie einbricht? Und wie leer von Gott muß ihr Herz doch sein, daß finster und dunkel wird, was an sie herankömmt, und wie vergiftet ihr Gemüt, daß zu Gift alles wird, was ihr Leben berührt!"

Und andere meinen, für sie gelte eine Ausnahme in der Welt, sie wollen ernten, ehe sie ausgesäet haben, es sollen die Leute sie für wahre Herrgöttlein halten, alles rühmen, was sie tun, nichts tadeln, finden und bekennen Tag für Tag, es gebe im Himmel und auf Erden keine solche mehr wie sie. Und wenn ein Tadel kömmt, und wenn es nicht alle Tage Lob und Ruhm regnet samt Blut- und Leberwürsten, wie es Wasser regnete zur Sündflutszeit, und wenn gar zuweilen eine Bemerkung fällt, die einem Tadel gleicht, eine Mißbilligung sich auf einem Gesichte zeigt, so schreien sie auf, als ob die ganze Welt samt allen Kometen ihnen auf den Fuß gefallen sei, sie erheben ein Kriegsgeheul, als ob alle Teufel aus allen Höllen samt den Russen auf sie losgelassen seien, ja, als ob im Himmel und auf

Erden alles feindlich auf sie einstürme. „Herrgott," habe ich oft gedacht, „was wollen diese Menschlein mit ihren Ansprüchen in der mit dem Gewähren so geizigen Welt, was wollen die einmal fordern, wenn sie einmal wirklich etwas verdienen?" Die müssen sich Stelzen machen lassen weit, weit in den Himmel hinauf und müssen dort Sterne brechen und schütteln und essen hampfelenweise zum Lohn, wie hier die Buben auf Birnenbäume steigen und Birnen naschen, wenn sie aus der Schule kommen.

Und noch andere wollen reich werden und sind faul dazu, wollen vorsparen und können sich keinen Genuß versagen, wollen vollauf haben daheim und geben alle Tage drei bis vier Batzen für Branntenwein aus und verdienen fünfe. Sie wollen geliebt sein und hassen alle Leute; sie wollen geehrt sein und tun nichts Ehrenwertes; sie wollen im Frieden leben und sind streitfertig und zanksüchtig; sie wollen nicht betrogen sein und betrügen alle Leute; sie schimpfen über das Geklatsch der Welt und machen morgens und abends ihrem Maul keine Rechnung; es soll niemand geizig sein, sie aber schneiden, wer ihnen unter die Finger kömmt; sie sehen keinen Fehler an sich, die Welt aber wird alle Tage schlechter. Die nun sind in einem beständigen Gewimmer über die Welt und klagen Gott Bruder um Bruder an, ja, klagen Gott an, daß er sich ihrer nicht annehme, daß er nicht jahraus, jahrein Blitze schleudere und Steine haglen lasse wie Kindsköpfe oder gar wie ein tüchtiges Ammegfäß. „Herrgott," habe ich oft gedacht, „was werden diese Leute einst sagen, wenn sie, statt Lohn zu bekommen für ihre vermeintlichen Leiden, Strafe bekommen für ihre nicht erkannten Sünden, wenn Gott ihnen ihre verpappeten Augen aufreißt und ihnen die Laster an ihnen selbsten zeigt, die sie an andern gesehen, was werden sie sagen, wenn sich ihnen statt des Himmels die Hölle auftut, die sie sich selbst gebaut und geheizt?"

Alle diese Menschen, die sich selbst unglücklich machen, suchen das Unglück außer sich in den Umständen, alle streben darum nach Veränderung, dem Wechsel der Umstände.

Das Jungfräulein zieht alle Weihnachten weiters mit seinem Bündelchen, das alle Jahre leichter wird, und weil es nirgends eine Meisterfrau findet, die nie balget, die ungerügt das böse Maul sich anhängen läßt, die es ciertätschen läßt, sooft ihm der Glust kömmt, und herumwagieren, sooft es ihm in die Beine fährt, und im Bette liegen, solange der Pflartsch nicht aufmag, so jammert es alle Jahre ärger über die Welt, und wie es keine rechte Meisterleute mehr gebe, und alle Jahre jauchzet es: „Der Herr führt in die Hölle und wieder hinaus!", und doch ist es vierzehn Tage nachher wieder in der Hölle, es und alle seine Wege führen in die Hölle, es trägt sie ja mit sich, in sich überall mit herum von Meister zu Meister.

Das Knechtlein zieht alle Weihnachten weiter und oft noch mitten im Jahr, sein Sack wird immer leerer, seine Kleider immer schlechter. Er findet nirgend einen Meister, der den Lohn ohne Arbeit gibt, der die Milch nimmt und dem Knecht die Nidle gibt, der mistet und den Knecht auf der Bsetzi tubaken läßt, der seine Töchtern ihm darbringt und den Spycherschlüssel in seinen Händen läßt, der die Pfeife einzieht, wenn das Knechtlein aufbegehrt; darum wird ihm jedes Haus zur Hölle, und alle Weihnachten meint er, jetzt komme er daraus, und alle Weihnachten ist er immer tiefer darin, und die Hölle wird ihm immer heißer und heißer und verlöschet ihm nimmer; es hängt sich endlich ein Schlärpli an seine verhudelte Kutte, hungernde Kinder umkriechen ihn, wohin er fliehen mag, Elend ist hinter ihm, Elend ist vor ihm, Elend ringsum.

Familien ziehen alle Jahre fort in andere Behausungen, sie finden niemand, der mit ihnen Friede halten will, keinen Hausmeister, der ihrer Willkür alles preisgibt, der sein Eigentum gerne mit dem ihren verwechseln läßt, keine Mitbewohner, die sich alles wollen gefallen, mit ihrem Holz sie kochen, mit sich Schindluder wollen treiben lassen, sie finden nirgends Land, das ihnen ohne Arbeit zu essen geben will, das gesegnete Jahr will nicht kommen, das ohne Fleiß sie aus den Schulden zu Gelde bringt. Daher jammern sie

überall über alles, über Hausmeister, Mietgenossen, Land, Jahre, über alles, ziehen von einem Haus ins andere, gehen von einem Jahr ins andere, alle Jahre ärmer, elender, unzufriedener, klagevoller; sie wollen auch aus der Hölle, aber sie werfen sich immer tiefer hinein, bis dieselbe sie verschlingen wird ganz und gar.

Menschen sieht man ziehen von Amt zu Amt, von Beruf zu Beruf, nirgends will ihnen der Himmel werden; wenn sie eine Stelle verlassen, so meinen sie, der Hölle zu entrinnen, aber sie täuschen sich wie jener, der dieses Sprüchlein an die Türe schrieb. Wenige Tage, und das alte Elend hat sie wieder erreicht, ist wieder hervorgebrochen aus den Tiefen, aus denen es strömt in ungezähmter Gewalt. Und viele müssen wohl bleiben auf einer Stelle, aber sie hoffen auf Veränderungen in ihren Verhältnissen, hoffen auf den Tod der Nachbaren, die ihrer Willkür im Wege stehen, hoffen auf den Tod von Hausgenossen, die ihre Galle in Bewegung setzten, auf den Tod von Vätern und Müttern, Gatten und Geschwistern, die sie schuld an ihrem Jammer glauben, hoffen auf äußern Wechsel irgendeiner Art, aber der Wechsel, der Glück ihnen bringt, will nimmer kommen. Es wechseln die Dienstboten, es wechseln die Nachbaren, es sterben die Hausgenossen, Eltern und Gatten, aber das Glück bleibt ferne; es gibt neue Nachbaren, neue Hausgenossen, aber das alte Elend bleibt. Endlich faßt auch sie der Tod, dann kommt ihnen endlich etwas Neues: die Erkenntnis, daß die Hölle, in der sie waren, in der sie sind, in ihnen war und nun in ihnen bleibt.

So kömmt aus dem Innern heraus nicht nur die Sünde, sondern auch der Sünde Elend, das Unglück — das Unglück, für das in Gott kein Trost ist, weil man keinen bei Gott sucht, weil man ohne Gott ist. Erkennet es, ihr Menschen, daß der Mensch sein eigener Teufel ist, sich selbst seine Hölle zeuget! Fasset ins Auge, was euch drückt und wehetut! Sind es Schickungen Gottes, so läutert euer Gemüt und traget in Geduld und Demut in Gottes Namen! Sind es Folgen eigener Schuld, so ändert euch, leget ab die Ursachen, den

Wuſt der Sünde! So wird das Unglück ſchwinden, ihr werdet euch nimmer in einer Hölle fühlen, wo ihr auch ſein möget, wie es euch auch ſein mag, denn Gott iſt bei euch, und, wo Gott iſt, da iſt die Hölle nicht. Es wird die Nacht um euch verſchwinden, es wird immer lichter um euch werden und immer leichter eure Bürde, bis ſich euch endlich der Himmel auftut und eure Augen Gott ſchauen und euer Weſen in den Himmel eingeht, den ihr ſchon in eurem Herzen getragen. Darum redet nicht von der Hölle, daß ihr darin ſeiet! In dieſem Worte liegt nicht nur eine grenzenloſe, gottloſe Vermeſſenheit, in dieſem Worte liegt ein furchtbares Verdammungsurteil für euch ſelbſten, denn nie und nimmer wird ein Chriſt in der Hölle ſein, hier nicht und dort nicht.

Die Hoffnung.

Das vorige Jahr hat der Kalendermacher vom Glauben geredet, wie jedermann einen Glauben habe, dieſer Glaube aber ein gar verſchiedener ſei, wie von der Art des Glaubens abhange, was einer tue oder laſſe: habe einer einen guten Glauben, ſo werde er Gutes tun, habe aber einer den Glauben an das Böſe, ſo bleibe er auch dem Böſen untertan und habe keine Kraft zum Guten. Ob er mit ſeiner Mahnung etwas genützt, iſt ihm nicht bekannt worden. Das weiß er wohl, daß man lieber etwas Lächerliches will als etwas Ernſtes, lieber etwas zum Lachen über den Nächſten als etwas zum Nachdenken über die eigenen Sünden. Obgleich er nun das weiß, ſo verſchont er euch doch mit dem Ernſte nicht, ſo wenig als ein Doktor den Kranken nur mit Zuckerbrötlene und Ganggelöriwaſſer zu heilen verſucht, wenn er auch zuweilen die bittere Pille überzuckert, damit der meiſterloſige Patient ſie nicht ausſpucke, ſondern hinunterſchlucke.

Er will diesmal von der Hoffnung reden, denn auch ſie bleibet, wie der Apoſtel Paulus ſagt, ſo gut wie der Glaube und die Liebe.

Auch die Hoffnung iſt in eines jeden Gemüte: jeder will, wünſcht,

erwartet von der Zukunft etwas, das ihm anſteht, das ihm zu mangeln ſcheint in der Gegenwart. Wir leben in einem gar mangelhaften äußern und innern Zuſtande, Gebrechlichkeit iſt in uns und um uns. In allen Menſchen aber lebt das Sehnen nach dem Beſſern, dem Vollkommenen und Bleibenden. Im tiefen Grunde des Herzens liegt ein Weh, ein Weh über den gegenwärtigen Zuſtand; als ob es einen beſſern, vollkommnern bereits erkannt, wird es ihm, eine Art von Heimweh ergreift es. Aus dieſem Weh hervor geht das Trachten der Menſchen nach Veränderung, Verbeſſerung, das Jagen nach einem vorgeſteckten Ziele, bei welchem man das Erſehnte vollkommen zu finden hofft. Iſt in einem Menſchen kein Hoffen mehr, ſo iſt er in Verzweiflung, die entweder als Schwermut oder Ruchloſigkeit ſich geſtaltet, oder er iſt in dem Zuſtande, den man bei uns ſehr treffend durch den Ausdruck „ſauwohl" bezeichnet, nämlich wohl wie einer Sau, die kein anderes Bedürfnis hat als ein gutes Mehlpäppeli und behagliches Faulpelzen und das Päppeli zur rechten Zeit immer hat und faulpelzen kann nach Herzensluſt. Der erſtere Zuſtand endet oft erſt mit dem Tode, dieſer jedenfalls vorher, es komme denn, Gott behüte ihn davor, ein Schlagfluß über den, dem ſo wohl iſt wie einer Sau.

Nun ſtellt ſich die Erwartung, die Hoffnung immer zuerſt auf das Äußere, des Leibes Zuſtand, die äußern Verhältniſſe; des Menſchen Kräfte ſtrecken ſich nach der Verwirklichung der Hoffnung. Das Äußere darf allerdings nicht außer acht gelaſſen werden, ſo wenig als ein Menſch ſeinen Leib verwahrloſen darf.

Dieſem Trieb nach Verbeſſerung, nach Verwirklichung von Hoffnungen haben wir es zu verdanken, daß die Erde zum Garten geworden iſt, daß tauſendfältiges Werkzeug des Menſchen Hand faſt allmächtig macht, daß Kunſtgebilde aller Art unſer Aug erfreuen, daß Häuſer ſich uns auftun, unſern Leib auf das behaglichſte zu umfangen. Dieſer Trieb hat die Zuſtände der Völker geordnet, dem Menſchen Bahnen gezeichnet, daß die Maſſe durch blindes, wirres, gieriges Tappen ſich nicht beſchädige, vernichte,

hat auch an des Menschen innern Zustand die Hand gelegt und auch bis hieher in der Seele Gebiet auszudehnen gesucht die Gärten Gottes. Ja, es hat die Hoffnung Brücken geschlagen ins unsichtbare Land des verheißenen Jenseits und hat dorthin versetzt, was das Weh im Herzen sucht: das Vollkommene, Unveränderliche, das alle Beglückende.

So ist die Hoffnung eine göttliche Kraft in unserer Brust, ein Zeugnis göttlicher Abkunft, denn sie treibt uns durch ein Heimweh, das nie endet, bis es den Vater findet, dem Vater entgegen.

Wie aber eben alles, was von Gott ist, auf Erden verkehrt wird, was den Menschen zum Besten gegeben ward, einzelnen zu einem Übel wird, was sie heben soll, sie tiefer stürzt, der Mißbrauch der Gaben nie enden will, so geht es auch mit der Hoffnung. An ihr verbluten viele, gehen zugrunde mit Haut und Haar, mit Leib und Seele. Sie erkennen nicht den Zusammenhang, den Gott in das Tun und in das Hoffen gelegt; sie wissen nicht, daß Gegenwart und Zukunft einander gleichen wie Vater und Kind, wie Säen und Ernten. Wohl gibt es eine Masse von Ereignissen, welche über uns kommen, ohne in eigentlichem Zusammenhange mit unserem Tun zu stehen: es regnet und sonnenscheinet; es blitzt, es donnert; es krieget, es friedet; es wachset das Gras, es serbet das Korn; wir brechen die Beine, kriegen Raudenwasser statt Schnaps, ohne daß wir viel daran machen könnten. Aber von diesem will ich nicht reden, und von diesem hängt genau genommen nie unsere eigentliche Zukunft ab, sondern immer von unserem Sein. Zum Beispiel auch mit gebrochenen Beinen, auch mit Raudenwasser im Leibe kann ich glücklich sein oder glücklich werden, wenn ich der Rechte bin, das Rechte tue.

Wie aber der Zusammenhang der Gegenwart mit der Zukunft, des Tuns mit dem Hoffen mißkannt werden könne, und wie dieses Mißverstehen gezüchtigt werde, will ich mit wenig Zügen zu zeichnen suchen.

Des Menschen Hoffen geht zunächst auf sein äußeres Sein,

seinen Stand in der Welt, sein Verhältnis zu den Menschen; sie möchten zu einem behaglichen, reichen, geehrten Leben kommen, die Wünsche färben sich nach den Begriffen, unter denen einer geboren und erzogen wird. Der Bettlerknabe stellt sich unter Reichtum ganze Schuhe vor, Lebkuchen genug und ungebetteltes Geld im Sack, des Ratsherrn Sohn möchte Chaise und Pferde haben, Knechte und Mägde und einen Zinsrodel, länger als die Ratsverhandlungen über die Stockmargeschichte. Das Gütermädchen schwingt sich hoch, wenn es sich zu der Hoffnung auf ein halbes Dutzend ganzer Hemden, einen Kittel mit Haften von Neusilber und einen Mann mit einem Kühheimetli erhebt. Die Kaufmannstochter aber sieht im Geiste das Modejournal eines ganzen Jahrganges in ihren Schränken, die Röcke nehmen kein Ende, und die Kleinigkeiten sind nicht zählbar, sieht sich in einem Hause die Dame spielen, das glänzt von Seide und Gold und aller sonstigen Pracht, sieht zu ihren Füßen ein herrliches Mannsbild, das bereits viele Millionen besitzt und noch viele Millionen zu erben hat.

Unterdessen, daß in des Menschen Seele Hoffnungen auf- und niederwogen, rollt an dessen Sinnen vorüber die Gegenwart, bietet lockend ihre Genüsse aus, reizt die Lüste, muntert in allen Tönen zu deren Befriedigung auf. Nun sind gar viele, sie können nicht widerstehen, sie naschen von der Gegenwart, was sie bietet, was reizt und lockt, und geben doch die Hoffnung nicht auf, merken nicht, wie dieses Naschen, dieses sich Hingeben den Lüsten ihre Hoffnungen nicht nur nicht befördert, sondern geradezu, jedem Unverblendeten augenscheinlich, zerstört.

So sind Tausende, die reich werden wollen und werden es nicht. Die einen fesselt die Trägheit und Bequemlichkeit, sie mögen sich nicht rühren und bewegen, dieses ist ihnen zu stotzig, jenes zu schmutzig, gegen jede Anstrengung haben sie ihre Wenn und Aber, gegen jede Anmutung sperren sie sich — sie werden ärmer von Tag zu Tag; ihre Hoffnungen, reich zu werden, lassen sie doch nicht fahren, ihre Natur ändern sie ebenso wenig. Die andern lockt

der Genuß, sie können nicht widerstehen, keiner Weggenfrau, die ihren Kram herumträgt, keinem Wirtshausbären oder -löwen, der ihnen die Zunge entgegenstreckt. Wie soll aber ein Knechtlein, das zwanzig Kronen Lohn hat, reich werden, wenn es alle Wochen für einige Batzen Lebkuchen frißt und alle Sonntage hudelt? Sie können nichts widerstehen, keinem Hammeschnifeli, keinem Neuenburger, keinem Spiel. Wie soll aber ein anfangender Geschäftsmann irgendeiner Art reich werden, wenn er nichts widerstehen kann, nicht einmal dem Strichlizeug?

Das Narrli, das einen so reichen Mann will, kann auch nichts entsagen, keinem Schmuck, den andere haben, keiner Lustbarkeit, keiner Mauggere, keiner Bequemlichkeit, es macht bereits, als ob es Millionen hätte, darum kriegt es keine — das arme Narrli! Aber ebenso wenig kömmt das Gütermädchen zu einem Kühheimet. Es kann auch keinem Glust widerstehen, nicht dem Glust, herumzuschwärmen, wie not auch seine Strümpfe das Plätzen hätten, verschweige daß es einem Hans Joggi widerstehen könnte, der weder ein Heimat hat noch sonst etwas, oft nicht einmal die Nase mitten im Gesicht. Es gibt Leute, sie wollen hoch geehrt werden, zu großem Kredit kommen, und doch können sie keine Gelegenheit vorüberlassen, eine Lüge zu sagen, einen anzuschmieren, ein unerlaubt Profitchen zu machen, ihre Person durch allerlei Lüste und Laster bloßzustellen.

Es möchten alle Eltern das Schönste und Beste an ihren Kindern erleben, setzen ihre schönsten und besten Hoffnungen auf sie und träumen sich dieselben als lebendige Engel, und die Freude an ihnen ist so groß, daß kein Mäß sie fassen könnte. Nun füttern die einen die Kinder, daß alles an ihnen, Leib und Seele, lauter Bauch wird. Andere hätscheln sie und tändeln mit ihnen wie mit jungen Katzen, finden immer noch nicht Zeit, die Erziehung anzufangen, zu Ernst und Festigkeit sich selbst anzuhalten, meinend, mit dem Verstand werde einst über Nacht jede Tugend kommen, sehen alles Schwarze weiß an ihnen, pflanzen eigenhändig Un-

tugenden in sie, impfen Nesseln auf die junge Pflanze und Dornen auf den Weinstock. Sie glauben keinem Menschen, daß diese Nesseln sie brennen, diese Dornen sie stechen werden; sie hoffen fort und fort, die Toren!

Ach Gott, und was hoffen denn viele Regenten? Sie hoffen nicht nur ewigen Ruhm für sich und Denkmäler der Dankbarkeit wie Kirchtürme und das Vaterland im Flor trotz einem Nägeligarten in Solothurn. Unterdessen machen sie es sich pomadig und führen sich zu Gemüte, was der Tag bringt, disputieren zur Verdauung oder spazieren von einer Laube, einem Leist zum andern, machen in den kurzen Tagen Gesetze und schicken sie zum Tor hinaus und heben dieses auf und schaffen jenes ab; und wenn die Tage dann länger werden und schöner, so strecken sie auf einige Augenblicke an schönen Abenden die Nase zum Tor heraus und riechen herum, ob das Land nun bald im Flor stehe. Hat ein Stier was fallen lassen, so brichten sie am Abend ganz entzückt, daß sie etwas gerochen, und hat keiner etwas fallen lassen zum Riechen, so fragen sie einen Küher, der mit seinem Karrli kömmt, wie es draußen mit dem Flor stünde. Und wenn der ihnen sagt, die Säublume drücken afe, so sind sie noch entzückter im Leist und reden auf den nächsten Sonntag eine Landpartie ab, um sich den Flor des Landes zu Gemüte zu führen.

So hoffen diese und noch viele andere Leute und sind die ärgsten Feinde ihrer Hoffnungen; sie sind die Vögel, die den guten Samen verzehren und Unkraut düngen. Und doch predigt Gott so deutlich alle Tage, daß das, was wir säen werden, wir ernten. Es arbeitet der Landmann im Herbst für den kommenden Sommer, er düngt und säet für kommende Jahre, er weiß, daß, wenn er nur immer nehmen wollte, was von selbst käme, er bald nichts mehr zu nehmen fände als Disteln und Dornen. Fragt den Greis, der wohlgemut und rüstig im goldenen Scheine der Abendsonne vor seinem blanken Hause so wohlgemut sein Pfeifchen schmaucht, wie er es angefangen, um dahin zu kommen! Er wird euch sagen, daß

ihm die Gegenwart immer ein Saatfeld für die Zukunft gewesen, daß er in seinen jungen Tagen an die alten gedacht, den schmalen, dornichten Weg des Entbehrens nicht gescheut habe, weil er geglaubt dem göttlichen Worte, daß das Entbehren zum Genießen führe.

Noch andere sind, sie genießen nicht, sie vertändeln nicht die Gegenwart; aber sie sind ihr gram und feindselig, sie mögen nicht, was sie bietet, sie mögen mit keinem Finger sie berühren, sie hoffen alles von der Zukunft, die soll ihnen das Glück bringen und die Tage und die Umstände, in denen sie sich bewegen mögen. Man sieht Maurergesellen und Zimmerleute im Winter auf dem Rücken liegen, tubaken und trinken; sie wollen mit dem Winter nichts zu tun haben, sie hoffen auf den Sommer, nur im Sommer wollen sie arbeiten, für jede andere Arbeit im Hause oder unter Dach halten sie sich für viel zu vornehm; wenn sie nicht zehnbatzige Taglöhne machen können, so wollen sie gar nichts, sieben Batzen nähmten sie für des Teufels Gewalt nicht für das Dreschen, Holzen oder andere Dinge.

Ähnlich haben es nun eine große Menge Menschen in kleinlichen und ernsten Dingen. So sieht man schon Kinder, denen nichts recht ist. Was sie lernen sollen, ist ihnen zu gering, oder der Lehrer ist ihnen nicht der rechte, bei einem andern oder etwas anderes wollten sie es schon anders machen; aber der Rechte, das Rechte kömmt nie. Man hört sie bis in ihr Alter hinein reden von dem, was sie sein und machen wollen, wenn die rechte Zeit komme, aber sie das Rechte machen sieht man nie.

Man sieht das gleiche bei Dienstboten. Es ist vielen nie der wert, ihre Kräfte anzustrengen, ihren Pflichten treulich obzuliegen, weil ihnen die Meisterleute nicht die rechten sind, weil ihnen der Lohn zu gering ist, weil sie bald nicht mehr dienen wollen; so werden sie nichts, kommen nie zu bessern Meisterleuten, nie zu besserem Lohn, nie in eine unabhängige Lage — sie säen auch nicht in der Gegenwart, um in der Zukunft zu ernten.

Es sind gar viele mit ihrer Stellung in der Welt überhaupt nicht zufrieden; hier mögen sie sich nicht anstrengen, wie ganz anders würden sie an einem andern Ort sich darzustellen wissen! Sie wechseln Platz um Platz, aber nirgends ists ihnen recht, nirgends finden sie sich am Platz, und wenn sie endlich einen Platz finden, der ihnen der rechte ist, so finden die Leute, sie seien nicht die Rechten für den Platz, und zwar nicht bloß aus Neid und Mißgunst, sondern aus dem guten Grunde, weil sie im Kleinen nicht getreu gewesen, so kann man sie auch über vielem nicht für getreu halten. Es sind gar viele mit der Zeit überhaupt unzufrieden, unzufrieden mit dem ganzen Stand der Welt, sie kritisieren alles, sie tadeln alles, weder Politisches noch Religiöses noch Bürgerliches, kurz nichts, gar nichts ist ihnen recht. Wenn man diesen im allgemeinen die Mangelhaftigkeit der Welt recht gerne zugibt, sie aber dann auffordert, Hand anlegen zu helfen zu ihrer Besserung, da sollte man diese Bürschchen schimpfen hören, und wie die tun und ihre Hände nicht beschmutzen mögen an dem Schmutz und nicht ihre Ehre aufs Spiel setzen in solcher Gesellschaft und dieses nicht und jenes nicht, und zuletzt legen sie einem solche Zumutung als eine Unverschämtheit aufs Maul und verzeihen sie einem jahrelang nicht. Diese Leute kennen das Buch nicht recht, in dem das Gleichnis von den zehn Jungfrauen steht, von denen fünfe nicht für Öl sorgen, nicht wachen mochten. Als dann der Bräutigam kam, da wollten sie mit Hochzeit halten, das wäre ihnen recht gewesen, aber ohä, hieß es. Wer es nicht der Mühe wert fand, bessere Zeiten herbeiführen zu helfen, der ist auch nicht gut genug für bessere Zeiten. Und wenn er endlich auch glaubt, die bessern Zeiten seien da, und sich nun tätig in dieselben stürzt, so wird gerade er die Zeiten wieder schlecht machen. Hochzeit wird es keine geben. Es ist dieses Kupen mit Lage, Umständen, Zeiten eine unglückliche Zeitkrankheit, die hauptsächlich aus zwei Quellen entspringt: aus einer Verschrobenheit der Stände, aus der Vergiftung der Jugend.

Aber um Gott, sehen denn die Leute nicht ein, was aus dem

Landmann würde, wenn er Gott und dem Lande und dem Wetter grollen wollte und kein Bein bewegen, bis kein Stein mehr auf seinem Acker wäre und kein Unkraut mehr im Boden, keine Wolke mehr am Himmel? Bedenken sie nicht, daß der, der die Sterne geordnet, auch unsere Zeiten eingerichtet hat, und daß ein Grollen mit der Zeit ein Grollen mit Gott ist, und daß ein mißvergnügtes Müßigsein eine Untreue an Gott ist, und daß auf Untreue gegründete Hoffnungen zuschanden werden müssen? Ja, ich sei auf dem lätzen Standpunkt, wird man sagen.

Aber die Standpunkte rollen alle übereinander und durcheinander, alle dem einen und letzten zu; dieser erhebt sich an des Grabes Rand, vor ihm nieder muß jeder Sterbliche rückwärts und vorwärts schauen, worauf er früher auch gestanden haben mag, seis auf einem Kaiserthrone, auf einer morschen Burg morscher Zinne oder als armer Bettlersmann auf fremder Schwelle. Wen nicht Verzweiflung an diesen Rand gebracht, den hat auch hier noch die Hoffnung nicht verlassen; aber sie sucht sich nun zu schwingen über die schauerliche Schlucht ins jenseitige Land. Aber wie sie entfliehen will der Zeit, so drängen sich an diesen Rand noch die vergangenen Zeiten: alle Tage scheinen wieder aufzusteigen aus ihrem Grabe, das ganze Leben drängt sich heran, wird zu einem Tag, zu uns umringender Gegenwart; es wird uns klar, was es heiße, vor Gott seien tausend Jahre wie ein Tag.

Da fällt dann auf diese uns umdrängende Gegenwart bang unser Blick, bang hinein in das Dunkel, in welchem das unsichtbare Land liegt. Scheidend möchten wir etwas mitnehmen aus diesem Lande in jenes Land. So alleine zu gehen, schaudert uns, wie fest wir auch hoffen auf ein ander Leben; es ist uns, als müßten wir aus den Trümmern unserer Tage uns eine Brücke schlagen können über den schauerlichen Abgrund, dem der Tod näher und näher uns drängt, als ob ohne Brücke ewige Nacht uns verschlingen würde. Da fassen wir, daß auf der Gegenwart der Grund der Zukunft liegt, daß in ihr die Hoffnung begründet sein muß, die wir

in der Zukunft erfüllt sehen wollen, daß vereinzeltes, abgerissenes Hoffen blindes Träumen ist. Da suchen wir den Grund der Zukunft; aber zu giftigen Dünsten sind die Genüsse geworden, ein schlammicht Moor unser Treiben, flüchtiger Sand gesammeltes Geld und Gut, hohle Schatten die schönsten Titel, Chorrichter oder Schultheiß. Dünste, Moor, Sand, Schatten, alles, alles gibt keinen Grund, und hinter uns beginnt es zu verschwimmen; es will nichts mit uns kommen, nicht einmal ein Titel will uns folgen, weder der Bürgermeister noch der Regierungsrat.

Wenn alles verschwimmen will, nichts ihm folgen, dann tönt es tief in ihm: „Ich komme mit dir, und was du auf mich gesäet hast, bringe ich mit mir!", und rings um ihn scheint es ihm zu tönen wie von unsichtbaren Zungen: „Auch wir kommen mit und bringen mit, was du auf uns gesäet hast!" Es ist seine Seele, die ihm antwortet; es sind die Seelen aller, mit denen er gelebt hat. Die alle bringen ihm mit in die Zukunft, was er in der Gegenwart ausgestreut hat ins geistige Leben, und daraus flechten sie ihm jenseits sein Schicksal. Licht wirds da vor den Augen dessen, der Liebe und Treue aussäete; zu beiden gibt der Herr als heiliges drittes, das jeden Erdenmakel tilget, seine Gnade, und dem Scheidenden öffnet sich der Himmel, und er sieht seinen Sitz an des Vaters Seite.

Aber schwarz wirds andern bei diesem Rufe; sie wissen, was sie ausgesäet, sie sehen glühend vor Augen den Spruch: „Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das ewige Verderben ernten," sie sehen zitternd eitles Hoffen schwinden und grausig dunkle Seelen zum dunkeln Zeugnis schweben vor ihnen her, hinter ihnen her, ringsum. Sie wissen jetzt, was Hoffen ist, und daß kein Düpflein vergeht an des Herrn Wort. Darum wer Hoffnung hat, der reinige sich! Wie er rein ist, so wird er ein Kind Gottes genannt werden.

Wohlan denn, liebe Leute, hoffet, beginnt das Jahr, beginnt alles mit Hoffnung! Aber mit dem Hoffen verbindet das Tun! Sonst ist Hoffen und Tun ein ödes Nichts, des Menschen Hölle.

Einige Kuriositäten vom Jahre 1839.

Die alten Kalendermacher schrieben das Jahr zuvor, was es Neues geben werde im folgenden Jahr, kriegten aber manche lange Nase. Ich will nun einiges berichten vom vergangenen Jahr und sehen, ob es so mit meiner Nase besser geht. Mir ist nämlich meine Nase eben recht, und vielen Leuten scheint sie bereits zu lang; es wäre also schade, wenn sie länger würde.

Das Neujahr fiel auf den ersten Jenner, und war schön Wetter, am Himmel nämlich. In vielen Häusern soll es gedonnert und geblitzt, auch Regenwetter gegeben haben, wenn die Männer zu viel Wein hatten und die Weiber zu wenig vom Neujahrkindli.

Es war im ganzen ein manierlicher Winter. Nur waren die Zürcher unwirsch und die Bistümler, die einen wollten eine neue Religion und die andern neue Gesetze, beides so von der Art, daß man dabei machen könne, was man wolle. Ging aber beides einstweilen den Bach ab, war auch recht so.

Es war lange schöner Schlittweg, das spürten auch die Wälder. Gar viele tausend Tannen wurden aus dem Lande geschlittet. Gott helfe den Leuten zu anderm Holz!

Es war viel Jammer im Lande von wegen den Schelmen, besonders in Bern. Das dauerte den Stadtpolizeidirektor auch gar sehr; er flehte und zwar gedruckt alle, alle, Kinder, Weiber, Männer um Trost, Rat und Hülfe.

Im Maimonat wurde das Wetter zhinterfür. Zuerst blitzte, donnerte, hagelte es manchen Tag hintereinander; den 17. kam es ihm dann noch in Sinn, zu schneien. Es wollte aber nur den Leuten zeigen, wer Meister sei, und schadete nichts. War gut so.

Auch im Mai hat der Großfürst von Rußland den Narr gemacht in England und hat Dublonen verschlengget, als ob er einen wahrhaften Dublonenscheißer hätte. Es werden wahrscheinlich keine armen Leute mehr sein in Rußland.

Es wuchs schnell unerhört viel Gras, und aus dem Gras wurde

unerhört viel Heu. Dazu machte es noch heißer als im Jahr 1834, und der Wärmemesser stieg über fünfundzwanzig Grad.

In Sumiswald prophezeite einer auf den 19. Juni einen großen Schnee, war aber vierundzwanzig Grad Wärme. Der weiß nun, was prophezeien heißt, wenn man kein Prophet ist!

Den 21. Juni feierte man das fünfhundertjährige Fest der Schlacht bei Laupen. Man wollte dabei gedenken, was die Väter waren, und wie man jetzt sein sollte, geschah aber nichts von allem. Doch war kein Kaltsinn dabei, denn es war sehr heiß an diesem Tage. Viel Wein wurde getrunken; es war aber auch viel Rührung dabei. Es wurde schön und erbaulich geredet, war aber ein jämmerlicher Staub. Eine freudige, hoffnungsreiche Jugend feierte es, die sterbende Generation war daheim geblieben.

Es ruggete und rumorte im Brachmonat wiederum im Bistum hinten. Werden wahrscheinlich zu viel Baslerkirschen gegessen haben.

Zu gleicher Zeit mußten die Weltschen ihrem Präsidenten einen neuen Rüfrodel machen lassen; er konnte die Fehlenden nicht mehr aufmachen, so voll Striche war der alte Rodel. Es wird wahrscheinlich in ihrem Rathaus kein Stübli sein, wo Lacôte und Reifwein zu haben ist, sonst würden die Weltschen fleißiger auf dem Rathaus sein.

In gleichem Monat machten einige Zürcher dNarre, reiseten ins Weltschland und verehrten den Weltschen zwei Fahnen. Die wollten nun nicht die Mindern sein und hängten den Zürchern auch Fahnen an und zwar alle Tage neue — waren aber nicht von gleichem Zeug.

Am 24. Brachmonat rupften sie im Großen Rate dem Stockmar die Federn aus, weil er zu weit fliegen wollte. Der hat nie recht gewußt, wo die Grenze ist. Aber läß ists, daß man auch übermarchen mußte, um ihn zu rupfen.

Solches sah man in den Ratsverhandlungen; im „Anzeiger" aber las man etwas anders, nämlich: „Ein gesundes junges Landmädchen von untadelicher Aufführung, die sehr gut nähen kann, wünscht

als Säugamme bei einer Herrschaft einzutreten." Muß ein merkwürdiges Mädchen gewesen sein, das säugen konnte; wird aber wahrscheinlich eine neue Erfindung sein.

Mit gewaltigen Gewittern begannen die Hundstage; es mahnte fast an 1837. Der Hagel wurde an einigen Orten ganz ordinär, und Steine soll es gegeben haben im Schwabenlande wie schwäbische Kindsköpfe, das heißt ungefähr wie bei uns Kabisköpfe.

Es zeigte ein gewisser Herr von Sommerlatt im „Anzeiger" an, daß er zur Förderung seiner nach und nach wieder erblühenden Gesundheit in freier Luft sich auf das Land begeben habe. Das war eine große Merkwürdigkeit, wird aber auch eine merkwürdige Bluft gewesen sein.

Es starb im Juli der türkische Kaiser, eben als er kriegen wollte mit dem Pascha von Ägypten. Dem Pascha entrann er, aber was wird ihm Muhamed für ein Gesicht machen, wenn er, stinkend von Schnaps und Wein, ins Paradies will? Er wird ihn wohl willkommen heißen und freundlich die Hand reichen, dem armen Mann, der so viel wollte und so wenig vermochte, der so viel duldete und so wenig Tröster fand; er wird ihm verzeihen, daß er in treuem, unverfälschtem Weine Trost und Kraft suchte, der arme Mann, der sonst so wenig Treue, so wenige ohne Falsch fand.

Im Juli wurde die Ernte eingesammelt, was seit einigen Jahren nicht mehr geschehen war; es war aber auch heiß dafür. Sie war reich, wurde gut eingebracht und stellt sich auch nicht übel im Tenn.

Aber in Äckern fand man ganze Krätten voll Bettlerbrot, welches schmäderfräßige Bettler nicht geschätzt und dort ausgeleert hatten. Es heißt, das bedeute teure Zeiten. Da werden die Bettler wohl wieder gefräßiger werden und an das Brot denken, das sie geschändet hatten in schändlichem Übermut.

Ferner brannte es zweimal gewaltig im Bistum und zwar diesmal nicht in den Köpfen, sondern viele Häuser zu St. Immer und Tramelan verbrannten wirklich. Es scheint freigebig gesteuert

zu werden, über achttausend Franken wurden gesammelt. Es heißt, die Huttwyler, die auch lieber ziehn als steuern, hätten sich diesmal sehr angegriffen und eine Deputation hinter die Berge gesandt, zwar nicht mit Geld, aber mit gutem Rate, wie man Brandsteuern ziehen und die Rechnung darüber verschleifen könne, wenn man das Sprüchlein nicht vergesse, daß eine Hand die andere wasche. Solche Gutmeinenheit ist doch schön und wird selten mehr gefunden in Israel.

Zu gleicher Zeit mit dieser Gesandtschaft, aber nicht mit ihr, reisete der große Rothschild in der Schweiz und durch St. Gallen. Dort ließ er sich alles zeigen, denn so machen es die großen Herren, welche reisen. Als er nun alles gesehen hatte, drückte er dem Sigrist von St. Gallen ein Trinkgeld in die Hand. Als der nun verstohlen in die Hand sah, wie die Sigristen gewöhnlich tun, entfuhr ihm ein lauter Brüll: „Na Gottswunder, e Jüd!" Denn was sah er in der Hand? Neun Kreuzer sah er!

Ferner aß der große Rothschild mit seinen hungrigen Kindern bei einem armen Bauern eine Milch, und die Judenkinder aßen nicht wenig, denn sie waren auch vom Stamme Nimmsi. Als alle Eckeli ausgeschlecket waren, drückte der Alte gnädigst dem Bauern die Bezahlung in die Hand. Und was sah nun der? „O wai, e Jüd!" rief er erschrocken aus. Denn was sah er in der Hand? Zwei Kreuzer sah er!

In diesen Hundstagen, aber jetzt im August, wurden drei Gebrüder namens Häfeli toll und zogen einander auf die schmählichste Weise in den Zeitungen herum. Sie bissen sich darum, weil jeder die harmonischsten Instrumente machen wollte, und machten zum Beweis den unharmonischsten Saulärm. Pfui! Die können mit all ihrem Lärm nicht einmal ein Instrument machen, auf dem man spielen kann das schöne, einfältige Lied: „Wie schön ists, wenn Brüder einig leben, wenn sie einander ihre Herzen geben" usw.

Montag der 19. August war ein denkwürdiger Tag für Zug; dort wird er ewig unvergeßlich bleiben. Die daselbst versammelte Heeresmacht des Landes geriet in Kampf mit einer Wasche und den dazu

gehörenden Wäscherinnen. Herrliche Taten wurden verrichtet. Der Ausgang war am folgenden Tag noch nicht entschieden. Er war aber nicht zweifelhaft, denn mit heldenmütiger Ruhe wachte über dem Kampfe das glorreiche Auge des berühmten Obersten von Letter.

Weitere Hundswut brach in den Hundstagen keine aus, nur in Zürich zeigten sich einzelne Spuren. Die Regierung erließ allerlei Erlasse und Klagen, daß sie nicht verstanden werde. Der Staatsanwalt schoß herum, wie wenn ihn der Sonnenstich getroffen hätte, schwitzte ob dem Hürlimann, und der Spöndli machte ihm viel Späne in die Milch.

Doch war Ende August schön Wetter in Zürich; nur stand der Barometer sehr tief, fast wie bei einem Erdbeben. Der kurze Heß schwitzte auf seinem Drehstuhl, und der lange Hirzel dachte viel an seine langen Beine, und wozu die gut sein möchten, und wie fatal es sei, wenn man zwar Beine hätte wie der Vogel Strauß, dazu dann aber einen Kopf nur wie ein ordinäri Huhn und einen Magen wie ein simpler Mensch.

Am 1. September bettelten zwei reisende Kellner mit ihren ausgespickten Hintern vor des Kalendermachers Hause. Für das sind die Mußjö nicht zu stolz. Es ist aber doch schrecklich! Ist man in einem Wirtshause ihrer Grobheit entronnen, so pflanzen sie einem ihre frechen Gesichter vor die eigene Türe.

Den 3. Herbstmonat kam im „Anzeiger" wiederum die Nachricht, daß jenem Herrn von Sommerlatt sein morsches Fell glücklich geplätzet worden sei. Tät eigentlich das Publikum blutwenig interessieren.

Zugleich wurden Burgerknebel zum Verkauf ausgeboten. So ein burgerlicher Knebel ist ein kurioses Ding, es gibt deren, die so gstabelig sind, daß sie auf alles, was man an sie bringt, nur die eine Antwort haben: „Ih bin e Burger!" Spricht man ihnen zu, zu arbeiten: „Ih bin e Burger!", man fordert Geld: „Ih bin e Burger!", man putzt ihnen ab: „Was? Ih bi de n e Burger!", und so auf alles nur die Antwort von einem Jahr zum andern. Aber daß man um sie handle, wußte ich bis dahin nicht.

Potz tausend, in Zürich gings los! Den 2. September waren viele tausend Menschen in Kloten versammelt und ließen der Regierung ihre Meinung sagen. Die ward immer aufbegehrischer und hätte die Klotner alle gerne ins Loch getan, wenn sie nur eins gehabt, das groß genug gewesen wäre; sie schnappte daher nur nach den vornehmsten. Da ließ im Kellenland der Bernhard Hirzel Sturm läuten, weil er meinte, Gott hätte es ihm befohlen. Da liefen viele zusammen, und Tausende stürmten gegen Zürich den 6. September und wollten gwundern, ob es denn der Regierung eigentlich ernst sei.

Der war es aber verflucht ernst: sie hatte Kanonen zweg und Dragoner, Artillerie, Kavallerie und Infanterie und vornen dran den Übel auf einem Mutzschwanz. Die putzen nun den gwunderigen Leuten die Nase unsäuberlich und unerchannt, daß es nicht nur Blut, sondern Leben kostete, den Leuten der Gwunder verging und sie das Laufen ankam und sie liefen, bis keiner mehr in der Stadt war. Aber da stürmte es dem ganzen See nach, und die Seebuben auf und zweg und alles zu Schiff, zu Roß und zu Fuß der Stadt zu. Da verging nun der Regierung das Couragi, und sie machten sich zu der Tür, die Dragoner zum Tore hinaus. Helden sah man schnell keine mehr; aber die Weiberröcke wurden rar in Zürich, und die bebenden bärtigen Weiber kutschierte ein mitleidiger Akkoucheur oder Barbier zum Tor hinaus, damit ihre Füße nicht etwa an einen Stein stießen. Aber ach, dem armen, langen Hirzel wollte kein Weiberrock passen, seines Weibleins Röcklein flatterte ihm nur wie ein Mäntelchen um die Schultern, seine langen Beine wollte ihm niemand abnehmen, und diese Beine wollten nicht einmal laufen wie Straußenbeine; lang, lang und langsam mußte er zum Lande hinaus, aber niemand tat ihm etwas. Und als alle zum Tor hinaus waren, deren Gewissen sie nicht in der Stadt bleiben ließ, so dankten die Leute Gott und waren ganz verwundert, daß es also gegangen; sie bekannten, daß alles über Menschenrat gegangen. Diesmal war, was wunderlich zu lesen ist, niemand da, der sagte: „Mir habt ihr

das zu verdanken; ich bin der kleine David, der ich dem langen Goliath den Hochmut vertrieben." Da war keiner so unverschämt, so zu reden; es waren alle der Meinung, daß diesmal ein anderer gepredigt habe.

Aber als nun alles vorbei schien, da fing ein neues Stürmen an. Allen Weisheitsbüchsen in allen Landen stieg es zu Sinn, es sei eigentlich doch nicht recht gegangen, das hätte ganz anders gehen sollen. Sie schrien nun, als alles vorbei war: „Halte là! Halte là!", und der Brülli von St. Gallen, der Baumgartner, schwenkte, nachdem er glücklich daheim hinterm Ofen angelangt war, seinen langen Säbel gar fürchterlich hinterm Ofen hervor und stieß von selbigem Orte aus ein Kriegsgeschrei ins Land heraus fast wie vor Zeiten der Uristier. Fünf Kantone protestierten gegen alles Geschehene, das heißt, sie meinten, die Zürcher sollten alles zurücknehmen, die Toten aus den Gräbern, die Helden aus den Weiberröcken, den Sulzberger aus seinem Gloschli und sollten ihn wiederum aufstellen am Zeughaus und voran den Übel samt seinem Mutzschwanz. Dann wollten sie kommen und sagen, wie es gehen solle nach Kunst und Regel.

Vor ungefähr fünfzig Jahren brannte es in Bern in der oberkeitlichen Münze, welche damals neben dem Rathause lag. Es war ein wütend Feuer, und blaß und ratlos saßen die Ratsherren auf dem Rathause und wußten nicht, wie sie dieses Feuer, das so unerwartet und ungesetzlich über sie gekommen, dämpfen sollten. Da sprang der Stadtschreiber hinter seinem Tische hervor, steckte die Feder hinters Ohr und sagte, er wolle schon Ordnung machen in meiner gnädig Herren Namen. Er ergriff ein schweinledernes Buch und stürmte hinaus auf den Balkon, hinter ihm der Weibel Schar, unter ihm das Gewimmel der Leute, das Rasseln der Spritzen, das Prasseln der Flammen, der Löschenden Geschrei.

„Loset, ihr Leute! Wartet, ihr Leute!" schrie er mit seiner dünnen Stimme, „in meiner gnädig Herren Namen weit dr warten, weit dr losen oder nicht! Ich will euch die Feuerordnung ablesen! Weibel,

machet doch, daß die Lüt sih stillhey, heit Ers ghört, Weibel! Um Gottes willen wartet, loset die Feuerordnung! Es verbrennt sonst die ganze Stadt!" Aber die Leute warteten nicht, loseten weder dem Stadtschreiber nochden Weibeln; sie löschten und arbeiteten, wie der Augenblick es an sie brachte. Da stürzte blaß und zerstört der Stadtschreiber unter seine gnädigen Herren und schrie: „Laufet, hochgeachtete, gnädige Herren, laufet! Es ist alles verloren! Es wott kei Mönsch uf dFüürornig lose!" Ob sie liefen, die Gnädigen, weiß ich nicht. Aber die Leute, welche nicht Zeit hatten, auf den Stadtschreiber und seine Ornig zu losen, löschten endlich das Feuer, das Rathaus wurde gerettet, und die Herren konnten wieder sitzen. Damals kam es niemand in Sinn, daß man den gelöschten Brand wieder von vornen anfangen solle, um ihn dann nach der Feuerordnung des Herrn Stadtschreibers löschen zu können. Einige Zeit später meinten freilich einige, es wäre doch gut gewesen, die Leute hätten dem Herrn Stadtschreiber gelöset und das Feuer brennen lassen nach seiner Lust, so wäre man ohne Kosten und ohne lange Deliberationen auf einmal dem alten Rathause los geworden, das einem ganz neuen noch lange im Wege stehen wird. Indessen, was geschehen war, war geschehen, und damals war niemand aberwitzig genug, geschehene Sachen ungeschehen machen zu wollen.

Freilich eines hätte man in Zürich gerne gemacht, aber auch dieses war unmöglich. Gerne hätte man den wackern Hegetschweiler wieder ins Leben gerufen, den ein Bube meuchlings erschossen. Aber wie man dieses nicht konnte, wird man auch nicht seinen Namen löschen können unter den Namen derer, die sich vergaßen um des Vaterlandes willen, die sich preisgaben, um andere zu retten, die in entscheidenden Momenten mit Einsetzung ihres Lebens das Entscheidende versuchten. Der davonsprengende Mörder sprengte dem Distelі Dreck ins Auge, sonst wäre wohl seine Darstellung des Züriputsches anders geraten.

Zu diesem Spektakel gab der liebe Gott schönes Wetter, und die Gesandten konnten gar schön hin- und herreisen von der Tag-

ſatzung in Zürich heim und wieder hin, ohne einen Pfnüſel zu riskieren, wenigſtens von wegen des Wetters nicht.

Den 15. und 16. September ſuchte Gott mit großen Waſſergüſſen die Kantone Teſſin, Wallis, Uri und Graubündten heim. Dämme wurden eingeriſſen, Straßen zerſtört, Land überſchüttet, Häuſer in den Wellen begraben. Wie gebrechlich Menſchenwerk, wie mangelbar des Menſchen Vorausſicht ſei, ſah man abermals. Man glaubt, Gott wolle den Menſchen zeigen, wie groß ihr Frevel ſei, die Bergſeiten, welche er mit eigener Hand zum Schutz der Täler mit Wald bepflanzt, abzuholzen und ſo die armen Berge kahlköpfig der Sonne Brand, des Winters Stürmen preiszugeben. Andere meinen, unſer Herrgott habe zur Sendung dieſer Waſſerfluten nicht umſonſt den Bettag auserleſen. Er wollte einmal am Bettage unſern eidgenöſſiſchen Brüdern hinter den Bergen den Kopf ſelbſt waſchen, da ihre Prieſter, den eidgenöſſiſchen Bettag über die Achſel anſehend, es gewöhnlich nur halb tun.

In unſern Landen verlief der Bettag würdig; von denen, welche heimlich ſich und ihn entheiligten, wollen wir nicht reden. Aber mancher tat ein Einſehen in ſeine Sünden, und mancher ſah die Wahrheit ein, daß Gott keinen Frevel ungeſtraft laſſe und am wenigſten das Renommieren mit Gottloſigkeit und Lüderlichkeit.

Auch bei uns im Kanton Bern brach die Hundswut aus, ungefähr um die gleiche Zeit wie in Zürich die Rumplete. Zu Heimiswyl im Amte Burgdorf lebte ſchon lange ein böſer Hund, man hatte noch faſt Freude an ſeiner Bosheit, weil er bisher nur arme Leute gebiſſen hatte oder Weibervolk. Weil er ſo von Natur böſe war, ſo achtete man nicht darauf, als er noch unwirſcher wurde, band ihn nicht einmal an. Da lief er fort, kam auf ſeinen Irrfahrten, die er aber, weil er jetzt tot iſt, nicht in Reiſebildern herausgeben kann, ins Lehn bei Affoltern, biß dort ein Kind gar jämmerlich dreizehn Male; dasſelbe ſtarb ſeither — ob an der Hundswut oder einer andern Krankheit, wird das vom behandelnden Arzte eingelegte gelehrte Gutachten ausweiſen, wenn es gedruckt wird — biß

auch die zu Hülfe eilende Mutter, und ob er beide nicht zu Tode gebissen, wenn nicht Hülfe gekommen wäre, wissen wir nicht. Herr Rechtsagent Schneeberger im Schweikhof, der, beiläufig gesagt, wenn er schon Agent geworden, doch noch ein Kirchgänger geblieben, und sein wackerer Sohn wollten den Gottesdienst in Affoltern besuchen; es war heiliger Sonntag. Sie sahen des Kindes und der Mutter mörderliche Not und eilten ohne andere Waffen als die Messer in den Taschen zu Hülfe. Herr Schneeberger, bereits in den Jahren, wo die schwindende Kraft sonst nicht mehr Kühnes wagt, griff mit der einen Hand dem tollen Hund in den Mund auf die Zunge, zerrte ihn an derselben einem Stalle zu, während sein Sohn den Hund auf dem Halse gepackt hatte und er selbst mit der andern Hand ihn zu erstechen versuchte. Er wurde vielfach gebissen, ließ aber nicht los, bis der Hund im Stalle war.

Das ist eine kühne, schöne Tat, der Aufzeichnung wert. Der Kalendermacher ist auch nicht ohne Couragi, aber einen tollen Hund bei der Zunge zu fassen, davor hat er Respekt. Wir hoffen und glauben, Herr Schneeberger werde keine andere Folgen dieser Tat fühlen als das Bewußtsein, etwas Großes und Schönes getan zu haben. Wenn man alle tollen Zungen in Ställe sperren wollte, die Stallzinse stiegen hoch im Schweizerlande!

Und hier bei der Hundswut schickt es sich auch, zu melden von der Klauenseuche, daß die noch immer nicht aufgehört hat, daß die Käshändler den durch sie angerichteten Schaden erst jetzt recht ausbringen. Nicht nur viele hundert Kälber und Kühe sind draufgegangen, viele hundert Zentner Käse weniger gemacht worden, sondern es sind noch viele hundert Zentner Käse verdorben worden und warum? Der hundshääärige Eigennutz hatte sich hundshääriger Herzen so bemächtigt, daß sie es nicht über sich vermochten, kranke Milch kranker Kühe wegzugießen; sie gossen sie der guten bei, gaben sie in die Käsereien, es gab Käse, aber welche? Solche, daß leicht eine eigeliche Sau sie nicht frißt. War recht so, können nun selbst die Säue sein und fressen, was sie andern eingebrocket.

Im Oktober ereigneten ſich merkwürdige Dinge.

Ein Offizier, der im Thunerlager geweſen, ſchrie gar nötlich in vielen Zeitungen nach ſeinem Degen, den er verloren, wird wahrſcheinlich derweilen einen Säbel gehabt haben. Das hat nun der Oberſt Zimmerli auf den Gunten genommen und hat vom Staat dreitauſend Franken gefordert, nicht bloß um die Offiziere zu lehren, die Gotern auf- und zuzumachen, ſondern es ihnen recht einzuprägen, daß, wenn der Degen Ordonnanz ſei, es ſich für Offiziere nicht ſchicke, mit Säbeln herumzulaufen; wird hoffentlich etwas bſchüßen, es täte not. Es ſoll bereits Offiziere geben, die den Glauben haben, ein Offizier und ein Säbel wären Zwillinge.

In München an einer großen Mahlzeit im Freien ſchnitt ſich ein Schweizer, ein ſogenannter Künſtler, mit einem großen Küchenmeſſer den vollgefreſſenen Bauch auf und brüllte dazu: „So ſtirbt ein freier Schweizer!" Der wußte von Freiheit ſo viel wie eine Kuh von einer Muskatnuß, ſonſt hätte er nicht geglaubt, ſterben wie eine Sau heiße ſterben wie Winkelried. Sterben wie ein Freier und ſterben wie ein wahnſinniger Radikaler iſt noch ein Unterſchied.

Den 5. Oktober regnete es wieder ſchrecklich über die Berge, und eine neue Waſſergröße ſuchte die armen, ſchon einmal Beſchädigten heim. Es war viel Jammer und Geſchrei; aber was Gott mit den vielen Waſſern wollte, begriffen wiederum viele nicht. Das Feuer des Streites und der Parteiſucht wurde nicht gelöſcht; es zankt ſich allenthalben fort und fort mit immer giftiger werdendem Eifer, und man wird ſich zanken fort und fort, bis Gott den Leuten die Köpfe zerſchlagen wird, da ſie an das Waſchen nicht kommen wollen.

Den ganzen Monat über donnerte es am Himmel, und die Weltſchen jauchzten, was ſie in den Hals bringen mochten. Es war lieblich und warm, und einen Wein ſollte es geben dem Vierunddreißiger zTrotz, und Preiſe wurden für denſelben gemacht, als ob die Weltſchen lauter Hegenheimer geworden wären. Wird nicht viel daran fehlen. Auch bei uns gabs viel Lärm: das Wahlen ging an; war aber viel Lärm um nichts.

Luſtig ging es denen, die guten Käs hatten; ſie löſten wieder ſechzehn Kronen aus dem Zentner, der Bauer ſechzehn Franken aus dem Heu und bis fünf Kronen aus dem Korn. Das wird bald heißen: „Fiſcheli zMorgen und Krebſeli zNacht!“ Das wäre ihnen beſſer zu gönnen als Branntewein früh und ſpat, ſturm Gringe zMorgen und zNacht.

Ganz grün und mit einem Donnerwetter ging der Wintermonat ein, und das grüne Laub an den Bäumen glitzerte gar luſtig in des Blitzes Schein.

Das milde Wetter war niemandem verderblich als der neuen Saanenbrücke. Ein Stück von ihr ſtürzte ein; wie groß, wie klein, ob hinten oder vornen, neben oder zmitts, darüber lauteten die Berichte verſchieden. Etwas iſt an der Sache jedenfalls. Wer ſchuld an dieſem Unglück iſt, wird niemand vernehmen als der liebe Gott. Wir haben einen guten Baſchi, man heißt ihn gewöhnlich Staat, der muß den Schaden tragen, an dem niemand ſchuld ſein will, weder der Buchwalder noch der Lelewel noch das Baudepartement noch irgendein anderer Köbi. Das iſt mir aber auch nicht nur ein guter, ſondern auch ein kurioſer Baſchi! Bald gibt er mehr, als man fordert, und überhäuft die Leute mit Entſchädigungen, daß es ihnen faſt gſchmucht wird; bald läßt er ſich betreiben wie ein Erzhudi oder wie der Möhrenwirt zu H. Er ſoll in den letzten Jahren den Agenten am durſtigen Bielerſee der beſte Kunde und dadurch ſchuld geweſen ſein, daß der Wein gar nicht abſchlagen wollte. Ach, aus den Betreibungskoſten hätte ein gewiſſes armes Scheuerlein, deſſen ſich niemand zu erbarmen wagt, viermal oder vielleicht ſiebenmal neu auferbaut werden können. Es wäre halt niemand ob deſſen Bau populär geworden!

Den neuen Regierungen zum Troſt muß ich aber ſagen, daß nicht nur ihnen viel einfällt; es iſt auch alten Regierungen vieles eingefallen, nur dem guten Kaiſer Franz iſt nie etwas eingefallen, der war der beſte Baumeiſter. So zum Beiſpiel fiel der alten Regierung im vorigen Jahrhundert eine neue Brücke in der Nähe von Wimmis

ein. Diese hatte kein Fremder erbaut, sondern ein Herr Baumeister Z. aus Bern, ihn machte der Unfall auch nicht demütig. Er haßte die Pfarrer gar sehr und rieb sich an ihnen, wo er konnte; wahrscheinlich hatten sie sich Glossen über sein Baugenie erlaubt. Einmal zog er mehrere derselben mit dem Tempel Salomonis auf und demonstrierte, wie der ein elend Bauwerk gewesen sei. „Er hets emel gha!" sagte ein Pfarrer, und der Bauherr schob sich. Wer bauen will, sollte es wirklich nicht vergessen, daß dsHa doch die Hauptsache ist.

Drei Brücken, welche es halten werden, wurden über die Emme geschlagen, zu Schüppach, bei der Zollbrück und eine zwischen Hasle und Rüegsau. Sie sind ohne Joch, bilden einen einzigen Bogen und sind bei zweihundert Fuß lang; alle drei hatte am 13. August 1837 die Emme weggenommen. Es sind schöne, kunstreiche Brücken; aber etwas lange ging es, bis sie stunden, doch gut Ding will Weile haben. Glücklicherweise führte sich die Emme sonderbar witzig auf; sie tat fast wie jener Elefant, der einen Führer zerstampft hatte in wildem Zorn und darauf dessen kleinen Sohn als Führer und Meister auf seinen Rücken setzte. Sie lief nie an, beschädigte kein Bauwerk; während der ganzen Zeit, daß man die Brücken schlug, schlängelte sie sich wasserarm, seicht und sanft durch ihr weites Bett. So manierlich so lange Zeit hintereinander hatte man sie lange nicht gesehen.

Der Christmonat fing mit dem Tessinerputsch an. Wer den Zürichputsch ausgeschimpft hat, wird den Tessinerputsch loben; der eine heißt nicht nur Stroh, was der andere Heu heißt, sondern was an einem Ort wächst, heißt er alles Stroh, und an einem andern Ort heißt er alles Heu, es mag nun aussehen, wie es will. Die müssen kuriose Augen haben!

Dagegen wollten wir noch nicht alles haben, sind wir doch alle souveräne Bürger, und kann jeder seinem Kalbe Kuh sagen, wenn er will; aber da will ein verfluchter Zwang einreißen, daß ich jedem Hudi seinem Kalb nicht nur Kuh sagen, sondern ihm es auch als Kuh

abkaufen und bezahlen soll, bedanke mich aber schönstens. Jedenfalls liegt zwischen dem Zürichputsch und dem Tessinerputsch der große Unterschied, daß die Zürcher wohl ein Kellenland haben, die Tessiner aber ein Keßlervolk sind.

Im Kanton Bern saß der Große Rat lange ob den Wahlen; er wurde ganz sturm darob und konnte viele Leute dauern. Während der Große Rat saß, erklärte ein Gerichtspräsident in einer Zeitung, er befasse sich nicht mit gemeinen Persönlichkeiten. Potz Teufel! Da haben es die gemeinen Schelmen mit ihren gemeinen Persönlichkeiten gut. Implizierte in trügerischen Geltstagen würde er nicht ansehen. Das muß ein vornehmer Köbi sein und lauter seinesgleichen unter den Fingern haben wollen!

Aber nicht nur der Große Rat war sturm geworden, sondern die ganze Stadt Bern; zwar ging sie nicht selbst ringsum, aber doch die Köpfe in ihr, weil sie uneinig wurden, zu welchem Loch sie künftig aus der Stadt sollten. Endlich hatte man sich der armen Pferde erbarmt und eine schöne Brücke bei der Nydegg erkannt. Aber nun ward ein Dreißen, daß man nicht mehr wußte, ob es sich wirklich noch um die Brücke handle oder nur um einige Pöstlein und einige Kostensnoten. Wenn schon einer die Säcke voll Steine und dann die Post nahm und in der Welt herumfuhr, so erfuhr man deswegen nicht, ob er den fehlenden Rat und Verstand in seinen Säcken zurückgebracht oder nur die Steine. Während so die Brücke selbst ein dunkles Gespenst blieb, das nur in der Einbildungskraft einiger Leichtgläubigen zu existieren schien, kam auf einmal ein neues Projekt wie der Hagel in die Halme. Ein gewisser Herr Buchwalder brachte die Brücke vom Graben in den Altenberg wieder auf das Tapet und hatte sein Projekt mit Hung und Zucker wohl zu akkomidieren gewußt. Nun gabs Feuer. Alles schoß ins Zeug, sogar das Brückenkomitee — aber wie es wieder hinausschoß, sah man in diesem Jahre nicht mehr.

Den 16. Christmonat kam ein ganz warmer Föhn über die Berge her; der Wärmemesser stund morgens um sieben Uhr neun Grad

über Null, mittags zwölf Grad. Es wird den armen Menschen in den Bergen übel ergangen sein. Alles ist noch grün. Die Margritli und Säublumen blühen in den Hofstätten, die Veilchen in den Gärten, und junge Finken wurden gefunden. Die Vögel pfeifen muntere Lieder wie in den Hundstagen, man will den Gugger gehört haben. Warm blieb es in den kürzesten Tagen, wo sonst gerne eine Wendung einfällt; schön war Weihnacht und auch die letzten Tage des Jahres. Klar war der Himmel und milde das Wehen vom Himmel, aber kotig und schmutzig war es über der Erde, und wer nicht gute Stiefel hatte, wagte sich nicht hinaus unter den schönen, blauen Himmel, ließ den Himmel fahren des Dreckes wegen.

Oh, wenn der Himmel klar und blau sich über einem wölben will, da scheue man der Erde Schmutz und Kot nicht! Man setze sich darüber weg, man rüste sich aus, daß Dicks und Dünns einem nichts anhaben können! Aber leider haben gar viele Angst vor den kotigen Wegen und wiederum Angst vor Wolken am Himmel, die regnen könnten; ihnen wird selten ein schöner Tag auf ihrer Pilgerfahrt, ein wohlgemutes Herz; sie haben ein gar trübselig Wandern, diese Leute. O Leute, schaffet euch Augen, die den Himmel immer heiter über sich sehen, schaffet euch ein Herz, das wohlgemut pfoselt durch der Erde Dick und Dünn bis zur Herberge! Das wünschet euch, liebe Leute, euer Kalendermacher zum neuen Jahr.

Das Brot.

Unter den Wörtern, welche zum sinnlichen Genuß bestimmte Gegenstände bezeichnen, kennt der Kalendermacher kein höheres, er möchte fast sagen heiligeres, als das Wort Brot.

Brot ist das Nahrungsmittel, welches am weitesten über den Erdboden verbreitet ist, fast ein notwendiges Bedürfnis der Menschennatur zu sein scheint. Der liebe Gott hat auch über einen großen Teil der Erde Pflanzen geschaffen, die Körner tragen, aus welchen Mehl gewonnen wird auf mannigfaltige Weise, aus welchem dann das

Brot gebacken wird in so verschiedenen Gestalten und von gar verschiedenen Farben, vom Schneeweiß weg bis zur Schwärze eines Wollhutes. Diese verschiedenen Arten alle zu beschreiben, ist meine Sache nicht, es würde auch zu weitläufig werden.

Vom Gedeihen der Früchte, aus welchen man Mehl zu Brot gewinnt, hängt das leibliche Wohl des Menschen mehr oder weniger ab. Denn fehlt das Brot, so gibt es Hungersnot, und bei einer solchen ist es niemanden wohl, und wenn man auch für sich etwas erleiden möchte, wie schrecklich ists für Eltern, wenn sie ihre Kinder müssen hungern sehen, wenn sie jammernd kommen, um Brot bitten, nur um ein ganz kleines Schnäfeli, und man hat keins für sie, sehen muß, wie der Hunger wie ein wildes Tier die armen Kinder nach und nach aufzehrt! Das ist schrecklich.

Solche Hungersnot kömmt zuweilen von Gott, damit der Mensch nicht vergesse, daß Gott der Herr sei, der Regen gebe und Sonnenschein, beides zu guten und zu bösen Jahren nach seinem Gutdünken, damit aber auch der Mensch Weisheit lerne und Mäßigkeit und das Sorgen während der guten Jahre für die bösen, gleichwie auch der junge Mann sorgen soll für den alten, der Lebende für den Sterbenden. Nach guten Jahren kommen immer böse, das ist so der Welt Lauf. Darum steht auch nicht umsonst die Geschichte Josephs vor unsern Augen mit den sieben fetten, den sieben magern Ähren; sie soll zu Nutz und Frommen dienen für die, welche über das Volk herrschen, sowie für alle, die Ähren pflanzen und einsammeln. Aber wer zu vornehm geworden ist für die Bibel, der vergißt solche Geschichten, bis die alte Not neu wird über ihm und Elend ihn zur Demut zwingt.

Wenn dann die Not kommt, so gesellt sich zu ihr gar zu gerne des Volkes Wut und richtet sich gegen die, welche zu rechter Zeit für Brot hätten sorgen sollen, oder von denen es wenigstens glaubt, sie hätten ihr vorbeugen können. Wenn man die Weltgeschichte aufschlägt, so findet man auf gar vielen Blättern verzeichnet, was das Volk beginnt, wenn das Brot aufschlägt, zu fehlen anfängt. Wenn

vom hungrigen Volke aus der Ruf „Brot! Brot!“ erſcholl, haben Regenten gezittert, Throne gewankt. Darum ſorgen kluge Regenten für Brot und nicht in den böſen Jahren erſt, ſondern während den guten. Und die Regel iſt nicht veraltet ſeit Joſeph. Napoleon ſtreckte ſich darnach, in Frankreich und England übt ſie ihre Macht, ja, ſie übt ſie in allen Ländern und beſonders in denen, wo politiſche Regſamkeit iſt, das Volk durch Vorgänge die Regenten in ſeiner Gewalt glaubt.

Aber es iſt nicht bloß ein tieriſches Gefühl, welches der Name Brot im Menſchen erweckt, er hält es nicht nur deswegen hoch, weil es den Hunger ſtillt, ſein Mangel Not bringt. Unter allen leiblichen Gaben Gottes iſt es diejenige, bei welcher er am meiſten an Gott gedenkt, ſich bewußt wird, daß er ſie nur ſeiner Huld verdankt, daß er ſich an ihr ordentlich verſündigen könnte, die er daher mit eigentlicher Ehrfurcht, faſt wie ein lebendiges Weſen behandelt. So ein reicher Städter, dem der Pfiſter ſein Brot ins Haus bringt, und der entweder das Weiche aus der Rinde bohrt oder die Rinde ab dem Weichen ſchält und das eine oder das andere dem Hund unter den Tiſch wirft, unbekümmert darum, ob es der Hund frißt oder es an ſeinen eigenen Stiefeln kleben bleibt, hat keinen Begriff von der Frömmigkeit, mit welcher ein Landmann, ein Mann aus dem Volke das Brot behandelt. Und wie dem Reichen geht dieſer Sinn auch dem Bettler ab, dem bettelnden Handwerksburſchen. Der letztere wirft ſündhafterweiſe wohl das erhaltene Brot hinter den Zaun, der erſtere ißt nur das friſcheſte, weißeſte, das andere gibt er ſeiner Geiß oder tauſcht es an Branntwein. Das Geſindel, das Mehl bettelte und Anken, daraus auf freier Heide küchelte und, wenn es ſich ſatt gegeſſen, die umſtehenden Haſelſtauden oder Erlenbüſche hinab in die Küchelpfanne bog, bis die Blätter zu Küchleni geworden, und ſie ſo da hangen ließ zu Hohn und Spott, findet man ſelten mehr.

Aber wer es auch ſei, der Brot gſchändet, wie man ſagt, den ſieht der Landmann mit Scheu an und flieht ſeine Nähe faſt wie die eines

in einem Gewitter Fluchenden. Er hält das Brot hoch und wert, auch nicht ein Brösmeli der heiligen Gottesgabe will er zuschanden gehen lassen. Habt ihr euch nie geachtet, wie sorgfältig er selbst auf den übelriechenden Wirtshaustischen die Brosamen mit einem Stücklein Brot auftunkte? Ihr habt nie gesehen, daß er sie achtlos an den Boden strich. Es war einmal ein alter, reicher Jägersmann, der hatte einen lieben, schönen, gelben Hund, dem trug er weißes Brot in der Weidtasche nach und fütterte ihn mit schön geschnittenen Bissen. Jedes Brösmeli, das der Hund fallen ließ, las er sorgsam auf und bot es dem Hund wieder dar; wollte der es nicht nehmen, so wickelte er es sorgsam in ein Papierchen und sagte: „Gschänge wey mr de nadisch kes Brot, es isch de daheim scho öpper, ders nimmt." Habt ihr nie gehört, wie eine Meisterfrau leichtfertige Jungfrauen ausschalt, die ihre Bietersäcke voll Brotbrosmen hatten und sie so z'leerem ausleeren wollten in den Ghüderkratten? „Ihr dolderschießige Blättere!" wird sie ihnen sagen, „ich will ech lehre Brot gschänge, ja wolle! Ihr wäret einisch no froh, we dr geng selligs z'fresse hättet." Habt ihr nie gehört, wie man über diese und jene Haushaltung sich ärgerte: es sei keine Ordnung da, die Kinder könnten Brot nehmen, wann sie wollten, und wären somit selten hungrig, gschändeten das Brot. Man treffe hier und da Stücklein a z'ligge, und, wo man so geschändetes Brot antreffe, da komme es nie gut. Habt ihr nie sagen gehört, wenn von einer in Elend versunkenen Familie die Rede war: „Da hat es nicht anders kommen können, die Frau ist bei mir Jungfrau gewesen und hat gar manch Stück Brot in die Säumelchtern geworfen, wenn es ihr zu alt oder zu schwarz gewesen. ‚Mädi,' habe ich oft gesagt, ‚Mädi, du vrsüngst dih, du wirst no einisch a das Brot denke müeße, wod gschängt hesch!'" Wie man da das Brot sorgsam abschneidet, wie man fröhlich ist bei frischem Brote, wie man von einem Mädchen sagt, das leichtsinnig heiratete: „Das het o gmeint, es sig geng lings Brot und juhe!", wie man mit einer Familie Mitleid hat, die kein Brot vermag, wie man armen, alten Weibern als hohe Wohltat ein weißes Brötchen kramet,

wie eine Kindbetterin das Recht zu weißem Brot hat, wie das weiße Brot der am werteſten gehaltene Leckerbiſſen iſt, den man auf dem Lande hat, das weiß jedermann, der das Land kennt.

Nicht zu verkennen iſt, daß auch zu dieſer Heiligung des Brotes der Gedanke beiträgt, daß das Brot den Leib unſers teuern Herrn und Heilandes uns vergegenwärtigen ſoll, den ſeine Liebe für uns brechen ließ, daß das liebe Brot uns vergegenwärtigen ſolle, daß ſein Sinn unſerer Seele ſo notwendig ſei als das Brot unſerm Leibe. Anſtändig iſt es auch für jeden Chriſt, daß er das Zeichen und Pfand, das Gott ihm gegeben, daß er Gemeinſchaft mit ihm haben wolle, hoch in Ehren halte.

Daher war von jeher die Erbitterung des Volkes groß gegen die, welche das heilige Brot nicht nur gſchändeten, ſondern ſich an demſelben verſündigten. Unter Sünden am Brote verſteht man beſonders zweierlei: Kornwucher und unrechtes Gewicht.

Der Wucher iſt überhaupt ein ſchändliches Geſchäft, und der Kalendermacher, der demſelben nahe ins Geſicht geſehen hat, wird ihm ein ander Mal ins Geſicht zünden, daß er es gerne verbergen würde, wenn er könnte, und ſollte es in Hundsdreck ſein. Aber von allem Wucher iſt doch der Kornwucher der fürchterlichſte, denn er ſpielt nicht nur mit dem Eigentum, der Kornwucher mordet. Der Kornwucher ſieht nicht nur kaltblütig zu, wie Mütter ſiechen in Not, wie Kinder erbleichen an Hunger, der Kornwucher jubelt über die ſteigende Not. Je bläſſer die Leute werden, je wankender ihr Schritt, deſto teufliſcher freut er ſich ſeiner Berechnung, deſto hartnäckiger verſchließt er ſeinen Kornboden, deſto gefühlloſer preßt er die letzten Kreuzer aus, und wenn ſie ihm mit dem letzten Seufzer gegeben werden ſollten. Daher iſt auch die Wut des Volkes über ſolche Kannibalen, die ſo ſchwer am heiligen Brot ſich verſündigen, erklärlich, und die Weltgeſchichte erzählt hundert Beiſpiele, wie das Volk ſelbſt in gerechter Wut ſeine Peiniger züchtigte.

Ich könnte erzählen, wie ſeinerzeit in Baſel die Kornwucherer, welche ob dem Hunger der Armen reich werden wollten, geſtraft

worden seien. Aber erinnere man sich nur, wie die Volksmeinung noch am heutigen Tag diejenigen brandmarket, welche in den unvergeßlichen sechzehner Jahren mit dem Korn Wucher getrieben, welche die Spycher voll hatten, denen aber der Preis des Kornes nie hoch genug stand! Es ist keine Landesgegend, in der man nicht irgendeinen reichen Geizhals bezeichnet, dem noch vor dem denkwürdigen Dienstag, an welchem die Preise eine so denkwürdig schnelle Wendung nahmen, die höchsten Preise geboten wurden, sein Korn hohnlächelnd noch nicht geben wollte, kaltherzig die bleichen Gesichter um sich her sah, laut seine Hoffnung aussprach, der Kernen, der bereits siebenundachtzig Batzen galt, werde noch um einen oder zwei Franken steigen, der dann sein Korn im Spycher behalten, Dienstag um Dienstag das Korn mußte abschlagen sehen und am Ende sein zurückgehaltenes Korn, von den Würmern zerfressen, auf den Mist schütten mußte. Man erzählt von andern, die ihr Korn in Bern wochenlang eingestellt ließen, Kosten bezahlen, es wieder nach Hause führen mußten, es niemanden verkaufen konnten, weil man nun nicht mehr schlechtes, altes Korn kaufte, da man neues, gutes die Hülle und Fülle hatte. Diese Namen alle sind gebrandmarket. Noch Kindeskinder werden sie vernehmen, noch viele hundert Male wird in den Wirtshäusern und an den Abendsitzen eine Erzählung also anfangen: „In den sechzehner Jahren, wo das Korn afe zwänzg und einezwänzg Krone gulte het, ist zu ... e ryche Bur gsi u het drSpycher voll Gwächs gha u hets nit welle gä, bis es ihm dreiezwänzg Krone gelte" ꝛc. ꝛc. Es ist doch schrecklich, noch auf solche Weise im Munde von Kind und Kindeskindern zu sein! Aber ganz sicher hat schon ihr Geiz ihnen ein Höllenfeuer im Herzen angezündet, als ihr Korn ihnen zuschanden ging, als sie von den geträumten Kronen keine einzige erhielten. Solange sie lebten, stach sie dieser Wurm im Herzen, weckte sie des Nachts so manchmal auf und trieb sie gar in dem Baumgarten herum wie ein irrend Gespenst. Vor hundert Jahren hätte man von ihnen allen erzählt, sie kämen wieder nach ihrem Tode und müßten auf den Misthaufen

ſitzen, wo das Korn faulte, das ſo manchen Hungrigen hätte erquicken können. Aber wenn man ſchon aus dem Aberglauben heraus iſt und an das Wiederkommen nicht mehr glaubt, ſo iſt man doch noch nicht aus dem Glauben heraus, daß ohne Wiederkommen Gott die wird zu ſtrafen wiſſen, die mit ſteinernen Herzen ob dem Unglück ihrer Brüder ſich bereichern wollen. Solche Leute hat es aber immer gegeben; ſie würden ſich auch jetzt finden, wenn eine Teurung käme, würden ſich ſtinkende Namen machen um eines Häufchen Geldes willen, würden ihre Seelen mit dem Zeichen der Verwerfung brandmarken einiger Kronen wegen, würden den Himmel gegen die Hölle wählen, um einige Strichliſäckli mehr mit ſchlechten Luzernerfünfbätzlern in ihrem Gänterli zu haben.

Das andere, was Fluch und Schande bringt, iſt das ſich Verſündigen am Brote durch ſchlechtes Gewicht, ſchlechtes Backen, Verfälſchen des Mehles und ſo weiters.

Der Kalendermacher wüßte manche Geſchichte zu erzählen, wie hie und dort Bäcker und Müller wiederkommen ſollen, Mehl zu putzen und zu trocknen, Brot zu wägen und zu backen, die am Brot ſich verſündigt hatten während ihren Lebzeiten. Aber ſchon bei Lebzeiten werden ſchlechte Bäcker beſtraft, die ſich am Brot und armen Leuten verſündigen. Man gehe nach Konſtantinopel und frage dort nach, warum dieſem oder jenem die Naſe aufgeſchlitzt, die Ohren abgehauen worden! Er hatte mit falſchem Gewicht Brot gewogen. Fragt andere, die, an den Ohren angenagelt, an Straßenecken ſeufzen, um ihr Vergehen! Sie hatten ſchlechtes Brot gebacken.

Aber nicht nur die Türken verſtehen nicht Spaß mit dem Brote, auch die Schweizer nehmen dieſe Betrügereien hoch auf. Es war einmal in Zürich ein Bäcker, der ſchnell reich werden wollte und mit der Gewicht läſterlich umging, den nahmen ſie und hängten ihn in einem großen Brotkorb hoch über eine Pfütze auf. Jung und alt ſtund herum und höhnte den ſchwebenden Bäcker, der nicht gerne hinaus und in den Dreck ſprang. Als ihm endlich der Hohn

doch zu arg war, Wut und Zorn ihm überliefen, sprang er hinab, und der Schlamm schlug über ihm zusammen. Ein fürchterliches Jubelgeschrei stieg zum Himmel über den purzelnden Bäcker, begrüßte ihn, als er wieder zum Vorschein kam und den Kot sich aus den Augen wischte, und die halbe Stadtjugend lief dem nach Hause eilenden jubelnd und brüllend nach, ohne sich vor seinen glühenden Augen zu fürchten, mit welchen er fort und fort Blitze des Hasses, der Bosheit, der Rache auf die lärmenden Buben schoß. Er ging heim, backte wieder Brot und vollgewichtiges und verkaufte es mit demütigen, freundlichen Gebärden; aber im Herzen brannte die Rache glühender als in seinem Ofen das Holz. Er kaufte sich fleißig Holz, um es recht dürr zu haben, wie er sagte, und füllte damit sein Haus von oben bis unten. Niemand fiel es auf, alle glaubten, der Mann wolle gutmachen, was er früher gefrevelt.

In dunkler Nacht, als die Winde mit den Wolken spielten, rötete sich der Himmel über Zürich; der Flammen wildes Prasseln weckte die Schläfer, aus des Bäckers Hause sprühte himmelhoch ein gräßlich Feuer. Und die Winde faßten die flammenden Funken und wirbelten sie in gräßlichem Spiele über hundert Häuser; halb Zürich ging in Flammen auf.

Draußen gingen zwei Weiber zur Stadt, denen ein Mann begegnete. Er stellte sich bei ihnen und sagte, wenn sie zur Stadt kämen, so sollten sie den Zürchern sagen, er lasse sie grüßen, und hoffentlich werden sie jetzt auch lachen und spotten. Es war der Bäcker gewesen, von dem nie wieder etwas gehört wurde. Damals kam man ohne Paß weiter als jetzt. Der Bäcker war auch einer von denen, die meinen, der liebe Gott hätte die andern Leute nur gemacht, damit man sie prellen könne, und die dann, wenn man sie für ihren Frevel straft, zetermordio schreien, als ob ihnen das größte Unrecht geschehen sei, und die Rache brüten und Rache üben. Solcher Leute gibt es viele unter uns; man höre nur, wenn zur Seltenheit irgend jemand gebüßt wird, wie er aufbegehrt, wie er droht; man sehe nur, wie selten die werden,

welche einen Frevler verleiden dürfen! Wer unverschant ist, der lebt dest bas.

Aber heutzutage wird man keine Bäcker haben, die sich am Brot versündigen und arme Kinder um ihr Brot verkürzen, arme Weiber weinen machen, sich mit den Tränen und Seufzern der armen Leute mästen? Ach wohl, auch solche Leute gibt es heutzutage und zwar Bäcker, die mit der größten Unverschämtheit betrügen und fort und fort ihr Brot backen, wie es ihnen beliebt, und darauf bauen, arme Leute hätten keine Wage zu Hause, die mit dem heiligen Brot betrügen, als ob kein Gott im Himmel wäre; und, je teurer das Brot wird, je mehr damit zu verdienen ist, je saurer es den armen Leuten wird, es anzuschaffen, desto mehr wird betrogen damit. Aber legt man ihnen das Handwerk nicht, hat man sie nicht unter der Schere des Gesetzes, nagelt man sie nicht mit ihren diebischen Ohren an ihre Haustüren oder schlitzt ihnen die Nase auf? Ja, das Handwerk ist freigegeben, Brottare ist keine mehr, und wer soll mit dem Gesetze scheren, wer soll die Betrüger vor das Gesetz stellen? Die armen Leute scheuen sich, Kläger zu sein; sie sind in der Gewalt der Hablichen, und würden ihre Klagen bedeutenden Erfolg haben, würden sie Nachdruck finden gegen Leute, die Wahlmänner werden könnten? Im Türkenlande reiten die Paschas durch die Städte und prüfen eigenhändig das Brot, ja, sogar der Sultan tut es eigenhändig, er ist nicht zu vornehm dazu. Aber wir sind nicht im Türkenlande, haben weder Paschas noch Sultan, und da reitet niemand den armen Leuten zulieb dem Brote nach und prüft es eigenhändig. Höchstens sendet man Knechte aus wie Joggeli, der Birli schütteln lassen wollte, aber dBirli wey nit falle! „Es hat alles seinen guten Grund," sagt der Schlossergeselle. Da hat der Kalendermacher gedacht, er wolle es auf sich nehmen in allen Treuen, zu warnen und zu mahnen, was das Brot sei, auf seine Weise zu predigen, wie schwer sich versündige, wer am Brote sündige, wie hoch dem Volke das Brot gelte, wie schwer die Sünden dagegen.

Darum bedenket ihr alle, die ihr mit Korn wuchert, mit Brot betrügt, was aus euch werden wird, wenn alle Kinder, alle Weiber, alle Väter, die ihr mit Korn oder Brot verkürzt, ihre bleichen Gesichter Gott, dem himmlischen Vater, zeigen! Und wenn der dann ihre Tränen zählt, ihren Hunger wiegt und dann euch zumißt, was ihr ob diesen Tränen, diesem Hunger verdient habt, was meint ihr, was wird er euch zumessen? Was meint ihr, wenn ihr euern eigenen Kindern Brot gebt, wie wird der himmlische Vater an euren eigenen Kindern das Brot segnen, wenn es armen Kindern abgestohlen ist? Wie wird euch im Tode sein, wenn alle die gestohlenen Viertel und Halbpfünder zu bösen Geistern werden, die zu Hunderten auf dem Deckbett, unter welchem ihr sterbet, herumgaukeln mit spitzigen Krallen und feurigen Augen und auf eure arme Seele passen, um sie zu quälen in alle Ewigkeit? Bedenket das alles zu rechter Zeit, sonst bleibt eure arme Seele in den spitzigen Krallen, und eure eigenen Kinder essen den Unsegen in jedem Stücklein Brot.

Die Rabeneltern.

In einer geräumigen Bauernstube schnurrten drei Räder, zwei Kinder saßen lernend hinterm Tisch, und vor am Tische stand haspelnd ein Mann, unter dem Ofen schnarchte ein Hund. „Ich weiß gar nicht, warum der Schulmeister nicht zu uns zAbesitz kommt," sagte eine stattliche Frau, die an der untern Tischecke spann, „hat man sich öppe gegen ihm verfehlt?" Es war die Gerichtsäßi, die wir im letzten Kalender kennen gelernt haben, und welcher der Schulmeister versprochen hatte, bald zu kommen, ihren Gwunder zu stillen, was es mit den Rabeneltern für eine Bewandtnis habe. Der Mann tröstete sie, er wüßte doch nicht, was da gefehlt sein sollte, sie hätten ihm ja erst das letzte Mal, als sie gebacken, ein linds Brötli geschickt. Aber er werde nicht immer zAbesitz können, sondern allbeneinisch auch bei Frau und Kindern bleiben müssen,

und das ſtehe ihm gar wohl an. Mit dem klopft es an die Türe, und ehe man erraten, wer das ſein möge, und Beſcheid gegeben, ging die Türe auf, und der Schulmeiſter trat herein. „Guten Abe geb ech Gott!“ ſagte er; „ih ha denkt, ih well grad innefür cho, drBysluft geht gar ſcharf draußen.“

„Gottwillche, Schumeiſter!“ ſagte die Grichtſäßin, wiſchte die Hand am Fürtuch ab und längte ſie dem Schulmeiſter. „Wir haben nach Euch blanget und afe denkt, mir heygen is ob öppis vrfehlt, daß Dr geng nüt cho ſyt.“ „Bhütis nei,“ ſagte der Schulmeiſter, „was denket ihr o! Wenn alle Leute wären wie ihr, dann wärs o drbyzſy. Ih has myr Frau ſcho mängiſch gſeit, we dsGrichtſäße nit wäre, ſo wetts mir doch afe afa z'erleide hie.“ „E bhütis, Schumeiſter, Dr müeßet nit ſo rede, ſüſt fa dKing grad a pläre, und e ſellige, dä ſih ſo gmühye möcht, überchämte mr nimme wider,“ ſagte die Grichtſäßin. „Aber jetz la gſeh, ih ma nit gwarte, bis ih öppis vrnime vo de Rabeneltere, es iſch mr afe mängiſch drvo ertraumt.“

Der Schulmeiſter, nachdem er noch einiges vorgebracht, ſetzte ſich oben an den Tiſch und begann folgendermaßen:

„Ich bin weit von hier daheim, im Oberland obe, wo dLauene toſen und dBäch über dFlüh uſchömme, wo dGemſeni uf de Gräte umeſpringe und dLämmergir höch i de Lüfte umeryte. Oh, es iſt gar ein ſchönes Land, das Oberland, aber gar ein armes; da ſieht gar manche Haushaltung den halben Winter durch kein Brot; da kann man an der Faſnacht Ziger eſſen, der iſt wie Duftſteine, ſtatt Küchleni.

Ob meinem Dörfchen an der Bergwand ſtund ein kleines Haus, aber oft lange leer; es wohnte in demſelben nur, wer mußte, keine Wohnung finden oder keine bezahlen konnte. Uns Kinder kam allemal ein Schlottern an, wenn wir es anſahen; in die Nähe desſelben wagte ſich keins.

In dieſem Hauſe ſollen vor mehr als hundert Jahren zwei Eheleute gehauſet haben. Groß und dunkel wie eine Schermtanne war

der Mann, und wie eine Schweſter dem Bruder glich ihm ſein Weib; faul und wild waren beide. Man ſah ſie nie arbeiten; wer ſie ſah, erſchrak ab ihnen. Ein ganzer Rudel Kinder füllte die Hütte, groß und dunkel, faul und wild wie die Eltern. Aber ſobald ſie kriechen konnten, wurden ſie von den Alten aus der Hütte geſtoßen und durften nicht wieder hinein, ſie brachten denn Eſſen mit oder Holz oder ſonſtige Dinge, die zu brauchen waren. So verließen die Eltern ganze Wochen die Hütte nie und rührten ſich wenig, als um zu eſſen; wenn man ſie aber außer der Hütte ſah, ſo gab es gerne ſtrub Wetter, oder man fand Wochen nachher einen Stafel ausgeleert, einen Spycher erbrochen.

Die Kinder kamen ins Dörfchen, gingen weit umher, ſcheu wie die Gemſen; man wußte oft lange nicht, ob ſie reden könnten. Sie mußten aber die Eltern äßen, mußten zu Neſte tragen, darum hoſcheten ſie an die Haustüren, ſtreckten aber ſehr oft nur die Hände dar, ohne ein Wort zu reden. Aber ſie bettelten nur, wenn ſie nichts anderes fanden; ſie ſtahlen wie die Raben, was ſie ergreifen konnten. Mit ihren ſcheuen, ſchwarzen Augen drangen ſie in alle Ecken, und im Hui hatten ſie gekapert, was nicht niet- und nagelfeſt war.

Sie waren arme Kinder. Stahlen ſie, ſo ſchlugen ſie die Beſtohlenen; ſtahlen ſie nicht, ſo kriegten ſie Schläge von den Eltern. Wenn im Herbſte die Bäume voll Obſt waren, ſo ſprangen ſie in den Bäumen herum wie die Eichhörnchen und warfen die Äpfel einander zu, um ſie fortzuſchaffen, wie die Affen im heißen Afrika es tun ſollen. Da mußten die Leute es ſchlau anſtellen, wenn ſie eins derſelben erwiſchen wollten.

In die Schule ging keins derſelben, keines kannte einen Buchſtaben; ſie wußten kaum, daß ein Gott ſei; daß ſie eine vernünftige Seele hätten, wußten ſie nicht. Sie balgten ſich untereinander wie die jungen Katzen; aber ſie hielten treu zuſammen, wie junge Raben tun, es war, als ob ſie untereinander ein Bündnis hätten zu Schutz und Trutz gegen die übrige Welt. Als die Kinder größer

wurden, wurden die Eltern ungenügsamer, immer mehr und immer Besseres sollten die Kinder ihnen zutragen; immer lauter wurden die Klagen über die Rabenbrut am Berge. Auf den Bergen stahlen sie Gitzeni und Lämmer, in den Tälern brachen sie in die Keller nach Anken und Käse und trugen alles ihrer Hütte zu.

Da geschah es, daß der älteste Bube in dunkler Sommernacht ein schweres Schaf stahl; es überzog ihn aber, und er trohlete mit ihm über die Fluh aus. In tiefem Schlunde fanden ihn die Holzer zerschmettert, ihn und sein Schaf. Sie brachten ihn seinen Alten, und die fluchten jämmerlich; es sei ihm recht geschehen, sagten sie, hätt er besser acht gegeben. Sie sagten den Holzern wüst, daß sie ihn nicht im Schlund hätten liegen lassen, es hätts ihm dert sauft ta und hätt keine Kosten gegeben. Sie wollten die arme Leiche in der Hütte nicht dulden, stießen sie in den Stall hinaus, wo Füchse und Eulen freien Zutritt hatten, und hätten fast Lust gehabt, sie in die Weid zu verlochen, wenn der Pfarrer nicht gewehrt hätte.

Nicht lange nachher wollte ein anderer Bube einem Fuhrmann der auf seinem Wagen schlief, ein Vogeli mit Wein stehlen aus dem Fuhrkratten. Er hatte den Tag vorher nichts heimgebracht, war tüchtig geschlagen und deswegen so verwegen geworden. Aber es fehlte ihm: er kam unters Rad und mußte jämmerlich sterben. Sie machten es ebenso, als man ihn ihnen brachte, hättens fast verleugnet, daß er ihr Kind sei, und taten nichts als fluchen und schimpfen, bis er in der Erde war.

Es verwunderte die Leute, als sie von da an öfters Raben am Berg herumfliegen sahen, aber sie achteten sich ihrer nicht viel. Viele Leute hatten Mitleid mit den Kindern und hätten gerne das eine oder das andere zu sich genommen und es erzogen unentgeltlich, drGottswille. Aber die Kinder waren zu wild dazu; sie ließen sich nicht zähmen. Sie ließen sich nicht anfassen, saßen bei keinem Hause nieder, aßen nichts, wenn es jemand sah, und waren für kein Lieb in ein Haus zu bringen. Ebenso wenig wollten sie ar-

beiten; man hat nie gesehen, daß sie ein Werkholz in den Händen gehabt hätten, die Axt ausgenommen.

Einmal war ein sehr strenger Winter, der gar nicht aufhören wollte, und in den Bergen lag viel Schnee. Schon damals soll es Küher gegeben haben, welche in guten Sommern Heu machten und es auf dem Berge ließen, um im Frühjahr in bösen Tagen ihren armen Kühen etwas zu haben. Auch ließen sie immer bald dieses, bald jenes im Stafel oder Spycher zurück. Aber schon damals gab es nichtswerte, gottlose Menschen, die den armen Kühen diese Vorsicht nicht gönnten, sondern das Heu stahlen und das Käskessi dazu. Daher kommen die vielen Geschichten von dem Bannen, welche Kunst alten Kühern zugeschrieben wurde. So wußte der Alte am Berge auch eine Hütte mit Heu und andern Dingen, und er hatte seine Kinder schon lange daran hingereiset, sie zu bestehlen; aber immer war der Schnee noch zu tief gewesen oder der Winter zu wild, als daß sie hätten dazu kommen können. Der Alte ward immer ungeduldiger, weil er nicht mehr viel zu beißen und zu brechen hatte, und an einem Nachmittage im März jagte er seine Kinder alle mit zwei Schlitten der Hütte zu. Sie hatten ihm gesagt, es sei nicht richtig, es sei wohl lind Wetter, der Föhn könnte kommen gegen Abend, und die Lauenen donnerten schon über die Gletscher. Aber er hatte geflucht, daß die Hütte bebte, ihnen Faulheit und Feigheit vorgeworfen und ihnen gedroht mit aller seiner Kraft. Mürrisch und trotzig waren die Kinder abgezogen und mögen nicht liebliche Reden geführt haben auf ihrem düstern, wilden Weg; denn es waren auch mächtige Buben unter ihnen; nur ihre Wildheit und Scheu vor andern Menschen trieben sie immer wieder ihrer Hütte, ihrem Neste zu. Sie hätten mit der eigenen Kraft sich gar gut durchbringen können.

Als die Kinder fort waren, legten sich die Alten wieder in ihr Moos; und als es dunkel ward, feuerten sie, um sich zu wärmen und zu kochen, aber das Feuer wollte nicht brennen, gab nur Rauch, und die Luft drückte denselben in die Hütte nieder, und einzelne

Windstöße brauſten an derſelben vorbei immer häufiger, immer wütender. Als ob in ſauſendem Galopp Hunderttauſende von Huſaren vorbeiſtürmten, brauſte es, von allen Firnen donnerten die Lawinen zu Tale; als ob eine Weltenſchlacht hoch oben in den Lüften geſchlagen würde, war es ein Toſen, Donnern, Krachen, vertauſendfältiget durch tauſendfältigen Widerhall. Die Hütte zitterte in den wilden Wettern wie ein Eſpenlaub, aber die Winde ſtürmten verächtlich an ihr vorüber, die Bäche ſtrömten verächtlich an ihr vorbei; drinnen lagen die Alten wieder in ihrem Moos, ſie dachten gar kaltblütig an ihre Gefahr, ſie hatten es ſchon manchmal winden und lauenen hören, ohne daß es ihnen etwas getan; ſie dachten gar kaltblütig an ihre Kinder, waren die auch ſchon manchmal heimgekommen aus wilden Wettern, war ja auf dem Berge auch eine Hütte, wo ſie ſich bergen konnten, und kaltblütig ſchliefen ſie ein mitten im Wetter und ohne Kinder.

Am Morgen erwachten ſie ohne Kinder; aber was war es, das ſo wild an die Fenſter ſchlug, das ſo ſchwarz an denſelben herumſtrich, ſo rauh „Krak! Krak!“ rief, einen Lärm machte, der die Faulen endlich von ihrem Lager aufbrachte? Es waren nicht ihre Kinder, die ſah niemand wieder, aber zwölf Raben waren es, welche um die Hütte ſtürmten mit wildem Schreien und Fliegen und die Alten aufſchrien und nicht nur aus dem nächtlichen Schlafe. Sie wurden ärgerlich, als die ſchwarzen Tiere ſo lärmten, und wollten ſie verſcheuchen, aber die ließen ſich nicht verſcheuchen, aber auch nicht fangen; ſie lärmten immer wilder, umflogen immer kühner die Häupter der Scheltenden, die umſonſt nach ihnen haſchten und warfen. Sie machten die Hütte wieder zu; die Sonne kam, aber die Kinder nicht, und die Raben hingen ihrer zwölfe draußen an den Fenſtern, mit den Flügeln ſchlagend und ſchreiend. Und graulicher wards den Alten, als ſie die Raben zählten und es zwölfe waren und kein Kind heimkam, und ſie machten die Hütte wieder auf, um nach den Kindern zu ſehen; ſie gingen weiter die Wand hinauf, ſich weiter umzuſehen. Aber keine Kinder kamen, aber die Raben

blieben bei ihnen, hingen mit wildem Wesen sich an ihre Fersen, und wohin die Alten gingen, wirbelten die Raben um sie herum. Und immer fürchterlicher tönte ihr „Kuark! Kuark!“, immer schauerlicher wards den Alten, immer weiter trieb es sie in die Einöde hinein, die schlüpferigen Bergwände hinauf, und immer näher und wilder folgten ihnen die dunkeln, wilden Tiere. Aber auch in der Alten Kopf begann es zu wirbeln. Dunkel ward es vor ihren Augen, und fürchterliche Töne entrannen ihrer dunkeln Brust und drangen tief in des Tales Grund zu den Ohren der Menschen. Und die aufschauenden Menschen erblickten auf schwindelnder Höhe die sinnlos Fliehenden, von dunkler Vögelschar verfolgt. Sie sahen sie eilen dem höchsten Grate zu, sahen sie sinnlos dem Vorsprunge desselben zustürzen, sahen sie stürzen in den bodenlosen Abgrund, mit ihnen die dunkeln Vögel, alle zum schwarzen Knäuel geballt. Und nie sah man sie wieder. Aber wenn die Lawinen zum Fall sich rüsten, wenn der Tod seine dunkeln Schwingen entfaltet und sein Opfer sorglos ihm entgegengeht, da tönt es mächtig „Kuark! Kuark!“ oben von der Höhe. Und wenn auf bösen Wegen Eltern gehen, auf böse Wege Kinder führen, da fliegen schwarze Vögel ihnen über den Weg, und „Kuark! Kuark!“ tönt es über ihren Häuptern.

Und lautlos war die Menge gestanden unten im Tale und hatte bebend das schauerliche Ende gesehen. Und bald darauf verbreitete sich im Tale die Sage, die Raben hätten ihre Eltern geholt, und Rabeneltern nannte man von da an alle, die ihre Kinder verwahrloseten, zum Stehlen oder Betteln sie anhielten oder es ihnen ungestraft nachließen, die ihre Kinder mißbrauchten, um durch sie und auf Kosten ihrer Seele besser zu leben, dem Teufel zu frönen. Und der Glaube verbreitete sich, daß so, wie die Eltern auf diese Weise die Kinder zugrunde richten, zur Strafe auch die Eltern durch die Kinder ins Verderben gestürzt würden, daß sie am Ende austrinken müßten den Kelch, den sie den Kindern eingeschenkt hätten. Und wenn en Ätti oder es Müetti bei uns oben nur an sich denken, die

Kinder vernachläſſigen, ſie zum Böſen führen will mit Tat oder Wort, ſo dreht man ihnen den Kopf der Bergwand zu und ſagt ihnen: ‚Lue, dert obe hey dRabe ihri Alte gholt!‘ Und das iſt ſcho mengem duregange dur Lyb und Seel.“

Auch lautlos waren ſie in dsGrichtſäße Stube geſeſſen, und dSpinnräder ſind allbeneiniſch ſtillgſtanden, und gſchuderet hets ſe drRücken uf. Und wo der Schulmeiſter geſchwiegen hat, da wollte lange niemand zuerſt reden. Endlich fragte die Frau: „Aber Schulmeiſter, iſts denn auch wahr, was Ihr da erzählt habt, glaubet Ihr denn auch an ſellig Sachen?“ „Was an der Sache iſt, kann ich Euch nicht ſagen, Frau,“ ſagte der Schulmeiſter. „Aber ſo wird es noch jetzt in unſerem Tale erzählt, und alle Kinder reden von dieſer Geſchichte. Und ja freilich, ich glaube daran, das heißt, ich glaube, daß mit Abſicht und Wille Gottes dieſe Geſchichte ins Volk gekommen iſt, um recht anſchaulich das Verbrechen ruchloſer Eltern darzuſtellen.“

„Schulmeiſter, Ihr könnet eim recht z'förchte mache, und man muß daran glauben, man mag wollen oder nicht. Sind ja die Raben auch erſchienen, als das arme Meiteli dem Tod entgegenging, und haben ihr ‚Kuark! Kuark!‘ gerufen. Nei aber, daß ſelligs wahr wär, hätte ich ſonſt nie geglaubt! Aber Schulmeiſter, Ihr ſöttet das vo Hus zHus ga erzelle, damit die Leute doch dächten, was ſie machten!“ „Ach du guti Frau,“ ſagte der Schulmeiſter, „da möchte ich antworten: ſie haben ja nicht nur Moſes und die Propheten, ſondern auch unſern Heiland, der geſagt hat: ‚Wer eins dieſer Kleinen ärgert, dem wäre beſſer, daß ihm ein Mühlſtein an den Hals gehängt und er verſenket würde, wo das Meer am tiefſten iſt!‘ Glauben ſie dem nicht, wie ſollten ſie dann mir glauben? Und wenn ſie ſchon glauben an die ganze Geſchichte und es ihnen kalt und warm den Rücken aufläuft und ſie die Hände ob dem Kopf zuſammenſchlagen über die Ruchloſigkeit ſolcher Eltern, ſo können ſie doch nicht die Anwendung auf ſich ſelbſt machen und glauben euch in Ewigkeit nicht, daß ſie ſolche Eltern ſeien; ſie ſehen euch nur den

Splitter in fremden Augen, nicht den Balken in den eigenen. Oh, ich muß täglich ſehen, wie der ſchnödeſte Eigennutz die Kinder mißbraucht, Güterkinder und eigene, und könnte hundertmal die Geſchichte von den Rabeneltern erzählen, es käme den Leuten gar nicht in Sinn, daß ſie auch damit gemeint werden könnten; und wenn ich ihnen die Anwendung machen wollte, ſo würden ſie ſagen: ‚Schulmeiſter, i drSchuelſtube, da biſch e Gſchickte, da wey mr dih la mache, aber von üſer Sach verſteyſt nit e Dreck, da ſchwig nume! DHauptſach iſch, daß ſi mit de Kühe lehren umgah u mit de Roſſe.‘ Ach, daß ſie mit dem lieben Gott umgehen lernen, iſt vielen Menſchen nicht nur gleichgültig, ſondern zwider.“

„Ja, ja,“ ſagte die Gerichtsäßin „we me dWahrhit ſeit, ſu geyts übel. Aber chömmit, loſit neuis, Schulmeiſter!“ ſagte ſie und machte die Stüblistüre auf und ſagte im Hineingehen dem Mann: „Chumm de, we dHaſpete us iſt!“ Und als auch er gegangen war und es drinnen wie Gläſergeklingel tönte, ſagte eine Magd der andern: „Da mache ſi eim z’förchte, und de gange ſi de u vertrybe drSchreck u lö eim da allei hocke, wo me faſt niene ſy darf. Ih darf mi armi nit i dsGade ufe! We de drSchulmeiſter ſelligs zelle wett, ſu ſött er de die ganze Nacht o bi eim blybe.“ „Biſch e Göhl, Liſi!“ ſagte Anne Marei, „er het ja Wyb u Ching! Aber mir wey es ſchöns Lied ſinge u de no es chreftigs Gebet tue, de dörfe mr gah, wo mr wey, un es darf is niemer nüt tue. Für ſelligs iſch nüt Chummligers, as eis zbete.“

Ja, beten iſt chummlig alliwyl, we me bete cha, daß es em liebe Gott gfallt und dem Herzen wohltut; aber, aber, können das alle Leute?

Eine Bernerſzene.

Es iſt Nebel über Bern, an der Spitalkirche ſchlägt es acht Uhr, und gegen den Käfichturm zu gehen zwei Perſonen, die eine von der Aarbergergaſſe, die andere von der Schauplatzgaſſe her. Lang

und dünn iſt die eine, ein Pfudumpf die andere; dieſe aber iſt die gepußtere, trägt einen Hut, während die andere nur eine Haube anhat, trägt weiße, baumwollene Handſchuhe, während die andere keine hat; beide tragen ein Körbchen am Arm.

„Gattung! Gattung!“ ſchreit der Pfudumpf, „ghöret Dr de nüt? Dr laufet de wien e Brönner, daß ih n Ech gar nit nama mit myne churze Beinlene!“

„E gute Tag, Marianne!“ ſagte Gattung, „ih muß preſſiere, ih muß a dJunkeregaß, und es ſchlat ſcho achti a drSpittelchilche.“

„Was, ganget Ihr an dJunkeregaß! Dr ſyt doch geng es Glücks-düpfi, daß Dihr noch ſettigi Hüſer heyt. Ih muß nume ſo bi drBurgerſchaft umerütſche und de bi de Neue.“

„Wo geht Ihr jetzt hin, Marianne?“ fragte Gattung.

„Eben zu Neue. Und ſtellet Euch vor, Gattung, het die zDeſche-niere nicht halbwyßes Brot ufgſtellt anſtatt Züpfli! Aber dere hei mrs ſchön z'merke gå, die wird ſih dra bſinne, es nimmt mih nume wunder, daß ſi mih no einiſch gno het. Und dZuckerbröchli het ſi i drSchatte gha, ſi ſy gwüß nit größer gſi als e Haſelnuß, ja, was ſågen ih, als e chlyni Bohne! Aber dere hey mrs du greiſet, mir hey du drZucker mit em Gaffeelöffeli uſegno, und ſi het dSchatte zweumal müſſe ga fülle. Hättet Ihr doch nume das Gſicht gſeh, wo die gmacht het! Üſe Maudi, wenn me ne i Stil chlemmt, macht nit es ſettigs. Und am Abet het ſi is keine Kerze welle gå u het gſeit, es ſyg ja heiter, und mir bruche keini für dLaternleni. Het drNarr nit gmeint, me bruch dKerze nume für dLaternleni! Aber wohl, dere hey mrs du gſeit! Es nimmt mih wunder, wies hüt gang.“

„Ach,“ ſagte Gattung, „es iſch o a drJunkeregaß nimme wie allbe, es böſet allethalbe, dNidle wird geng dünner und dHäfeli geng chlyner. Es dunkt mih, ih ghörs, wie dFraue de Köchene ſåge: ‚Vierbatzigi iſch gut gnue für dGlättere!‘ Und allbets iſch geng dagſi, daß me gnue gha het und no öppis, für i dsKörbli z'ſtoße, öppe es Weggli, es Hämpfeli Zucker oder ſüſt öppis, was me chummlich het chönne fergge. Aber jetzt iſch alles ſo ſchmürzelig da,

daß me froh sy mueß, wenn me nume gnue überchunnt; me sött meine, si hättes ere jedere aparti zuegmödelet. Allbets het no öppe drHerr Ratsherr oder drJunker Landvogt mit eim es Gspäßli gha und eim on es Wort möge gönne, het gwüßt, wie me heißt, und wo me wohnt, wer drVater gsi isch, und het eim allerhand vo drMutter chönne säge. Jetz luege di junge Herre eim nit emal a, rede Weltsch mit drFrau, wüsse vo keire drName, und wenn si scho drName ghöre, su tue si so frömd, als wenn me nit mit ne vo dr glyche Burgerschaft wär. Het nit einisch eine gmeint, mys Gschlächt syg nit es burgerlichs! Wohl, dem han ihs gseit, wie nüh doch die grüne Säubube o mit mym Wappe plagt heige! Er het du chönne schmöcke, er wird wohl o eine gsi sy!"

„Säg me mr doch nüt vo de junge Herre!" sagte Marianne; „ja, wenn men e Buredotsch wär mit emene Schaubhütli, da wüßte si scho, wie me hieß, u wo me wohnti! Da si doch de gwüß di alte Herre ganz anders gsi, die hey sih doch de no mit ere Burgerstochter möge abgä. Jetz cha me froh sy, wenn si eim no uf drHolzlyste la und uf drGsellschaft eim nit alles vor em Mul ewegnehme und dSach vrfresse oder unter sih selber vrteile. Aber lebet wohl, Gattung! Ih muß jetzt da düre."

„Wenn werdet Er öppe fertig, Marianne?" fragte Gattung. „Wenn Dr nit spat fertig werdet, su chönnte mr enandere warte, öppe uf drRathusterrasse, und de dSchütti uf. E wenig früschi Luft tät eim all Abe wohl."

„O bhütis!" sagte Marianne, „am sibni werde mr wohl fertig sy. Wenn dMänteli einist vorby sy, su will de ds andere bluetwenig meh säge."

Sie wandelten zu beiden Seiten ab, jede an ihr Tagewerk.

Der Tag verging mit seinem Ernste, seinen Plagen, und der Abend düsterte durch die Straßen herauf zu den Fenstern herein, und über dem Waisenhaus glitzerte der schmächtige Mond und spienzelte in der klaren Aare seinen klaren Schein. Und auf der Rathausterrasse saß eine kleine Person auf einer Bank, baumelte

mit den breiten Füßen und nüsterte in einem zierlichen Körbchen. In demselben war allerlei, was das Möndlein sah, ich aber nicht. Aber Wohlgefallen mußte die Person daran haben, denn sie baumelte immer stärker mit den breiten Füßen, vertiefte sich immer tiefer in ihr Körbchen, daß sie schrecklich zusammenfuhr und beinahe alles verschüttet hätte, als hinter ihr erscholl: „Guten Abe, Marianne! Heyt Dr scho lang müsse warte?"

„O bhütis nei, Gattung!" sagte Marianne, „ih ha glaubt, Ihr chömmet no lang nit."

„Oh, das geyt nimme wie allme," sagte Gattung, „wo die Fraue uf ihre Schlössere und uf de Landvogteie selber hey la tuche! Selbisch sy dSchäft voll gsi, da isch o dr wert gsi, z'glätte. Jetzt ists neue nüt meh, das Finere macht me drFrau nit gut gnue, mengisch selber nit emal dem Kammermeitli; da het me wenig meh z'glätte als dmKöchi sy Kosel und dmHerr sini baueligi Hemmeli, won ih gwüß mängisch nit sibni um ene Krone wett. Wie ist es aber Euch gange, Marianne, und heyt Dr o nume halbwyßes Brot gha hüt?"

„O nei, Gattung, das Mal nit. Aber was macht dä Dotsch Dumms! Da het si nume eis Meitli, und wenn niemer drby ist, su wird si dFinger no i mängem ha, wo se süst e Frau nit het. Da wird si du denkt ha, si heyg das Meitli hüt daheime z'bruche, u was macht si du? Stellet Ech vor, Gattung, si lat dZüpfli scho gester reiche, u du hei mr hüt müsse gestrigi Züpfli esse, Gattung, stellet Ech vor! Ih ha gmeint, ih müß erworge dra, aber Gaffee han ih ere brucht drzu, für se abezschwenke! Es isch schad für dZüpfli gsi, si wäre süst gut gsi, und ih glaube, si heyg drü uf eis grechnet zum Descheniere und drü zum zAbe, ih ha emel da no zweu im Körbeli."

„Mir hey früschi gha," sagte Gattung, „aber si sy nüt nutz gsi, und es isch nume es Züpfli un es Weggli für eis grechnet gsi. Settig Herre nehme ihres Brot nume bi dene Pfister, wo im Stadtrat sy oder süst gut schwarz. Und wenn die scho nit gar guti Sache mache, was frage si derna! Wenn drHerr oder dFrau hungerig oder glustig sy, so la si öppis reiche, wo me öppis Guts macht;

und was vom Pfiſter chunnt, chönne de dDienſte oder dGlättere freſſe, und, je minder die möge, deſto lieber iſt es ne."

„Nei, dere iſts dä Ehehr dra glege gſi, daß mr zfride ſige, ſi het is preſſiert und uſegä, es iſch e Freud gſi!" ſagte Marianne. „Und dr ganz Morge iſt ſi bin is gſi und het mängiſch ſelber uf emene Hemmli umegfiegget und het is grühmt, was ſi hie und da gerbt heyg, und het alles füregſchleipft, für is z'zeige, was ſi für ſchön Sache heyg, und daß mr ſi o rühmi, und het mit is brichtet vo allem müglíche, und ih glaub, ſi hätt is gern dWürm us drNaſe zoge, was me o i drStadt von ene ſägi, u wie ſi i de beſſere Hüſere agſeh ſyge, und wie di mindere Lüt gſinnet ſyge. Aber dere ſi mr ſchlimm gnue gſi und hey ere gredt, daß mr mängiſch ſchier hei müſſe uſebrieſche. Und ſelber drHerr iſt am Mittageſſen fründ-lich gſi und het mit is gredt und gſeit, wie ers gut meini mit de Lüte und o mit dr mindere Burgerſchaft, wenn ſi ſih nume nit geng vo de Patriziere ließe für e Narre ha. Aber die verderbe ne alli Spil. Und mir hei ne recht gä, und drHerr iſch geng fründ-licher worde und het is zletſcht no ſelber Wy igſchenkt."

„Da hätt ih möge drbyſy!" ſeit Gattung. „Da het ſih de ûſi Frau erſt zeigt gege Mittag und iſt grad wider gange. Ih ha myr Lebstag nüt ſo Dumms gſeh wie ſon es hütigs Fraueli. Wenns in e Glättſtube yneſchmöcke ſoll, ſu machts grad, wie wenn es ſött e Larierig ſchlücke. Und wenn ſi ſcho einiſch dinne ſy, ſu iſchs ne wind u bang, bis ſi wider duſſe ſy. Mi ma rede, vo was me will, es dunkt eim geng, es gang ſe alles nüt a. Und wenn me liecht öppen es Wörtli lat laufe, ſu rümpft ſi dNaſe und geyt. Es wurd eim meine, ſi hätt nie nüt vom ene Mätreßli ghört oder vom ene unehliche Chind. Da ſy doch de di alte Fraue anders gſi, und mi hets ne agſeh, es iſt ne recht gſi, wenn me recht uspackt het. Es chunnt fryli mängere wohl hütztag, wenn ſi nit alles weiß. Doch will ih nit ſäge, es git no geng öppe Fraue, die gern es Wörtli ghöre, und bſunders no i drBurgerſchaft. Aber de zellen ih de zur Burgerſchaft no gar menge, dä vrgeſſe het, daß ſy Großvater

Kupferſchmid gſi iſt oder e Schryber oder e Waſſerbrönner. Da han ih de ſcho mengi Frau gſeh, die dArme überenanderegleit het und nimme het chönne von is cho, wenn es recht agange iſt. Aber ûſi hûtigi Frau het is mutz abgſpiſe."

„Und de drHerr, Gattung?" fragte Marianne.

„Dâ hey mr gar nût gſeh, dâ wird öppe bim Diſchlizwang oder bim Herter zMittag geſſen ha, für nit mit ûs müſſe z'eſſe. DFrau het zwar gſeyt, won ih gfragt ha, wo drHerr Hauptme ſyg, er ſyg us ga eſſe an es Mittageſſen; aber die ſi nimme ſo dick, daß ſih eis juſt uf dGlättete breiche ſött. Si bſinne ſih hûtzutag drûmal, eh ſi enandere einiſch ylade! Aber vom Mittageſſen, Marianne, heyt Er mr nût zellt," ſagte Gattung, „was heyt er o gha?"

„Ih ha mih faſt müſſe zTod lache," ſagte Marianne, „was ſin is ufgſtellt het: Bireſchnitz und Eiertâtſch und Hamme und Rüpp-ſtücki und e Herdöpfelſtock und de no e ſure Mocke und Erdöpfel-ſalat und Öpfelküchli und Käs. Es het mih afange dunkt, es well mih vrſprenge, und ih ha nit nagla, bis ih drGloſchlibändel ha chönne uftu. Aber e Service hey ſi de gha, es iſt e Jammer gſi, es iſt kei Gable glych gſi wie di anderi, u Hammerſchlag hei die ihrer Lebtig no nie gſeh gha, und ih glaube no jetz nit, daß dLöffel ſilberig gſi ſy. Zwecheli het ſin is im Afang vrgeſſe z'gâ. Ih glaube nit, daß ſi z'ordinâri Zwecheli heyge, emel drHerr het ſys geng nebem Teller la lige."

„Ach Marianne," ſagte Gattung ſeufzend, „es chunnt de zletſch nit uf Gable und uf Zwecheli a. Was nütze eim di ſilberige Gable, wenn me nût cha druf nâh? Was nütze eim Zwecheli, wenn es nit dr wert iſch, dsMul abzwûſche? Mir hey nit nume ſilberig Löffel gha, ſondern o ſilberigi Gable und ſchöns Tiſchzûg, aber es Süppli, es nimmt mih wunder, daß es ne nit dur dPfanne gſchwitzt iſt. Du ſy chrûzerigi Paſtetli cho, aber es ſy nume drû uf eis grechnet gſi. Doch han ih die no lieber welle als die Ghäckpaſtete, wo ſi eim a mengem Ort mache und dsFleiſch drzu vo eim Michelstag zum

andern zſämmeſpare. Du iſt es Bitzli Kuhfleiſch cho us dr neue Schal und es paar Schybli Guggummereſalat, es iſt mer faſt gſchmucht worde, won is gſeh ha. Und du het dFrau dra umegſchnäfelet und het eim Bitzli gä, es hätts e gwüß es jedes Lüftli gno, und dMeſſer hätt me nüt brucht drzu. Und wo me fertig gſi iſt, het dFrau gfragt: ‚Weit Dr öppe no es Bitzli?‘ und het dsGlöggli ſcho i drHand gha, für z'lüte. Das ſy mr afe Maniere! Settigs hätt e älteri Frau nit ta, die hätt gſeit: ‚Gattung, gät mr Eues Teller! Ih han Ech vori gar es ſchlechts Bitzli gä.‘ Du iſt es Hämpfeli Köhli cho, ih hätt ne allei welle eſſe, ohni drGloſchlibändel müſſe ufztu, und es Würſtli drzu, das hätt me chönne in e Nadle fädme. Du endlich chunnt du es Pudäng, und ih ha mih druf gfreut und denkt: ‚Wo dem witt doch de gnue übercho!‘, denn es iſch es ordelig großes gſi. Und du, was iſch es du gſi? Es Brotpudäng, wo dKöchi drzu gwüß alli Brotkräuft het z'linde ta, wo ſi het chönne uftrybe, wie mes de Hühner macht, und drzu werde ſi alle Schublade uskratzet ha. DWybeeri hei gräuelet und dRoſinli hei grächelet, und e Saße iſt dra gſi, mi hätt e Hund chönne mache z'pläre drmit. Es het du e jederi non e Bitz Brot gno druf, für dKuſt z'vrtrybe, aber es het eim dr ganz Namittag im Hals biſſe und kratzet. Daß doch ſettig Fraue, wo kei Vrſtand hey, eim wei dsEſſe gä ſtatt dr groß Taglohn! Was bringt me drvo mit ſibe Batze, wenn me e Wuche nacheſſe muß?“

„Apropos,“ ſagte Marianne und ſtund bei einer Haustür ſtill, „ganget Dr morn e morge uf e Märit? Ih wett mit Ech cho. Sy ächt no Erdbeeri z'ha? Ih möcht us myne alte Züpflene Erdbeerieſchnitte mache, ih iſſe ſe gar fürwent gern.“

„Ja, gar gern,“ ſagte Gattung, „ih bi zwar morn eigentlich nit daheim, ih cha morn in es guts burgerlichs Hus a große Taglohn; da gits de brav z'deſcheniere, daß ihs dsMittag cha mache mit emene Muszeiche, und zAbe, daß ih nüt zNacht bruche. Aber übermorn bin ih daheim, und da muß ih für dä Tag ſorge. Ih will de luege für Blumköhli, für e Salat, ih iſſe ne gar fürwent gern, und de

öppe Stiereauge drzu. Suſt kaufen ih de Häuptliſalat u tu de dEier druf, es Bitzli Bratis drzu findt me a alle Orte."

„Ja," ſagte Marianne, „mi wär e Narr, we me nit öppis Guts äß, ſolang mes findt u vrma. Me cha de im Winter noch lang gnue Erdöpfel eſſe oder gmeins Brot. Gut Nacht, Gattung, und nehmet mih de am Morge!"

„Vrlat Ech druf, Marianne!" ſagte Gattung, „ſchlafet de wohl!"

Und dahin wandelte in des Mondes klarem Schein lang und hager Gattung, die Glätterin, und hinauf ſchlirpte in des Hausgangs düſterem Dunkel durch drei Treppen Marianne, die runde, beide ihrer Ruhe zu nach dem ſchweren Tagewerk.

Eine andere dito.

Jüngſt ſchlenderte ich abends nach neun Uhr die Stadt hinauf; nach langem Stubenſitzen wollte ich mich ergehen und lüften vor dem Schlafengehen. Vor mir her ging eine vierſchrötige männliche Figur, angetan mit einem Mittelding zwiſchen Frack und Jagdrock, den Hut auf der Seite, die Beine etwas weit auseinanderſchnellend, ſo daß ein guter Schütz eine mäßige Kegelkugel füglich zwiſchen beiden Knien hindurch hätte werfen können. Dieſe Figur machte in allem Gehen augenſcheinliche Kraftanſtrengungen, beugte ſich vorwärts, ſtreckte die Hände lang vor ſich hin; ich konnte gar nicht begreifen, was ſie ſchaffte.

An mir vorbei eilte leichtfüßig mit einer Viſitenlaterne in der Hand eine gut angezogene Mamſell und holte den vor mir Gehenden ein. „Eh, bonsoir, Pierre, que faîtes vous donc?" ſagte das Zöfchen. (Die halb deutſch, halb weltſch geführte Unterredung muß ich ſo viel als möglich deutſch zu geben ſuchen, da meine hochverehrten und vielgeliebten Leſer im Laternengraben und im Mutzloch nicht durchgängig Heren im Weltſch ſind.)

„E guten Abend, Anna!" ſagte Pierre, „ih ha da mit denen verfluchte Händſche z'tů, ſi wei mr gar nit a dHänd."

„Warum kaufet Dr se geng z'eng und weit so elegante Händleni erzwinge? Es geyt eim so, we me z'elegant sy will."

„Ach," sagte Pierre, „ih ha se nit kauft, si sy em Herr. Es isch mr vrflucht ungschickt, daß er so chlyni Chnode het, dStifel cha ih o nit alege. Es anders Mal, wenn ih Platz schangiere, so luegen ih nit meh nume ufs Gasche, sondern dem Herr o uf Händ u Füß."

„So, Dr syt mr e Subere, Pierre!" schnibelte Anna.

„Ja," antwortete Pierre, „wenn ih ihm dsAlte nit hülf trage, so chäm er gar nit zu neue Sache. Dihr werdet das am beste wüsse, Anna, und o scho mengisch Euer Frau ihre Strümpf, Schale, Hüt und no ganz ander Sache agha ha?"

„Pfi tusig," begehrte Anna auf, „wie dörfet Dr mr nume so öppis säge! Dihr syt doch geng no so grob, und mi merkt Ech drBurebub geng no a. Aber wo weyt Dr de hi, so coiffiert und im Staat?"

„A üsi Redoute," sagte Pierre, „ids ‚Eidgenössisch Chrüz.' Dr chömmet doch o, Anna?"

„Bewahr mih Gott dvor!" sagte Anna, „da ist mir de ds letzt Mal z'vil Güschigut gsi, ih wott mih nimme so blamiere! Dihr meinet afange, Dihr dörfet e jedere Tolgg mitbringe, dä rot Backe het wien e Kellerlade."

„E Anna, syt nit höhn," sagte Pierre, „und chömmet! Das schadet Euch ja nüt, Ihr bruchet ja mit dene nüt z'rede, won Ech nit aständig sy."

„Mi gseht wohl, Pierre," wäffelete Anna, „Dihr heyt keis Gfühl für settigs, Dihr chönnet gar nit begrife, wies üsereim sy muß in ere Gsellschaft, wo alles hoggis boggis durenandere ist, gmeini Burgersmeitleni, Meitleni vo Handwerkere, vo Lüte, wo ihres Brot vrdiene müsse, Meitleni sogar mit Kittle und ohne Händsche uf emene Ball! Es ist mr fast übel worde, won ih dä Grümpel gseh ha."

„E pah," sagte Pierre, „chömmet nume, es wird hüt wohl besser sy, mi het es paarne vrdütet, es wär besser, si chäme nimme."

„Nei, das Mal chummen ih nit, ih bi erſtlich nit agleit, und de muß ih ůſi Jumpfere us drSozietät heireiche.“

„Da ſyd Ihr no lang z'früh,“ ſagte Pierre, „es iſt ja erſt halbi zechni.“

„Es iſt grad di rechti Zyt,“ ſagte Anna, „ůſi Töchtere ſi no nit ſo ſpat, ſi hei no keini Herre.“

„Was, noch keini Herre!“ rief Pierre verwundert aus. „Di meiſte vo dene Töchtere ſy ja unterwiſe, und es ſy es paar ſcharmanti Parteie drby. Wei die öppe Nunne werde?“

„Ach, Dihr chömmet geng grad ſo grob, Pierre, ſchämet Ech! Es gruſet eim faſt, mit Ech z'rede.“

„Excusez, Anna, ih ha ja nůt Böſes gſeit! Aber warum hey die no keini Herre? Es dunkt mih, die ſötte da zucheflůge wie dWeſpeni zum ene Hunghafe.“

„Ach, Dihr ſyt e Wůſte, Pierre!“ ſagte Anna verſchämt. „Nei, a Herre hätts ne nit gfehlt, es hey ſcho vil druf paſſet, wie ihs us ſicherer Quelle ha; aber es iſt e dummi Gſchicht. Es hei es paar Töchtere i dSozietät welle, und die het me lieber nit welle; und da hey ſi ſih du lieber nit z'grechtem formiert und hey gſeit, ſi welle dă Winter no keini afa, und lade jetz enandere nume ſo ſůſt y.“

„Aber,“ meinte Pierre, „warum het me ſe nit grad abgwiſe? Warum wott me ſih wăge es paarne e ganze Winter ſcheniere?“

„Ja, ůſi Frau hets o gmeint,“ ſagte Anna, „mi ſötts graduſe ſăge, mi well ſe nit, mi heyg doch öppe Grunds gnue. Über dsJahr můß mes doch de ſăge, und de chömms no vil desobliſchanter uſe. Aber drHerr het nit welle. Er het gſeit, mi můß Rückſichte năh, mi chönn nit geng alles graduſe ſăge, mi wůß nit, wie und wo me dLůt z'bruche heyg, und im ene Jahr chönn es ſih vil åndere, wo me ſih de nit meh ſo z'ſchiniere bruch. Ih glaube, es wär ihm zletztſt recht gſi, we me ſe gno hätt, und er het emel du ſy Meinig durezwängt.“

„Es werde wahrſchinlich hůbſch Töchtere ſy, aber arme?“ ſagte Pierre.

„O bhûtis nei, hûbſch ſy ſi gar nit," ſagte Anna, „ih cha gar nit begrife, wie dLût geng chönne ſâge, ſi ſyge ſchön, ſi hey gar nût Gummifaus. Aber arm ſy ſi nit, ſi hey nume z'vil Geld."

„Jâ ſo," ſagte Pierre, „da hått doch de Eue Herr ganz recht gha, wenn es ihm recht wär gſi, ſe i dSozietât ufznâh."

„Ach Pierre," ſagte Anna, „Dr heyt keis Gfühl für ſettigs; wenn Dr nume nit geng i Sache wettet rede, wo Dr nit faſſet! Mi cha die Töchtere nie nâh, ſi ghöre ja gar nit i die Gotterei, ſi ghöre gar nit da ufe."

„Aber," ſagte Pierre, „wenn me hûbſch iſt und Geld het, ſu ghört me a alli Ort hi; dsGeld macht ja hütztag drMönſch us. Aber Eui Frau wird ſchalus gſi ſy und gförchtet ha, ihri Töchtere ſyge de nimme ſo fetiert."

„Wie chömmet Dr aber ſo gmein! Dihr ſyt doch geng no dr glych Peter!" ſchnibelte Anna. „Bhûtis Gott, ûſi Frau het das nût z'förchte! Gummifauteri und rycheri Töchtere als ûſi gits i dr ganze Stadt nit. Aber ſi het gſeit, für eis= und allimal ghöre die nit zu ûs. Mi heyg efange gnue dere, die ſich ynezwângt heyge, und mi ſyg no geng reuig gſi. Und de wûß me wohl, wie dHerre ſyge. Es ſyg unter ûs no gar mengi Tochter, dien e Partei ſött mache, aber wenn de ſettig Dublonehöcke ûſe Herre vor drNaſe umelaufe, ſu laye ſi de ûſi ſitze, wenn ſi ſcho ihresglyche ſyge und no einiſt ſo ſcharmant als di andere. Hindedry ſchâme ſi ſih de und wei nit, daß me drFrau ihre Gſchlechtsname no gâb, mi muß ſe de nume mit dmTaufname vo de andere unterſcheide."

Er hâtts o mit dene Herre, ſagte Pierre; Geld ſei doch die kom=mödſte Sache vo der Welt, und wenn me drzu non e hûbſchi Frau heyg, ſu heyg me ja alles. Was me de meh well? Um e Name gâb eim ja niemer e Chrûzer, mi chönn nit e halbe Tag drvo lebe, und wenn me durſtig ſyg, ſu chönn me nit emal dra ſchlecke.

„Dihr ſyt e gmeine Mönſch, Pierre!" ſagte Anna. „Ih wurd mih ſchâme, mit ihrem Köchi oder ihrem Kammermeitli dLaube ufzgah, vrſchwyge de mit ne a dr glyche Partei z'ſi; und warum

ſötte de ûſi Töchtere nit es glychs fyns Gfühl ha und o nit mit dene möge e Sozietät ha, wo ganz und gar nit zun ene ghöre?"

„Das ſy Flauſe!" ſagte Pierre, „das Köchi, vo dem Dr ſäget, wär emel mir lang recht. Es iſt e präſtabli Perſon und het es paar hundert Franken i drDienſtekaſſe und no e ledige Vetter z'erbe. Jh wett das no hüt hürate und has ſcho mengiſch fetiert. Das wär mr de hundertmal lieber als ſon es bleichs Granggelbei, wo kei Chrüzer fürgſpart und no dr värnderig Schuhmachergunte nit zahlt het."

„Vous êtes un méchant, Pierre, e wahrhaftige Uflat!" rief Anna erboſt, und Peter ging lachend rechts ab.

Hinter ihm drein ballte Anna die eine freie Hand und ſchnellte vor ſich hin die Worte: „Es ſy all glych, es iſch ey Donner wie dr ander, ûſe Herr und drPierre, es iſt alls eys, es ſy gmeini Seele, die ûſercin nit faſſe chönne. Ach," ſetzte die arme Anna ſeufzend hinzu, „wird wohl nie die Zyt cho, wo mih eine faſſet?!" Mit dieſem Seufzer ging ſie links.

Jch konnte Anna ſeitdem nicht wieder erkennen, da ich ſie nur am Rücken ſah, ich kann daher meinen geneigten Leſern nicht berichten, ob die Zeit eingetreten iſt, die den einen brachte, der Anna faſſen konnte.

Die noch bedenklichere Verlegenheit.

Die Leſer nahmen großen Anteil an der Verlegenheit des Ehepaares, welches brechen wollte und nicht wußte, welche Sorte Weiber dazu ſich am beſten ſchicke, und welche Sorte von Eſſen am beſten darhalte. Was werden ſie erſt zu folgenden Verlegenheiten aller Art ſagen, die ſich über eine andere Familie häufte, welche brechen wollte!

Ja, wenn das Brechen nicht wäre, das Gſpünſt wäre eine kommode Sache!

Jn einer Stube, welche ſelbigen Tages noch keinen Beſen ge-

ſehen hatte, kalberte ein junger Kerli auf dem Ofen; eine ältere Frau ſaß hinter dem Tiſch und ſchybelte Erdäpfel in eine Platte; ein Mädchen zůpfete in der Stube und hatte ein Kacheli mit Waſſer, einen Strähl voll Haare ꝛc. ꝛc. znächſt bei den Erdäpfeln — wahrſcheinlich wollte es ſelben Abend auf den Strich.

„Ja, Mutter, uf my Seel muß jetzt de broche ſy!“ hob die Tochter an. „Die andere Woche iſt Burdlefmärit, und da muß ich daran; wegen dem da aus dem Dörfchen herauf, der ſo bſunderbar a mih gſetzt het am letzte Märit, darf ich nicht fehlen. Aber ich muß etwas haben, für hinunterzutragen, ſo z'leerem z'gah, ſchickt ſih nůt, und im ganzen Hauſe habe ich umeglueget, und ich wůßte nichts hinunterzutragen als öppe e wenig Gſpůnſt. Ich habe es ſchon mit Liſi abgeredet, aber wott dr ſchießig Göhl nit ſcho um feufi furt, gäb wie ich ihm geſagt, wenn wir hinunterkämen, ſeien noch keine Buben da, ſondern nur hie und da ein alter Jud, und was es dann mit ſo eim machen wolle?“

„Du biſt aber noch der ärger Göhl,“ ſagte die Mutter, „daß du den Flachs ungehechelt zMärit tragen willſt! Du kommſt in die Brattig.“ Sie hätten ihm värn auf dem Märit geſagt, ſie hätten den Flachs lieber ungehechelt, ſie můßten ihn notti noch einmal hecheln laſſen. Aber wenn es ſein můſſe, ſo hechle ihm der Hechler während der Nacht noch ein paar Pfündli.

Während dem hatte der Sohn ſich auf dem Ofen gedehnt und ſagte, es dunke ihn, das Wöſchen täte nöter als das Brechen, er wolle auch zMärit und hätte kein ſauberes Hemd; das, wo er anhabe, hätte er ja ſchon dreimal kehren můſſen. Es könnte doch nicht ohne Geld zMärit, ſagte das Meitſchi, nun gäbe ihm niemand keins, wenn es nicht etwas zu verkaufen hätte. Wenn es ja einen erwarte, ſagte der Bruder, ſo brauche es kein Geld, der werde doch wohl vermögen, es zGaſt zu halten, und wenn er auch nicht käme, ſo könne man öppe im ene Wirtshus eſſen und trinken, ohne daß es einem viel koſte, wenn man es verſtehe.

Sie hätten vielleicht noch lange gezankt, wenn nicht die Mutter

ſich ins Mittel gelegt und geſagt hätte, man könnte ja eins hinger em angere machen, man könne einen Tag brechen und den andern wäſchen, es Wöſcherwyb un e Brechere ſyg ey Uflat wie dr anger, mi chönn de grad di glyche näh.

Dieſe Sache war ausgemacht, jetzt ging es an den ſchweren Teil. Es ſei ihr verflůmeret zwider, ſagte die Mutter, ſi ſyg neue mit nůt recht zweg für ſellig Heuſchrecken. Oh, ſagte der Sohn, man könne das auch angers machen, das ſei dann nicht nötig, daß me geng de angere nafahri. Das ſei es euigs Glyr und Gfräß bi dene Lůte, er heyg afe vo Narre ghört, wo de Wöſcherwyber Hung und Anke gäbte zum Brot. Man můſſe doch machen, was der Brauch ſei, ſagte die Schweſter, ſonſt werde man verbrůllet. Und werde man, was frag er dem na! DLůt ſyge afe ſo, daß me mög mache, was me well, ſu werd me verbrůllet. Er meine nicht, daß me ne dSach nit ſoll gä, daß ſis öppe chönnte mache, aber man můſſe ſie nicht an der Sache fieggen laſſen, ſolange ſie wollten. Beſtelle man ſie für am Morgen um drei, ſo hätten ſie keinen Ernſt zur Arbeit, und die Zeit gehe mit Freſſen vorůber, feuf= oder ſechsmal můßte man ihnen geben. Sie hätten nicht ſo viel zu brechen, und ſo wollten ſie nur einen halben Tag brechen, aber dieſen dann ſo lang machen als möglich. Man ſolle ausdrücklich die Weiber kommen heißen für einen halben Tag; wenn ſi zImiß geſſen heige öppe am halbi englefi, das mög de notti viel ergeben, bis es Nacht ſei, und man brauche ihnen nur einmal z'freſſe z'gä z'grechtem.

Dieſer Vorſchlag wurde klug und weiſe gefunden, nur wußte man nicht gleich, wie viel Lohn man den Brecherinnen zu geben hätte für einen ſo langen halben Tag. Der Sohn meinte, ſechs Kreuzer wäre ſauft gnue, die Tochter důechte es, mit zwei Batzen ſollten ſie wohl zufrieden ſein. Endlich, nach langem Überlegen wurden ſieben Kreuzer eben recht gefunden. Da es nun hieß, ſie hätten keine Kreuzer, und die Brecheren brächten vielleicht auch keine mit, wenn man es auch befehlen würde, ſo meinte man erſt, man könnte immer zweien den Lohn zuſammen geben und ihnen

dann überlaſſen, wie ſie die drei und einen halben Batzen teilen wollten; endlich wurde doch beſchloſſen, der Sohn ſollte für drei oder vier Batzen Kreuzer einwechſeln, drMudi Stöffeli heyg ere geng dGnûgi, mi wûß nit, wie er drzu chömm.

Als man hiemit fertig war, da fiel der Mutter ein: jå und dHûtte u Holz müſſe me o ha, für z'breche; ganz kalt könn man nicht, und Schyter bſchüße nût, „u mir hey dere o nit me dsTüfels vili, und Lade werden auch nicht recht viel ſein, für die Hütte zu machen." Man könne ja den Säufärch abreißen, entſchied der Sohn kurzweg. Hingegen wegen dem Holz war man viel länger nicht einig. Die Tochter meinte, man könnte dieſen halben Tag noch einen Grauechbaum ausmachen; ſo in ere Brechhütte bruchs de nadiſch nit dürs Holz, je grüner es ſyg, deſt minger vrbrönn me, u dere dolderſchießige Öpfel heyg me nume z'vil, mi werd ja nie fertig mit Ufleſe u Rüſte. Der Sohn aber ſagte, ſie heygen erſt im Hustage eine usgmacht, und we ſi all Wöſche eine usmache welle, ſo könnte es zletzt noch eine ſtrube Abmachete gå. Es ſei am beſten, ein halbes Klafter Stöck zu kaufen; und ſolches wurde auch erkannt.

Nun ſchien die Sache abgetan: die Stöcke waren da, der Säufärech in eine Brechhütte verwandelt, und in aller Ruhe wollte man die großen Tage erwarten. Da hob die Mutter auf einmal an: „Was fangen wir öppe an? Wir haben nur noch ein halbes Brot in der Tiſchdrucke und keins mehr im Keller." „Man muß das Backen zwegmachen," ſagte der Sohn. „Ja, du meine Güte, ih ha kes Mehl," ſagte die Mutter, „und dann ſchickt es ſich mir nicht, zu backen; wir haben keine tannige Scheiter und keine dûre Wedelen, und Hebel müßten wir auch entlehnen, wir haben keinen mehr." Mit einem Sack Korn wurde endlich der Knecht ausgeſandt, er ſollte Korn an Brot tauſchen; allein es gelang nicht, und endlich aus Mangel an Brot entſchloß man ſich, Zûpfen backen zu laſſen, ſo wie man auch Kuchen macht, um Brot zu ſparen.

Endlich brach der große Tag an. Das Heer der Brechere zog bei Anbruch des neumodiſchen langen halben Tages an; ob alle, nach-

dem ſie ſich ſatt gegeſſen, wie ihnen anbefohlen worden war, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, da man nicht unterſuchte.

Als die Brecheten im Gang war, fragte die Mutter die Tochter: „Du, was wey mr koche?“ Nun gab es ein langer Rat, und guter Rat wäre teuer geweſen. Endlich entſchloß man ſich zu einem Griesbrei als Hauptgericht und gab einem Knaben zwei Batzen, um Gries eine halbe Stunde weit zu holen. Was er brachte, wurde in langem Kriegsrat für zu wenig erachtet. Er mußte von neuem wandern und brachte endlich die nötige Portion.

Unterdeſſen hatte ein tüchtiger Platzregen die brechenden Weiber auseinandergeſtäubt und lange die Arbeit unterbrochen. Als ſie wieder begann, war alles naß, und es wollte nicht rücken; zudem begann es in den Weibern zu ruggen und zu rumpeln in allen möglichen Tönen, und immer deutlicher wurden die Seufzer der hungrigen Weiber. Als endlich nach lange eingebrochener Nacht eine Stimme vom Hauſe her rief: „Dihr ſöllit cho eſſe!“, war nicht die halbe Arbeit getan. Zu großem Schrecken der im Hauſe Gebliebenen brachten dieſe Nachricht die Heimkehrenden mit, und nach lange heimlich gepflogenem Rate wurden die Brecherinnen dringendſt wieder eingeladen, morgen, wenn ſie geeſſen hätten, im Nachmittag öppe um halbi englefi zu kommen, für fertig zu machen, das mögs de ring ergå.

Nach vielſeitigen Gutnachtwünſchen zog die Schar ab, und wie die die Naſe rümpften und das Maul zu einer Hecheln machten, welche weggingen, und wie hinwiederum die Hausbewohner die abgezogenen Weiber hechelten und ausführten und akkurat zu ſagen wußten, wer am meiſten gefreſſen, am wenigſten gebrochen, will ich nicht anführen, das kann jedermann wiſſen, der einmal an einer Brecheten geweſen. Es hätte verflucht viel Holz gebraucht, jammerte auch der Sohn, und es hätte gar nicht dorren wollen. „He, weißt du was?“ ſagte die Mutter, „mach du die Hütte minger höch, ſu bruchſt o weniger Holz, un es wird notti heiß gnug.“ „Du heſch bim Donner recht!“ ſagte der Junge, „ich will einen Laden

herausnehmen, wir haben sonst kein Holz zum Wöschen." Wie gesagt, und so getan.

Als am folgenden Tag am halbi englefi die Weiber kamen, war ein schönes, styfes Hüttli zweg, und der Tanz begann.

„Du, was schlachts?" fragte die Mutter die Tochter. „Herr Jses, scho vieri, und mir hey no nüt gsinnet, was mr zNacht gä welle!" „Gib öppe Schnitz u Speck!" „Herr Jses, dSchnitz hey dMüs gfresse u drSpeck mir selber!" „He, su wärm drBry von gester u mach es Gaffee!" „Du Göhl, hesch nit gseh, wie si dKachle uskratzet hey, es isch nit es Brösmeli überblibe." „He, su mach öppe e Öpfelbry!" „Was sinnst o, mr hei kene murb Öpfel, un eh die gschore sy und ling wäre, wärs Mittinacht. We ume drBäneli da wär, dem chäm gwüß öppis zSinn." „He, mi cha ne rüfe," sagte die Tochter, und Bäneli kam eilig vom Brechen und erzählte zuerst, wie das Dören dsHalb ringer gang, drFlachs syg im Augenblick ganz heiße. Dann half er sinne und raten, aber das eine hatten sie nicht und das andere auch nicht; sie waren in der bedenklichsten Verlegenheit, bis endlich Bäneli einen Einfall hatte. „Mutter, stoß es Vierteli Nidle oder e Halbi un vrteil de die uf es paar Kachle abgnoni Milch schön obedruf. E gstoßni Nidle isch ne seltsam, si meine de, was si heyge, u luege nit lang, was ungerdar syg, u de cha me geng säge, si heyg nit welle dick werde, mi heyg müsse höre, damit es nit Anke gäb." „Nei aber, Bäneli," sagte die Mutter, „du bisch geng drListigist! Mir wär das emel nit zSinn cho." Man ging ans Werk, und während dem Werke fiel diesmal der Tochter ein, daß auch die Züpfen aufgegessen seien, und daß man wieder Züpfen oder Brot haben müßte. Sie wurden bald einig über Brot, aber nun vertieften sie sich in eine spitzfindige Untersuchung, ob man es besser mache, wenn man drei vierpfündige oder aber vier dreipfündige Brote holen lasse. Sie führten vieles für beides an, konnten aber nichts entscheiden, sondern wurden endlich rätig, den Bäneli fragen zu lassen um seine Ansicht, und da der für drei vierpfündige entschied, so wurde nach drei vierpfündigen Broten ausgesandt.

Während man zu Hause die Nidle rüstete, brachen munter draußen die Weiber, und Knecht und Sohn dörrten wie der Teufel.

Was schlängelt sich aber an den Wänden der kleinen Hütte auf, was schießt auf wie eine getretene Schlange aus ihrem Lager und züngelt hinauf in den rauchenden Flachs? Es ist die Flamme, die rasche, glühende, auf jede Gelegenheit laurende. Die Wände der Hütte hatte man mit nassen Besen nicht gekehrt, sich nicht geachtet, ob Flachs zwischen den Stangen niederhing, nicht wachsam das Feuer vor jeglichem Auflodern bewahrt; da hatte es rasch sein Haupt emporgeschnellt, und Flammen schossen hoch über die Hütte empor, der Flachs loderte auf. In wilder Hast wollte man löschen, schleuderte den brennenden Flachs weg von der Hütte mitten unter die brechenden Weiber, in die hohen Dingelhaufen; ein Augenblick, und es brannte rundum auf dem ganzen Platz, unter den Füßen der Weiber, ja, an ihnen selbst, den Bedingelten, leckten die Flammen. Da, fürchterliches Geschrei und wilde Flucht, viele ließen den in Händen habenden Flachs fahren, alle ergriffen ihre Brechen und suchten die freie Weite, fielen, in Dingel verwickelt, rissen sich wieder auf, liefen, rollten sich aus dem Feuer, jede nach Geschick und Gelegenheit. Hoch auf schlugen die Flammen, eine fürchterliche Rauchwolke wälzte sich zum Himmel auf, und um das Feuer liefen und schrien Weiber, andere tauchten aus ihm auf, der Bäneli stürzte bald hinein, bald hinaus, es war ein schreckbares Luegen. Und doch stunden unter allen Häusern weit und breit Leute ruhig und lächelnd, und mit stillem Spott fragten sie sich untereinander, ob ächt drBäneli merki, warum man die Hütten nit sövli nider mache; es heyg alles sy gute Grund.

Endlich nahm das Feuer ab, verschwand und hinterließ einen schwarzen Platz. Sie hatten sich noch wacker gehalten, es war viel verbrannt, doch weder eine Breche noch eine Brecherin, und somit konnte man sich trösten, fuhr endlich in der Arbeit fort und beendigte sie, als die Sterne zu scheinen begannen. Jubelnd zogen die Brecherinnen heim, aber leise fragte mehr als eine die andere:

„Was hey ſi is ächt zweg? Es nimmt mih vrflümeret wunger! Aber e Hunger han ih, es duecht mih, ih chönnt an ere tote Katz abbyße." Als ſie nun ihre Brechen abgeſtellt hatten und die Kacheln mit Nidlen ſahen, die bauchigen Kaffeekannen und die drei Vierpfünder auf dem Tiſch, da lachte ihnen das Herz im Leibe, und eine müpfte die andere, und ſie dachten, das gang notti no a, und ſie ſetzten ſich an den Tiſch und ließen ſich nicht lange heißen, und ſie griffen zu und ſchenkten einander ein ebenfalls ungeheißen, und ſie führten kühn ihre Löffel in die Nidel und müffeleten Brot dazu, ſo gleytig als hungrige Weiber nur immer können. Da, was gibts auf einmal? Eine blickt der andern, die Löffel fahren langſamer hin und her, ſpöttiſche Augen, aber kaputte Mäuler ſieht man hier, ſieht man dort rund um den Tiſch. Was iſt begegnet? He, die Weiber ſind der blauen Milch begegnet, als ſie kaum einige Löffel Nidle gefaßt hatten; da liegt nun die blaue Milch vor ihnen wie ein blaues Meer, und keine hat mehr recht Luſt, in dasſelbe hernieder-zufahren, und doch muß noch etwas gehen, von wegen es iſt noch gar ſo leer da unter der Guttere.

Solange noch ein Fläumchen Nidle da iſt, löffelten ſie darnach, jede, ſo eiligſt ſie kann; nachher müffelen ſie etwas blaue Milch als Deſſert, und bald ſpricht hier eine, ſie müſſe heim, zu ſehen, was die Kinder machen, und dort eine andere hatte einen andern Grund, und Bäneli ſchoß in die Küche hinaus und ſagte: „Muetti, ſi wei furt; heſch der Lohn zweg?" „He ja," ſagte die Mutter, „wir haben ihn ja ſchon am vordern Abend gerüſtet, wo du die Kreuzer heimgebracht haſt." „Aber Mutter, mir hey ja jetz zwei Halbtag gebrochen und zſelbiſch nume für eine grüſtet." „He ja," ſagte die Mutter, „du heſch recht; ih ha dara gar nit gſinnet." „He, tue geng zwe zſämme und gib afe dene, wo am nötlichſte preſſiere! Für di angere wei mr drwyle rüſte." Aber die Mutter hatte wieder öppis nit gſinnet: daß man nämlich, für Löhne zu rüſten, Geld haben muß. Für Gries, Brot und Züpfe war ihr das Geld ausgegangen, ohne daß ſie es gemerkt hatte. Als daher noch zwei Löhne, alles in allem ſieben

Batzen, gerüstet waren, hatte sie kein Geld mehr, gäb wie sie suchte im Sunndig- und Werktigkittelsack und die Brotbrosmen erschüttete oder erlas, im Gänterli herumzündete und alle Druckleni umkehrte. Nun mußte der Bäneli zweg, der hatte, wenn die Kunde recht berichtet, dreizehn Kreuzer; es mußte eine Tochter, ein Kind nach dem andern zweg, und sowie man drei und einen halben beieinander hatte, brachte man es einer.

Die dankete dann schön und marschierte ab, die andern spöttisch behütend. Und die Wartenden hatten ihren Galgenspaß an dem Schießen, Suchen, Türenschletzen, Flüstern ꝛc., merkend die immer steigende Verlegenheit. Den größten Spaß hatte immer die Entlassene, wenn sie durch die Küche ging, wo die Halbbatzen aus dem Ghüder der Säcke gelesen wurden, bis man drei und einen halben Batzen hatte.

Endlich waren alle abgelöhnt bis an eine, die stand mitten in der Stube und wartete. Draußen entstund ein immer emsigeres Laufen, eins nach dem andern schoß durch die Stube wie ein Pfeil, allen stund der Schweiß auf der Stirne, und jedes zählte und zählte wieder, und, wie alle zählen mochten, sie zählten immer nur zwei und einen halben Batzen, es fehlte der letzte Batzen für die letzte Brecherin! Und wenn dann nach siebenfachem Zählen immer wieder der letzte Batzen fehlte, so kehrte man zum siebenten Mal um die schon sechsmal gewendeten Säcke und suchte den letzten Batzen und leuchtete zum siebenten Mal herum im schon sechsmal durchleuchteten Gänterli. Endlich, o Wunder, o Heil, fand die tastende Hand in des Gänterlis hinterster Ecke ein Stücklein, ein Batzen wars, oh, ein Batzen, wie leicht einer ist, und wie Schweres wälzte er nicht von allen Herzen der Haushaltung! Er wälzte weg das schauerliche Bekenntnis, keinen Batzen mehr zu haben in Haus und Hei. Ein helvetischer freilich wars, ein traurig Zeichen freilich, wenn ein Batzen der helvetischen Hudelwirtschaft der einzige Batzen in Haus und Hei ist, und doch gab selten ein Batzen solche Freude, wälzte solche Bekümmernis von so vielen Herzen. Hell auf drückte man der

letzten den vollen Lohn in die Hand und spedierte sie zum Hause hinaus, und im Triumphe legte alles sich schlafen, und aus war jeder Kummer, und aus war jedes Leid!

Und horch, was hoschet so dumpf am Hause, was ruft so kläglich an den Fenstern, was weckt so ängstlich die glücklichen Schläfer aus ihren schönen Träumen über den nächsten Burdlefmärit? Die Baucherin ists; sie wimmert nötlich, sie wisse sich sy Seel nicht zu helfen, mit zwei Möcklenen Holz könne sie sy Seel nicht bauchen. Sie hätte schon alles erlesen hinten und vor am Haus; aber jetzt sei sie am Hag und wisse nichts mehr anzulegen. He, das sei doch dr wert, sagte Bäneli, wegen es paar Schytlene Holz es selligs Brüll z'verführe, u mi chönn sufer wösche, we me scho nit e ganze Wald vrbrönn, un im Weltschlang wösch me ganz kalt, u er heyg syr Lebtig nie so sufere Hemmli gha als zselbisch, aber hie vrstang me i Gottsname nüt. „Aber wed Holz ha musch, su sägs em Knecht! Er cha an e Haselhag hi. Haslig Stöck brönne am schönste ganz früsch us em Bode."

Die Baucherin schüttelte betrübt den Kopf, gehorchte aber. Und sie und ihre Weiber wuschen den ganzen Tag halbwarm und wuschen sich fast die Seele aus dem Leibe; aber sie hätten sich eher die Seele ganz aus dem Leibe zu waschen vermocht, als daß sie eins vermocht hätten, nämlich zu waschen aus den Hemdern die Liebesblicke, welche die Flöhe in denselben zurücklassen. Sie wuschen und wuschen, aber diese wurden immer schwärzer und dunkler, ja, immer größer schienen sie zu werden, ja, sie schienen selbst Jung zu haben wie die Flöhe selbst. Sie mußten endlich absetzen; den schwarzen Liebesblicken wurden sie nicht Meister, obgleich sie ihre Arme matt und schwach gearbeitet hatten. Sie gaben den Rat, denselben Tag sie nicht aufzuhängen, sondern sie morgen an der Sonne zu trocknen; die Sonne werde alles herausziehen. Sie glaubten, sich herausgezogen zu haben!

Aber wie sollten sie sich hinter dem Tisch am Abend herausziehen, hinter einer Platte grünem Fleisch, an dem man weder mit Hauen noch mit Stechen etwas abbrachte! Lange, lange hatte man im Hause

nicht gewußt, womit sie diesen Abend abspeisen, endlich vor einer oder anderthalb Stunden war man zu Fleisch und dieses in den Hafen gekommen, und jetzt sollte es den Weibern in den Mund kommen, aber man wußte nicht, wie, mit Hauen und Stechen brachte man nichts ab. Sie waren in grausamer Verlegenheit, und wie sie sich heraushalfen, wird expreß nicht gesagt.

Aber noch in viel größerer Verlegenheit war der Sohn, als er am Burgdorfmarkt ein Hemd anziehen wollte und ihm die Flöhblicke so groß und schön und rigeldick entgegenglänzten. Er wußte nicht, sollte er ein solches gespregeltes Hemde anziehen oder das, welches er anhatte, zum vierten Mal kehren. Er stund vor dem Hemde und sann und sann und wurde nicht einig mit sich, er stund so Stunde um Stunde und konnte sich nicht entschließen, er steht so von Tag zu Tag in der grausamsten Verlegenheit und wird so stehen von Burgdorfmarkt zu Burgdorfmarkt bis zum letzten Burdlefmärit, wenn ihm nicht jemand noch vor demselben mit weisem Rat aus seiner bedenklichen Verlegenheit hilft. Um solchen wird daher geziemend gebeten.

*

Der Kalendermacher nahm diese zugesandte Geschichte auf, weil daraus hervorgeht, wie es in einem Hause aussehen muß, wo die Kinder auf gut Schick außer dem Hause ausgehen narrochtigen Sachen nach, wo sie ihr Glück nicht durch Fleiß und Treue im Hause zu begründen suchen. Wo man an nichts sinnet zu rechter Zeit, wo Torheit ist, da kömmt der Spott, daher dann der Mangel, endlich das Elend. Merket euch das, ihr alle, die ihr mit Laufen euer Glück machen wollt statt mit Arbeiten!

Marei, die Kuderspinnerin, und ihr Tröster.

Es war ein heißer Donnstag, ich hatte eine Balle Anke nach Burgdorf getragen, und gelöst, daß mein Weib zufrieden sein und ich noch einen Schoppen trinken konnte. Ich suchte ihn aber unglücklicher-

weise an einem Orte, wo der Küfer aus einerlei Wein allerlei Sorten macht, daher hielt ich mich nicht lange auf. Ich dachte, in Heimiswyl, wo ein guter Freund immer ein gutes Glas Wein findet, wolle ich noch nachbessern, wenn es die Zeit erlaube. Es war sehr heiß. Ich suchte daher den schönen Schatten auf der Straße und pressierte eben nicht.

Da saß diesseits der Ziegelbrücke ein altes Mutterli mit ganz weißen Haaren am Wege und weinte gar bitterlich, ich hörte es von weitem schluchzen und gruchsen. Es gabs mir nicht anders, als bei ihm stillezustehen und zu fragen, was es gebe, und was ihm Leids widerfahren sei, daß es sich so gheyge. „Geyst o dr dürus?" fragte es mich, und auf mein Ja sagte es, es wolle mit mir, wenn ich öppe e wenig Gedult heyg mit em Laufe, es chönn mr de brichte, was ihns so z'plåre gmacht heyg, es syg ihm fry i dBei gschosse, es chönn fast nit fürers. Es sei gar lang nicht mehr in Burgdorf gewesen, hob es an, es bös ihm afe gar i de Scheiche, aber sie hätten vier jung Güggel gehabt, und die hätten fortsollen, sie hätten einander gar plaget. Es hätte aber niemand von ihnen der Zeit gehabt, sie hätten alle dem Bauer müssen helfen, und weil es so schön Wetter gewesen, so hätte es gesagt, es wolle gehen, es verrichte daheim doch nicht viel, und wenn es am Weg so lang chönn mache, als es wolle, so bring es es wohl zweg. „Mutter," habe ihr der Sohn noch nachgerufen, „Mutter, chumm de nit öppe z'leerem hey, håb de, wed dGüggel verkauft hesch, es halbs Schöppli u für e Halbbatze schön wyßes, lings Brot drzu!" Es müsse sagen, unerchannt gange si nit mit ihm um, o dsSöhniswyb, wes öppe i syne Zyte Gaffee für ihs mach, gåb ihm geng öppe es Chacheli drvo, und erst a dr letzte Wyhnecht heyg es ihm es wyßes Brötli kramet. Si heyges o nit sauft und müsse nume zHus sy. Aber wenn sis hätte, si gönnten ihms notti, si würde nit brülle, wies a rychc Orte gang, we si dWeggefrau gsächte gege dsHus cho: „DMutter wott nůt, dMutter wott nůt!" Aber, was es in Burgdorf vernommen, das hätte ihm Hunger und Durst gstellt, es hått o nit es Brösmeli abebrunge.

Was das de so Schröcklichs gsi syg, fragte ich, ich hätte gar nichts Apartigs ghört.

„Herr Jses, ischs de o mügli, nüt drvo ghört?" sagte es. „Su los, ih will drs brichte! Won ih gäge drStadt cho bi, su isch mr alles so frömd vorcho. Da sy a alle Orte neui Hüser gsi, ih ha mih fast zNarre gluegt, u won ih i dStadt cho bi, su han ih welle gäge Schnelle Lädeli luege. Ih bi dert zun ere Zyt gar wohl bikannt gsi, und wenn ih öppis kauft ha, su het me mr allimal gseit, wils mih syg, su gäb me mrs e Batze wohlfeler as angere Lüte. Aber da han ih afe müsse luege wien e Göhl! Da isch kes alts Lädeli meh gsi, aber es Hus, es Hus, ih has geng angers wider müsse aluege, es isch fast wien e Chile gsi. Die hey afe müsse gwunne ha i dem alte Lädeli, fürn e selligs Hus z'baue; ih will wette, es het meh as zäche tusig Pfung kostet.

Du han ih myner Güggle feilgha i de bikannte Hüsere, und dLüt si no recht manierglig gsi, ih hätts nit glaubt. I ha ordelig glöst u bi du ga Nidle=Peters Frau suche, si het Anke feilgha u mr gseit, si well de mit mr chon e Schoppe ha, ih ha mih neue gschoche, so elleini in es Stübli z'gah; früher hätts mr nüt gmacht, aber we me afe alt isch, su weiß me nimme recht, was drBruuch isch. Won ih so nebe ere gstange bi u gwartet ha, bis si ihrem Anke abchömm, su han ih ere brichtet, wie mr afe alles so frömd vorchömm wege dene neue Hüsere, u wien ih mih afe heyg müsse vrwungere über das Hus, wo allbets dsSchnelle Lade gsi syg, u was da afe müß für e Rychtum sy. Da seit mr Nidle=Peters Anne Bäbi: ‚Das isch no alles nüt, aber hesch das schröcklig Hus nit gseh, wo hinger em Schloß bauet wird, wo allbets di oberi Sagi gsi isch? Das söttisch gseh, son es selligs hesch du dyr Lebtig nie gseh.' ‚Es nimmt mih o nüt wunger,' han ih du gseit, ‚üsereim het doch nüt drvo.' ‚Ja aber, wennd wüßtisch,' seit du Nidle Anne Bäbi, ‚was das Hus sött gä, es nähm dih my Seel o wunger, vo wege es geyt dih o öppis a.' ‚He, das wird öppe nit sy!' han ih du gseit. U du het es gseit: ‚Wohl fryli geits dih a, Marei, weißt du de nit, daß si dert e Spinnerei baue?' ‚He, un de!' sagte ich, ‚dKupferschmide hey scho lang eini, u es git no e ordelige Vrdienst i dUmgegni, u si mache

no ſtyfs Wullegarn, mr hey o afe dert la ſpinne, es het recht bravs Garn gå, aber wohl tûrs; es wird de öppe e wenig wölfeler,' han ih du gſeit, ‚we zwo Spinnereie ſy.' ‚Ja, Marei,' ſeit du Nidle-Peters Anne Bâbi, ‚wes e ſettigi Spinnerei gâb, ſu wett ih nût ſâge, aber das git ganz en angeri, nit fûr Wulle z'ſpinne, dsGuntrâri, eini, fûr Flachs u Ryſte z'ſpinne u de arme Lûte dsBrot vor em Mul ewegznâh.'

So ſeit Anne Bâbi, und da iſchs mr gſi, als wenn öpper mr e Streich gâb zmitts uf e Kopf, und ih ha nût chönne ſâge as: ‚Es wird öppe nit ſy,' ſâge ih du. Aber Anne Bâbi ſeit du: ‚Aber e bhûtis, weißt du de nût drvo? Scho lang rede all Lût drvo u balge u ſâge, ſo könns doch nadiſch nit meh gah; we me de de arme Lûte gar nût me gönni, nit emal meh das chly Spinnerlöhnli, ſu ſöll me ſe de âbeſomâhr zTod ſchla.' ‚Aber Herr Iſes, Herr Iſes!' ſâgen ih du, ‚gits doch de afe ſellig Lût, die o dr letzt Chrûzer eim nûmme gönne, eim ds letſch Bitzli vor em Mul wei wegnâh. Nei, jetz ſâgen ih afe nût meh.' U du ſeit du Anne Bâbi: ‚U we du de no wûßtiſch, wer die wûſte Hûng ſy, wo das mache und de arme Lûte drHerzſtoß gå, du wûrdiſch dih erſt bſegne!' U du ſâgen ih: ‚Oh, das ſi keiner Hieſig, ſövli wûſt Lût gits de nadiſch bi ûs nit! Das werde Frömd ſi, ſi hey afe meh recht hie as di Yheimiſche, allweg wûſt Hûng, öppe Aargâuer oder Zûribieter.' ‚Meinſt?' ſeit du Anne Bâbi, ‚nei wâger, das ſy keiner Frömd, du wirſt dHâng ob em Kopf zſâmmeſchla, wed ghörſch, wer ſi ſy, es ſy dMieſcher zWalkringen,' ſeit Anne Bâbi. Da iſchs mr du faſt gſchmucht worde, ih ha müſſe dert uf e Stei abſitze u ha lang nût chönne ſâge u ha nume fûr mih ſelber geng chönne denke: ‚DMieſcher, dMieſcher!' Das ſy ſûſt brühmt Lût gſi und no manierglich u hei eim nit ſo dr letzt Blutstropfe uſetrâyt. Bhûtis, ih ha zun ere Zyt dem Alte mângi Strange Garn gâ, un es het mih geng glâcheret, wennr uf mih zucho iſch, u ihn o; un es het nût müſſe ſy z'mache, ſûſt het er mys Garn gno, un ih bi geng mit ihm zfride gſi. Ih has nit chönne glaube, was Anne Bâbi gſeit het, u ſâge du endlig, es werds öppe lâtz vrſtange ha, oder es müßte de öppe di

Junge ſy, die chenn ih nůt, aber ih chönns nit glaube, ſi würde ſelligs dem Name nit zleid tue. ‚O du guts Marei!‘ ſeit du Anne Bäbi, ‚du vrſtahſt dih hůtzutag nůt meh uf dLůt un ih o nit. Vor dryßig Jahre hätt me ſelligs nit ta, aber was fragt me hůtzutag dem Name na! Es iſch ke Religion meh, un e jedere luegt für ihn; es ma de de angere gah, wies will, das iſch ihm hell glych. U dMieſcher ſys, ih weißs beſtimmt.‘

Du iſchs mr ganz wunderlig worde, ih hätt nůt meh achebrunge, u ih ha nit meh dörfe i dem Burtlef ſy, es het mih duecht, Gott drHerr chönn ſelligs nit la gſcheh u werd o öppis welle drzu ſäge, oder ih vrſtang mih de o nůt meh uf ihn, u villicht hůt no. Es ſy ſo ſchwarz Wulche am Himmel gſi, es het mih duecht, es werd überall Nacht, u du han ih lieber nit welle drbyſy u ſäge du zu Anne Bäbi, ih well afe vorusgah un ihm de öppe am e Ort am Schatte warte. Ih mag weiß Gott zBurdlef i kes Hus yche meh, un ih chönnt kes Brösmeli drHals achebringe. U du bin ih gange, un es iſch mr geng grüsliger übers Herz cho, daß jetzt di arme Lůt nůt meh ſölle z'ſpinne ha, wos doch im Winter und mengiſch o im Summer ihre einzige Vrdienſt gſi iſch, u daß jetzt di Nyche drSpinnerlohn ſelber welle vrdiene. Es het mih duecht, ſi ſötte ſih ſchäme in ihres bluetig Herz yche, ſo i de Schärbänke da umezryte u de arme Spinnere ihres Löhnli ſelber welle z'vrdiene. Es het mih duecht, es heyg afe ke Gattig, un es ſött mit drWelt de afe bal us ſy, wes eſo gang. Un was ih jetz de well afa, han ih denkt, un wie jetz de di alte Mutterli erſt recht unwert werde un niene meh ſy ſötte, han ih du denkt!“

Und da fing meine Begleiterin von neuem zu weinen an, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Sie erbarmte mich, und ich wollte ſie tröſten und ſo oberflächlich, ſie ſollte doch nicht ſo kummern, es werde noch alles gut kommen; der alte Gott lebe ja noch, und der werde ſo ſeine alten Mutterlein nicht verlaſſen. Ja, ſagte die alte Marei, ſie bete alle Tage zu ihm, daß er ſie vor dem Teufel behüte und einſt ihre arme Seele in ſein himmliſches Reich

nehme; aber daran könne der jetzt nichts machen, er werde ihr nicht Kuder zu spinnen geben oder ihr das Garn abkaufen, oder er schieß de öppe us de Wulche i=di vrfluchti Spinnerei, „Gott vrzieh mr my Sůng!"

Ich sah, daß ich den Trost tiefer fassen und anderswoher nehmen müsse, und frug Marei, ob sie dann so viel verdiene mit ihrem Spinnen. Sie sei gar bsunderbar fleißig, sagte sie, und ihr Söhniswyb habe schon manchmal gesagt, es glaube nicht, daß eine von ihrem Alter sie möge, und der Baucher habe gesagt, man kenne ihr Garn immer vor allem andern aus, und es rühmes alle Leute, wo es sähen. Sie spinne meistens Kuder. Sie hätten einen gar bsunderbar guten Hechler, der mache den schönsten Kuder, es sei eine rechte Freude, ihn zu spinnen, und dann sei sie auch fleißig dabei. Abends gehe sie selten vor zehn zu Bette, und dann stecke sie das Zeit, daß es sie gleich nach vier Uhr wecke, und dann sei sie den ganzen Tag über öppe wenig müßig. So spinne sie öppe redli ihre Kuder alle. DsSöhniswyb heyg öppige allbe de Händlere gspunne, aber es syg fast nimme drbyzsi, es müß afe eini e Guti sy, we si e Batze fürs Tusig überchömm, u wenn eini de drütusig spinne well, su dörf eini vo de Morge de feufe bis zNacht um zechni wenig drab luege und müß gleytiger trappe als åyni, won ere einisch e Chatz dur dRadschybe gsprunge syg.

Wie viel sie denn möge, frug ich sie, wenn sie recht fleißig sei. Es hätte schon Wochen gegeben, wo sie zwei Pfund gesponnen hätte und noch mehr, aber gewöhnlich spinne sie in der Woche ein Pfund oder anderthalb. Ob dann großer Verdienst dabei sei, frug ich. „Oh," sagte sie, „das Kudergarn brauchen wir gewöhnlich in unsere Haushaltung, aber wenn wir es verkaufen wollten, so würden wir gewiß vier Batzen oder viereinhalb aus einem Pfund Garn lösen." „Und wenn ihr den Kuder verkaufen würdet," frug ich, „was würde das Pfund gelten?" Das wisse sie nicht, sagte das gute Marei, sie hätte noch nie verkauft, aber sie denke, sie würden gut lösen, denn ihr Hechler mache den besten Kuder weit und breit.

„Ja, Mutterli," ſagte ich, „wenn ihr ſo guten Kuder habt, ſo würde der wohl zwei Batzen oder zehn Kreuzer gelten, und wißt Ihr dann, wie viel Spinnerlohn Ihr macht?" Sie hätte das nie ſövli ſpitz usgrechnet, ſagte ſie. „Nun, ſo will ich es Euch ausrechnen," ſagte ich. „Iſt der Kuder zwei Batzen wert und das Garn vier, ſo habt ihr vom Pfund zwei Batzen Spinnerlohn, und ſpinnet ihr zwei Pfund in der Woche, ſo habt ihr vier Batzen Wochenlohn, das macht zwei und einen halben Kreuzer per Tag. Es iſt nicht viel, aber doch noch mehr, als Schafbeth verdiente, das den Kuder um zwei Batzen kaufte und das Garn um ſieben Kreuzer verkaufte, und das auf die Frage, wie es doch bei ſeinem Spinnen beſtehen könne, antwortete, es ſei allerdings nicht viel Gewinſt, aber es ſei um deſto ärſtiger mit Spinne, es zwängs mit em Flyß."

Um ſo ſchlechter ſei es, fuhr meine Alte zweg, von ſolchen Herren, nicht einmal ein ſolches Löhnli ihr zu gönnen, ſondern es ihr vor dem Maul wegzunehmen. „Mein Gott, meine liebe Frau," ſagte ich, „an Euren Kuder denken die Herren gar nicht, und es wird Kuder zu ſpinnen geben noch länger, als Ihr lebet, und für den Hausbrauch zu ſpinnen, wird noch lange der Brauch bleiben; und am Ende trägt das Spinnen bei ſolchem Lohn nicht einmal das Eſſen ab, und es iſt gut, wenn es ganz aufhört." „Aber du liebe Zeit," ſagte die Alte, „es iſt doch geng no ſovil gſi, und we me dsEſſe nimme vrdient, was ſoll me de eſſe, ſoll mes ga ſtehle? Nei, die Herre hätte das ſauft chönne la blybe!" „Aber," ſagte ich, „das Spinne würde doch aufhören, auch wenn die Herren keine Spinnerei errichten würden; denn das Maſchinengarn kommt von Engeland faſt ſo wohlfeil als das hieſig Garn und viel gleichliger und ſtärker, ſo daß man es gar nicht zu erleſen braucht. Vom gleichen Spulen läuft jahraus, jahrein das gleiche Garn. Im Weben iſt es auch viel beſſer und das Weben daher wohlfeiler." So ſollte man das Garn vom Engeland nicht hineinlaſſen, ſagte Marei. „Wenn man eine rechte Regierig hätte, ſo würde die das Garn verbiete, daß niemer kes kaufe dörft, de hätt me de no lang z'ſpinne gnue."

„Du guts Marei!“ ſagte ich, „dann würde es erſt aufhören. Wer läßt am meiſten ſpinnen? Da ſind die großen Händler, wo alle Jahr ſo zwei- bis dreitauſend Stückeni auf den Bleichen hey, und wo fahre die mit drus? I frömdi Land, ins Weltſchland und no bas hingere. Hier im Land können die nichts machen. Wenn die aber verkaufen wollen, ſo müſſen ſie ihre War im rechten Preis geben können; müſſen ſie es teurer geben als die Engeländer und die Belgier und die Schleſier, und haben ſie noch dazu nicht ſo ſchöne Tücher, ſo kauft ihnen niemand etwas ab. Will man ihnen aber das Maſchinengarn verbieten, ſo bekommen ſie ſchlechtere und teurere Tücher, und niemand kauft es ihnen ab, und ſie müſſen ihren Handel aufgeben. Dann laſſen ſie aber nicht nur nichts mehr ſpinnen, ſondern auch nichts mehr weben und kaufen niemand mehr Flachs ab. Und was meinſt du, Marei, wenn alle Weber müßten aufhören und der Flachs nur noch das halb Geld gölte, was würden die Leute dazu ſagen, würden ſie dann nicht erſt zu jammern anfangen? Und woraus wollte man die Hauszinſe geben und die Tellen, wenn man keinen Flachs mehr verkaufen könnte?“

„Aber,“ ſagte Marei, „könnte man es dem Engeland nicht verbieten, ſelligs Garn z'mache, es duechs, we me recht mit ihm redti und ihm di arme Lüt vorſtellti und drzu e wenig dFuſt miecht, es ſötts wohl welle la ſi.“ Das könne man nicht, ſagte ich, Engeland ſei ein großes Land, und da könne jeder machen, was er könn.

„Herr Iſes!“ ſagte Marei, „ih ha glaubt, das ſyg ume eine bi Aarbärg nide, ſon e Bauelehändler oder gar eſon e Rübelibueb us drMorgete. Was du mr nit ſeyſt, im ene ganze Land mache ſi ſelligs Maſchinegarn! E Herr Iſes, was ſölle mr de afa?“

„E Marei, gerade das, was die Mieſcher mache, glaub du mir nume, ſi mache das den armen Leuten zu Lieb und Ehr und nicht zum Trotz! Denk du nume, wenn alles aufhörte und die Engeländer uns mit dem Garn den Flachs brächten und ſogar endlich auch die Tücher, ſo wäre nicht nur kein Verdienſt mehr hier, kein Gewinſt, ſondern alles Geld ginge aus dem Lande. Machen wir

nun hier ſelbſt die Spinnereien, ſo gibt es erſtlich viel dabei zu verdienen, zweitens können wir den Flachs ſelbſt liefern dazu und verdienen künftig mit dem Flachs allein ſo viel als jetzt mit Flachs und Garn zuſammen. Du meinſt, Marei, der Hechler ſei der beſte, der den meiſten und ſchönſten Kuder macht, das iſt ganz das Gegenteil, der iſt der beſte Hechler, der den meiſten und ſchönſten Flachs macht.

Wenn euer Hechler aus einem Zentner rohen Flachs euch fünfzig Pfund reinen Flachs macht, ſo iſt es viel, und wenn man aus dieſem Flachs zehn Tauſende ſpinnt, ſo iſt es wieder viel. Kuder gibt es vierzig Pfund (Abgang ſind zehn Pfund), und aus einem Pfund Kuder ſpinnt man, wenns wohl geht, zwei Tauſende, im ganzen alſo aus dem Flachs fünfhundert Tauſende, aus dem Kuder achtzig Tauſende, zuſammen fünfhundertachtzig Tauſende.

Mit der Maſchine macht man nun aus einem Zentner fünfundfünfzig Pfund Flachs, den man gewöhnlich auch zu zehntauſend ſpinnt. Das macht alſo fünfhundertfünfzig Tauſende, zehn Pfund ſind Abgang, und Kudergarn gibt es fünfunddreißig Pfund. Da kann man nun aus jedem Pfund ſechs Tauſende ſpinnen, alſo aus fünfunddreißig Pfund zweihundertzehn Tauſende, aber dann ſo eben, gleichlich und ſtark, daß es keine Gleichheit hat mit dem geſponnenen Garn, alſo aus Flachs und Kuder zuſammen ſiebenhundertſechzig Tauſende, alſo gibt der Zentner roher Flachs durch die Maſchine hundertachtzig Tauſende mehr, als er jetzt gibt. Denk doch, Marei, was das bringen mag! Wenn man das Tauſend nur zu ſechs Kreuzer rechnet, ſo macht das vom Zentner ja mehr als elf Kronen.

So wird auf einmal der Flachs ſchon deswegen viel mehr wert, als er früher war. Wenn man nun das Garn nicht mehr aus Engeland zu holen, daher keinen Fuhrlohn mehr zu zahlen braucht, hier wohlfeiler den Flachs findet und wohlfeiler fabrizieren kann als in Engeland, wo das Pfund Brot drei und mehr Batzen koſtet, ſo können unſere Fabrikherren ihr Tuch wohlfeiler geben als die

Engeländer und andere, sie brauchen also immer mehr Flachs, lassen immer mehr weben, und, je mehr Flachs und Weber gesucht werden, um so besser muß man sie auch bezahlen, so daß am Ende, wenn man alles zusammenrechnen könnte, weit mehr Geld durch diese Spinnerei unter die armen Leute kömmt als früher durchs Spinnen. Und spinnen konnte selten eine mehr recht, eine gute Spinnerin ist ja bald eine so rare Sach wie ein Storch um Weihnacht."

„Ih cha mih uf das nüt vrstah," sagte Marei, „aber öppis mußt recht ha, die Miescher mieche das süst nit, es het mih doch ducht, das sötte z'brav Lüt sy. Aber was söll me de o afa, wenn me nimme z'spinne het?"

„Hast du nicht gehört, Marei," sagte ich, „was ich dir vorhin gesagt habe? Das Kuderspinne wird euch alte Mutterlene niemer vrwehre für dKurzwyl, aber Verdienst ist keiner dabei. Es wird noch immer für den Hausbrauch gesponnen werden müssen. Aber manche arme Frau und manche Bäuerin wird finden, sie verdiene weit mehr, wenn sie dem Mann und den Kindern die Kleider zu flicken und zu plätzen anfange. Das war sonst auf dem Lande nicht Mode, weil es niemand konnte als der Schneider; und so gingen unglaublich viel Kleider fast mutwillig zugrunde. Nehmen sich einmal die Weiber Zeit dazu, so werden sie begreifen, daß sie damit mehr verdienen als mit dem Spinnen. Strümpfe kann man sich auch lismen, statt sie zu kaufen, und verdient sich auch etwas dabei. Überhaupt kann gar manche Hausarbeit gemacht werden, für die man bis dahin Geld ausgab, weil man seit uralten Zeiten meinte, auf dem Lande müssen die Weiber spinnen und spinnen und nichts als spinnen, und nicht vernünftig darüber nachdachte, was es eigentlich abtrage. Freilich kann auch gar manche nichts als spinnen, aber jetzt, da man allenthalben Gelegenheit hat, lismen und nähen zu lernen, so werden das die Leute nach und nach schon fassen. Überhaupt ist es gut, wenn die Rasse der eigentlichen Spinnerinnen eingeht. Wenn eine zu faul oder zu ungut sonst war, so ward sie

Spinnerin, fieggete im Lande herum, verdiente alle Tage einen Batzen, das heißt etwas mehr, als sie am Kittel verribsete, führte ein Leben, wie Leute es oft pflegen, die nicht lange an einem Ort zu sein gedenken, und wurde am Ende ein Schleck für die Gemeinde; an tüchtigen Mägden ist großer Mangel und zum Teil des Spinnens wegen, weil gar viele, die nur beim Spinnen aufgezogen sind, zu lässig zum Dienst werden. Wenn die Weberei recht in Gang kömmt, wenn wir unsern Flachs selbst verarbeiten und es die Tücher so recht zum Loch auszieht, wie wenn der Luft sie nähm, so kann man füglich zwei Drittel Weber mehr brauchen als bis dahin, und was das Spulen dann wieder für Leute braucht, und wie manches Mutterli dabei noch so manchen schönen Batzen verdienen kann, wenn es ihm nicht zu fast in den Rücken kömmt, das, Marei, solltest du begreifen!"

„Ja, ja, öppis magst recht ha," sagte Marei, „aber und wenns de einisch kei Flachs git und me de nüt z'webe het?" „He, Marei, su hätt me de ja o nüt z'spinne gha." „Ja, du hesch recht, aber mit so emene alte Gring, wie ih ha, bigrift me neu Sache gar schwer. Aber es wott mr doch notti nit recht gfalle, daß das jetzt alles sött Weber gä, das git doch gar blich Lüt, und dsWybervolk mags doch nume dsHalbe recht erlyde."

„He nu ja de, es sy no gar vil Sache z'mache, Marei, zum Byspil z'korbe so recht schön und künstlich und wiederum nume grobane z'korbe, das wär eine Sache, wo sich viel Geld dabei verdienen ließe. Und Spitzli machen, nicht nur roßhaarigi, das wäre ein schöner Verdienst dabei und könnte durch die Arbeitsschulen leicht eingeführt werden. Damit wäre viel Geld zu verdienen. Denk o, Marei, di vornehme Wyber wey jetz sogar ihri Nachthemmleni mit Spitzli vrbändlet ha u dNaselümpe und, ih glaube, gar no ihri Fürfüß. Aber die Leute sind gar so sperrig und vierschrötig und wollen sich nie, so was man sagt, nachela. Sie meine, die gebratenen Tauben sollten ihnen ins Maul fliegen, und mögen sie daher nicht fangen. Aber wir leben eigentlich in einem viel zu guten

Land, wo einer auf den andern ſich verläßt und viele morgens und abends ſingen: ‚Chummen ih nit hût, ſu chummen ih doch morn.‘ Wenn man ſich auseinanderlaſſen, recht rühren und ſtrecken wollt, es könnte hier ganz anders gehen, und die Gemeinden müßten nicht ſo manchen Faulhund, ſo manche Plättere erhalten. Nût für ungut, Marei, ich meine nicht dich, aber es iſt doch ſo, wie ich ſage.“ „Ja, du haſt recht,“ ſagte Marei, „wenn ih ſo jungi Trücher gſeh desumegheye und niene möge gſi, es düecht mih mängiſch, ih möcht ne dGringe abſchryße. Aber meinſt de notti, das chömm gut, und es ſyg eſo, wied gſeit heſch, ſu wett ih mih dry ergâ u wett nimme jammere, es nützt mih doch nût.“

„He, Marei,“ ſagte ich, „jetzt will ich dir wieder mit dem lieben Gott kommen, vielleicht hörſt du jetzt, was ich dir ſagen will. Es kömmt ja nichts von ungefähr, ſondern alles von ſeiner väterlichen Hand und gewiß auch dieſe Sache. Es gibt immer mehr Leute in der Welt, und wenn man darin fortkommen will, ſo muß man ſich ganz anders rühren als ehedem, es können nicht mehr alle Leute ſo auf dem Herdli gruppe. Das begreift man an andern Orten, und das iſt ein Leben und eine Rührſamkeit, daß es eine Freude iſt. Nur hier blieb man ſo gſtabelig und wollte ſich zu nichts anlaſſen und klebte am Alten und ſuggete an den Gemeinden. Nun hat der liebe Gott dieſe Spinnereien gerade wie expreß für uns aufkommen laſſen. Die Aargauer und St. Galler müſſen ihre Baumwolle in fremden Ländern kaufen, ânet am breiten Bach. Sie verdienen ob dem Pflanzen nichts, und wenn es Krieg gibt auf dem Meere, ſo iſt es austubaket: die Bauelebube können an den leeren Stühlen ſitzen und Rübli ſchaben. Hingegen wir können Flachs und Werch ſelbſt pflanzen, ſind ganz allein Herr und Meiſter darüber, da iſt kein Bach dazwiſchen, da muß nichts verzollnet werden, da frägt man niemand, ob er es durlaſſen wolle oder nicht. Unſer Land iſt wie gemacht für den Hanf- und Flachsbau. So küſtige Bſchütti, ſo bſchüßige Miſt wie wir hat niemand, ſo ebenrecht feſten Boden dazu, ſo gute Solothurner Steine zu Trüllen

auch nicht. Unſern Flüſſen nach, an den Rändern der Möſer, in den Niederungen des Emmentals, ja ſelbſt an den Seiten ſeiner Hügel gedeiht ein Flachs ſo ſchön und ſtark und fein, wie man ihn nur wünſchen kann. Wenn einmal das Große Moos ausgetrocknet iſt, ſo iſt gerade da das beſte Land dafür. So haben wir von A bis Z alles beieinander und können Tücher fabrizieren nach Luſt und Belieben, ohne daß uns ein Menſch ein Wörtchen dareinreden darf, und alles Geld bleibt im Lande. Sieh, Marei, das iſt ein Vorteil bei dieſen Spinnereien, den man bei keinen andern, nicht bei der Baumwolle und bei der Seide hat, ein Vorteil, der gar nicht zu berechnen iſt. Dieſer Vorteil wird machen, Marei, daß man Flachs und Hanf noch weit beſſer wird pflanzen lernen als bis dahin, und dann wird es Geld ſchneien, Marei, ins Land, daß die Dublonen in den Säcken ſo häufig werden wie die Brotbrosmen im Bieterſack vo ûſer Jungfere."

„Schwig jetzt de afe!" ſagte Marei, „du machſt mich bald ſturmi. Aber was treyt das de den armen Leuten eigentlich ab? Die Nidle ab der Milch nehmen die Herren doch, und, je reicher ſie werden, um ſo geiziger werden ſie und um ſo wüſter gegen die armen Leute und tun wie Könige und Fürſten. Ja, wenn ſie all wären wie drGottlieb Blau, wo zEriswyl gſi iſch, de wärs drbyzſi, de möcht me ne drProfit gern gönne. Dä iſch dr niderträchtigſt und menſchefründlichſt Ma gſi, wo glebt het, aber es het o allen dsHerz im Lyb glachet, we me ne nume gſeh het. Wennr dûr e Hornbach usgfahre iſch, mir ſi ſelbiſt da gwohnt, u we me ſys Gſchäll vo wytem ghört het, ſu ſy dKing füregſprunge u hey ihm es Türli ufta oder hey ne nume aglachet, und er het menge Feufbätzler la flüge. Es iſch kei alti Frau z'ſtrubi gſi; wenn er gſeh het, daß ſi müd iſch, er het ſe ungfragt la byn ihm ryte. Und einiſt iſch e böſi Zyt cho, es het ke Mönſch meh bildeti Tuch welle, und da hey dHändler keini meh welle kaufe, und die Bildweber ſy gruſam bös dra gſi, es iſch ne alles uf em Hals blibe. U ſi hei nit vrmöge, angers Garn z'kaufe, da ſy ſi du zum Blau gloffe u hei ihm plåret un agha, er

ſoll ihre Vater ſy und ne ihres Tuch abnäh. Und er hets ta, er het ſih ihrere erbarmet und ne Tuch abgno um e Pris. Di andere Händler hey ne usglachet, aber er het gſeit, er heyg emel i Gottsname nit angers chönne, die Lüt welle o geſſe ha, und ſi heyge ne gruſam erbarmet.

Du iſch grad druf e Zyt cho, wo alles bildeti Tuch welle het, u du het ke Händler keni gha as drBlau, du wohl, du het er o drPris gmacht u het erſchröcklich gwunne, er het es ganzes Hus voll ſelligs Tuch gha. Un us em Gwinſt het er du ſy ſchöne Stock la baue. U wie me ſüſt di neue Hüſer usführt u de Rychе vrgönnt, dem hets en iedere gönnt, u, je ſchöner dä Stock worde iſch, deſto bas het es dLüt gfreut. Di angere hätte du chönne es Byſpil näh, daß der lieb Gott dBarmherzigkeit nit im Stich lat. Won er gſtorbe iſch, ſu iſch im Hornbach und im Wyßachengraben, wonr ſyni Weber gha het, öppe nit mängs Hus gſi, wo me nit plåret het. We ſi all ſellig wäre, de chäms de gut, de möcht me de dene Herre drProfit gönne, vo wege ſi gönnte eim on es billigs Löhnli, u ſo blieb me guti Fründ mitenangere."

„Häb nit Kummer, Marei!" ſagte ich. „Die Herre, wo die Spinnerei hei, hei nie dBarone gmacht und werdes nie mache, ſi ſy guti Lüt u mehr und minder auch unſerer Gattig. Und e Staat werde ſi nit trybe wie die Fabrikherren in Engeland, wo man, um dieſen zu beſtreiten, die Leute ſchinden muß, das iſt hierzuland nicht der Brauch. Und wenn auch noch andere Spinnereien errichten, ſo dürfen ſie auch nicht die Barone machen, ſonſt verlieren ſie hier gleich allen Kredit und alles Zutrauen. Es läßt ſich niemand wie ein Hund behandeln, und wenn es einer verſucht, ſo kömmt es ihm nicht gut. Zudem iſt die Sache auch ganz anders, wenn man die Sachen hier pflanzet, als wenn man ſie über Meer holen muß. Wo man ſie holen muß, da läßt ſie der Fabrikherr holen, er iſt da ganz und gar Meiſter und braucht die Leute nur zum Arbeiten, ſie haben zur ganzen Geſchichte nichts zu ſagen. Hingegen hier pflanzen Bauren und arme Leute, ja die Arbeiter ſelbſt auch Flachs und

Hanf, der Fabrikherr muß auch an ſie kommen, er hängt auch in etwas von den Leuten ab, dieſe haben auch ein Wörtchen zur Sache zu ſagen. So muß ſich ein ganz anderes Verhältnis bilden zwiſchen ihnen, da ſie ja einander in die Hände arbeiten müſſen, da wird ein Fabrikherr kaum vergeſſen, manierlich, ja väterlich mit den Leuten umzugehen. Und wenn das geſchieht, woran ich nicht zweifle, wenn die Fabrikherren ſo gleichſam die Patriarchen vorſtellen, ſo wird auch nie das Elend, der Haß und die Feindſchaft zwiſchen ihnen und ihren Leuten entſtehen, wie in Engeland und in Frankreich der Fall iſt. Und da wir Flachs und Hanf ſelbſt bauen müſſen, ſo können wir nie das Fabrikvolk werden, das verſerbet und verdorret, weil es nie an die friſche Luft kömmt. Die von Zeit zu Zeit alle in Anſpruch nehmende Arbeit im Freien leert die Webkeller und ſtärkt in freier Luft die Leute wieder. So, Marei," ſagte ich, „ſehe ich den Himmel voller Geigen hangen, und was Ihr ſo ſchwarz angeſehen habt, kommt mir vor wie Faſnacht, Kilbi und Hochzeit."

„Ih ha nume dsHalbe vrſtange, was de da brichtet heſch, aber es het mr notti dsHalb gwohlet, es iſch mr ganz liecht worde wider ums Herz. Aber jetz gſpüren ih drHunger, un es wird mr ganz muecht, ih nähm da zHeimiswyl gern öppis; aber ih ſchüche mih, ſo alleini in es Wirtshus z'gah u no drzu am ene Werchtig." „E Marei," ſagte ich, „wenn es nur das iſt, ſo iſts mir recht, auch einzukehren, vom vielen Reden bin ich ganz trocken worden im Halſe." „He nu ſo de," ſagte Marei, „ſu wei mr luege, ob drWirt is es Schöppli gä well!"

So ſchwenkten wir links ab und ſtiegen langſam der Gaſtſtube zu.

Die Schelmenzucht.

Als mein grau Mutterli und ich in die Gaſtſtube traten, ſaßen noch mehr Märitleute am Tiſche und unter andern auch ein Männchen mit etwas geſichelten Beinen, fürſchützer Naſe und zerſtochenem Zeigfinger. Wir ſagten: „Gott grüß ech mitenangere!",

und der eine und der andere ſagte: „Es gilt dr, Hans, tue Bſcheid!", und ich nahm das Glas und ſtieß an mit den andern und ſagte: „Es gilt dr ume!" und trank einen Schluck und ſchenkte aus ſeinem Gütterli wiederum voll und gab ihm zurück, und als er ſagte: „Mach us, nimm ume!", ſagte ich: „DrWirt het mr o brunge." Ich ſetzte mich zu meiner Marei, ſtellte meinen Stecken zwiſchen die Beine und ſchenkte ein. Und die Marei machte Geſundheit hie und da und antwortete vieles und Breites auf die Fragen, wo ſie geweſen, und was ſie geſehen und gehört.

Wie ſie aber erzählt hatte von der Spinnerei, und was ich ihr alles darüber geſagt, und wie da mit Flachsbau und Korben und Plätzen und Spitzlimachen ſo viel zu verdienen ſein werde, daß die Dublone ſo ungeſchätzt werden würden wie die Läuſe in einem Spittel, ſo ſagte der mit den geſichelten Beinen und zerſtochenem Finger, das ſei nume Narrewerch, er wiſſe, was das beſte Handwerk ſei, und womit man am beſten verdiene, er könne das am beſten ſagen. Er ſei die ganze Welt umreiſt und in London und Bareis geweſen, aber London ſei ihm vorgekommen wie Huttwyl und Bareis angfährt wie drKlapperplatz nicht weit von Langnau. Denn er ſei in Städten geweſen, wo man ſieben Tag und ſieben Nächte hätte fahren müſſen, wenn man von einem Tor zum andern gewollt, und in Ländern, wo die Sonne nicht groß genug geweſen ſei, um heiter zu machen, ſondern man noch nebenbei die Gasbeleuchtung hätte einführen müſſen. Dort hätte ihn der König behalten wollen und ihm ſeine Tochter zur Frau geben, wenn er bleibe. Der König hätte einmal von einem engliſchen Schiff ein Paar Hoſen zum Präſent bekommen, aber man hätte die Träger vergeſſen, und ſo hätte der König, der ein abſonderlich Gefallen daran gehabt, ſie immer in den Händen tragen müſſen. Da habe er dem König Träger dazu gemacht und noch ein Paar Werktaghoſen, damit er die andern für den Sonntag ſparen könnte. Da hätte ihn der König gar nicht von ſich laſſen wollen aus Furcht, wenn die Träger brechen ſollten, ſo könnte niemand ſie ihm flicken.

Während er nun dort gewesen, sei auch einmal Not ins Land gekommen, und der Verdienst habe ganz aufgehört. Da habe der König einen Befehl ergehen lassen ins ganze Land hinaus an alle seine Statthalter — Statthalter und Richter sei dort die gleiche Person, und man könne ihr Richter sagen oder Statthalter, wie man wolle, es sei ein Tun — daß sie die Schelmenzucht einführen sollten ungesäumt, und das hat geholfen auf der Stelle, und die armen Leute haben alsobald zu essen und zu trinken gehabt, so viel sie wollten.

Das sei ihm eine arige Zucht, sagte ein Anwesender, er möchte doch wissen, was das für eine sei. Oh, das sei bald gesagt, sagte der mit der fürschützigen Nase, man lasse nämlich die Gesetze gegen das Stehlen stehen und verschärfe sie womöglich noch, dagegen strafe man keinen Schelm oder doch so gelinde als möglich und um weniger, als sie gestohlen, die Eingefangenen lasse man laufen und schnauze die Fänger gehörig ab. Wenn man dieses nur einige Zeit beobachte, so hätten alle, die nicht leid Hung seien, was sie wollten, und er könne versichern, man komme nicht bald mit einer Sache weiter, als wenn einem das Nehmen nicht verboten, das Wiedergeben nicht geboten sei. Er halte das für das beste Handwerk, noch besser als das Schneidern und das Krämern, auch zehnmal besser als das Pintenwirteln, da man keine Patentgebühr dafür zu bezahlen gebraucht habe.

Er könne das doch nicht recht begreifen, sagte ein etwas schwerfälliger Bauer; es duech ne, e Schelm syg e Schelm, u allbets heyg me se ghäycht, u de sygs o für gsi. Und wenn er Zyt heig u nit gloge, su sölle er doch de brichte, wies des Küngs Statthaltere gmacht heyge, und wie de das Land gheiße heyg.

Das Land heyg Quakaukguinkgelktrinkturkgelllula gheiße, und si heyges eso gmacht, er well es paar Müsterli erzelle:

„Man brachte einmal einem Statthalter einen Roßschelm, derselbe schnurrte ihn an mit fürchterlichem Gesicht: ‚Was, du Donners Bub, was, du unterstehst dich, in meinem Amte zu stehlen? Wart,

dir will ichs zeigen! Landjäger, führt ihn über die Brück, gebt ihm drei aufs Hintere und jaget ne is ander Amt! Und lue, chunnst mr wider i mys Amt, de will ih drs zeige, du vrfluchte Schelm!'

An einem andern Ort war einmal Markt, ein Krämer krämerte mit Strümpfen und bildete sich ein, von seiner Ware dürfe ihm niemand nehmen unbezahlt, er hatte von der Weisung noch nichts gehört. Eine Frau wußte es besser und steckte im Vorbeigehen ein Paar Strümpfe in ihr Körbchen. Der Krämer sah es, und die Frau mußte trotz ihrem Geschrei mit ihm zum Richter wandern. Der Krämer brachte seine Klage lang und groblecht an. Wohl, da fuhr ihn aber auch der Richter an: ob er seine Klage beweisen könne? Der Krämer sagte, da werde er nicht viel Beweistum brauchen, die Strümpfe, die noch im Körbchen der Frau seien, werden doch öppe Beweistum genug sein. Das sei ihm ein schlechter Beweis, sagte der Richter, es glichen ja alle Strümpfe einander, und nicht alle Strümpfe in der Welt werden sein Eigentum sein, er müsse erst den Beweis leisten, daß die Strümpfe, welche die Frau habe, die seinigen wären. Das war der guten Frau auf die Gspur geholfen, sie warf dem Krämer die Strümpfe vor die Füße und sagte: geb si mit einem so uverschante Mönsche branze und stryte well, well si lieber es Dotze Paar Strümpf vrliere, er soll da die Strümpf nähy und mache, daß er ihr von den Augen wegkomme. So sagte die Frau, und der Richter sagte, er werde doch jetz hoffentlich nichts mehr anzubringen haben und machen, daß er fortkomme, und der Frau dankte er schönstens, daß sie sich so manierlich betragen, und versicherte sie, daß sie auf die Dankbarkeit des Staates zählen könne.

In einer der sieben Tag langen Städte war ein Schnapsládeli, wo man den besten Schnaps, der nicht viel gefordert wurde, im Keller hatte. In dieses Ládeli kam öfters des Abends eine Frau und forderte von diesem Schnaps, weil sie eine bsonderbare Liebhaberin davon sei. Der Ladenbube mußte dann in den Keller, und die Frau blieb alleine im Ládeli. In diesem Ládeli war aber auch ein Schublädli und in diesem Geld und an demselben gewöhnlich

der Schlüssel. Hier nun begann Geld zu fehlen immer mehr, und niemand wollte der Schelm sein. Endlich dachte man auch an die Frau und ihre Liebhaberei. Man zeichnete Geld, paßte auf, fing sie richtig mit der Hand im Schublädli und überbrachte sie dem Richter. Derselbe empfing sie mit ernsthaftem Gesicht und drohenden Gebärden, gab ihr ein Nachtlager oder zwei gratis und stellte sie dann wieder Gott anheim, da er sie in ihrem Handwerk nicht länger versäumen und Gott selbst nicht ins Handwerk greifen wollte.

Wiederum waren einmal ihrer zwei, die fanden einmal einen Spycher. Sie wurden alsobald gwunderig, was in demselben sei, und ließen nicht nach, bis sie mitten darin stunden. Hui, als sie die Herrlichkeit sahen von Hammen und Kitteln, Speckseiten und Hemdern, da wurden ihre Herzen voll von Freude, und sie konnten sich nicht mehr trennen von den Speckseiten und Kitteln. Da es aber kalt war im Spycher, so hießen sie mitkommen von den Herrlichkeiten, so viel sie tragen mochten. Unglücklicherweise aber hatte ein Bauer den Spycher an selbigen Ort abgestellt und bildete sich ein, derselbe, und was darin sei, sei sein Eigentum. Als er am folgenden Morgen das Loch sah und merkte, was alles zum Loch aus war, wurde er fuchswild, rannte mit einigen Knechten den doppelten Fußstapfen in frischem Schnee nach, erreichte den einen, der andere konnte sich insofern salvieren, daß man nichts von Hammen und Hemdern bei ihm fand. Doch wurde auch er ergriffen und gestand alsobald in seiner Herzensangst die Teilnahme an dem Irrtum, des Bauren Sachen für die ihren angesehen zu haben. Auch er wurde dem Richter eingehändigt, und er tat ihn hintere mit bedenklichem Gesicht. Aber über Nacht kam dem Spycherfinder guter Rat. Er sagte am Morgen dem Richter, es sei ihm über Nacht in Sinn gekommen, daß er gestern nur aus Angst ja gesagt habe zu den Beschuldigungen, er solle ihn doch jetzt loslassen, und dazu jammerte er ein wenig. Und der Richter tat sehr gerührt über diesen Jammer der Unschuld, schimpfte über die, welche die Unschuld so kränkten, bezeugte, wie ihm sein Herz im Busen schmelze über sol-

ches Unrecht, und zu dem armen Jungen sprach er: ‚Gehe hin, mein Sohn, und nimms mir doch recht nicht übel und trage mirs nicht nach, was dir angetan worden ist!‘

Ein ander Mal verirrte sich einer in tiefer Nacht in eine Stube, in welcher einer Tuch und Garn und andere Waren aufbewahrte. Er hatte wunderbarerweise den Weg dahin gefunden, verschlossene Türen waren vor ihm aufgegangen, aber ein klein Geräusch verriet ihn. Da kommen zwei grobe Bengel über ihn, faßten ihn, banden ihn, riefen die Polizei zu Hülfe und schleppten ihn vor den Richter. Da hatte er seine Fassung wieder gewonnen und erzählte mit frommen Augen, wie er zwei Jahre in einem frommen Hause eingesperrt gewesen und da seine Seele gerettet worden sei. Seither wolle er auch andere Seelen retten, weil er jetzt einen Begriff von der Seele habe, und so habe ihn der Heiland zu seines Fängers Magd gerufen, daß er ihre Seele rette, und er hätte das nicht zweckmäßiger ausführen zu können geglaubt als kiltgangsweise, und nun habe der dumme Mensch geglaubt, er hätte ihm stehlen wollen, aber davor werde Gott seine Seele bewahren. Der Richter, der sich unterdessen viel die Augen gerieben, um etwas daraus zu reiben, entweder den Schlaf oder die Rührung, sprach endlich salbungsvoll: ‚Was, zKilt hesch de welle, das isch suber vo dir, weißt, scho deßtwege chönnt ih dih la hingere gheie, aber wenns nimme tue witt, so will is für diesmal no la agah, aber mach nit, daß man dich noch einmal bringt, sonst lue de!‘ Und der Schelm und der Fänger gingen sehr gerührt heim, und der letztere dachte, wenn es künftig der Heiland so füge, daß er mit zu leichter Gewicht wäge, so werde es der Richter auch für das Mal la agah.

Einem Bauer wurde ein Käse oder ein Schleifstein gestohlen, allweg etwas Rundes. Er ging mit Geleite der Gspur nach gegen ein Häuschen zu. Durch die angelaufenen Fenster hindurch sahen die Bewohner des Häuschens die Kommenden, und ein Mann machte sich ab dem Ofen hinaus, und als die Leute vor dem Hause waren und hineinwollten, trat der Mann ihnen entgegen mit dem Käs

oder dem Schleifstein in der Hand und sagte, sie sollten ihn nur wieder nehmen und ihm verziehen, er hätte ihn nur so im Verschuß mit sich laufen lassen. Aber die wüsten Leute wollten ihm nicht verzeihn, sondern schleppten ihn vor den Richter. Der fragte sie, etwas angelaufen im Zorn, warum sie ihm den da brächten, wenn er die Sache doch selbst ausgeliefert und um Verzeihung gebeten habe. Ja, sagten sie, das sei ein berühmter Schelm, der hätte noch viel gestohlene Sachen im Hause, und er hätte den Käs nur deswegen vor das Haus gebracht, daß man ihm das Haus nicht erlese und noch das andere finde. ‚Jä so, jetzt begreife ich den Handel,' sagte weislich der Richter, ‚also du bist ein berühmter Schelm, so, mit dir will ih nit lang Federlesis mache, morn will dr de dis Hus la erlese, und wenn me ds gringst Dingeli findt, su mußt is Schallenwerk! Du chast jetzt gah, aber morn e morge um achti chunnt de drLandjäger und non e Ma mit ihm, um dr dsHus z'erlese, mach de, daß daheim bisch! Adie wohl!' Am andern Morgen kam der Landjäger, fand aber nichts. Da sagte der Richter: ‚Luegit, wie me dem arme Ma unrecht ta het! Es angers Mal soll me dä rühyg la!'

So," erzählte der mit dem verstochenen Finger, „weiß man dort die Schelmenzucht zu treiben, und es ist unglaublich, was das bschüßt, und wie man im Augenblick ganze Kuppele beieinander hat. Dann können die armen Leute auch sein, und der Hunger tut ihnen nichts mehr, und die Arbeit plagt sie auch nicht."

Die Gäste wollten nicht alle der Meinung sein, und einige meinten, einen solchen König, der solche Weisungen gebe, sollte man bei den Beinen aufhängen. Da erhob sich eine hagere Gestalt, sie glich einem wandernden Baßgeiger, und redete, etwas durch die Nase, was folgt:

„Die Schelmenzucht und die Seidenzucht haben in vielen Beziehungen eine auffallende Ähnlichkeit, und namentlich scheinen mir beide in einem sich zu gleichen, daß beide in einem gemäßigten Klima am besten fortkommen. Nun fängt man in unserm Land

seit einiger Zeit an sich mit der Seidenzucht zu beschäftigen, und der gute Erfolg lehrt, daß unser Klima dafür vollkommen paßt. Daher möchte ich vorschlagen, daß man sich hierzuland lieber mit der Schelmenzucht als mit der Seidenzucht befassen möchte, indem die erstere viel ersprießlicher ist als die letztere. Die Seidenzucht bringt höchstens Geld und schöne Kleider, die Schelmenzucht aber bewahrt vor Schlagflüssen und Brustwassersuchten. Gar mancher Wirt würde in Zukunft von ihnen frei bleiben, wenn Schelmen ihn von dem Überfluß befreiten, den er im Überfluß genießt. Aber vor allem ist die Schelmenzucht für die Seelen heilsam, woran bekanntlich die Seidenzucht nichts machen kann.

Erstlich: Je mehr gestohlen wird, desto mehr muß sich der Mensch wieder auf Gott verlassen statt auf sein Eigentum. In unserem eigennützigen Zeitalter, wo Vater und Kind, Regent und Untertan den Mammon anbeten, ist es von unendlicher Wichtigkeit, den Menschen tagtäglich handgreifliche Beweise über die Nichtigkeit des irdischen Gutes vor Augen zu stellen, und das kann durch Schelme am kürzesten und bündigsten geschehen, wenn sie in einer Nacht einen um Hab und Gut bringen.

Zweitens: Je mehr gestohlen wird, desto barmherziger wird wieder der Mensch. Wenn nichts mehr sicher ist, so wird man doch viel lieber seine Sache verschenken, wo man einem doch noch „Vergelts Gott!" sagt, als sie sich von Schelmen nehmen lassen, die einem noch weidlich auslachen und vor dem Richter verspotten, wenn man sich noch verführen läßt, einen Schelm vor den Richter zu bringen.

Drittens: Je mehr gestohlen wird, desto besser lernt man sich in Geduld fassen, wenn man nichts erbt und nicht viel gewinnt. Denn was hilft erben und gewinnen, wenn es einem hintendrein die Schelmen nehmen? Ich frage.

Viertens endlich kömmt man bei der Schelmenzucht zu Demut und Trost. Je mehr Schelmen frei im Lande herumlaufen, desto demütiger muß man bei dem Gedanken werden, daß diese alle nicht nur unsere Brüder seien, sondern auch souveräne Bürger wie

wir; und zu gleicher Zeit muß uns der Troſt aufſteigen, daß um uns endlich das Reich der Gerechtigkeit ſich verbreite, in welchem man nicht bloß die großen Diebe nicht hänge, ſondern auch die kleinen nicht mehr.

So, meine Verehrteſten, glaube ich gründlich die Vorteile der Schelmenzucht bewieſen zu haben, und wenn es meinen Verehrteſten beliebt, ſo will ich in einem zweiten Teil die Vorteile der Lumpenzucht auseinanderſetzen."

Doch ſchon beim erſten Teil war allen der Verſtand ſtillgeſtanden, und alle rührten auf einmal die Beine und eilten der Heimat zu in aller Bangigkeit, ob nicht etwa das Schelmengezücht ſich dort gekündet hätte. Selbſt Marei hüpperlete davon, ſo ſchnell als es ihre alten Beine erlaubten, und wir hatten nicht einmal Zeit zu einem förmlichen Abſcheid.

Anekdoten und Ähnliches.

Von alten Sitten.

1.

Nach dem Baurenkriege gingen zwei Landvögte, entweder die von Trachſelwald und Sumiswald oder von Trachſelwald und Brandis, zuſammen nach Bern an Rät und Burger. Beim Mittageſſen hatten ſie den Landwein nicht geſpart und dann wohlauf ſich auf die Beine gemacht, notabene zu Fuß, und trugen in Wartſäcklene ihren Staat und ſonſtige Bedürfniſſe in hocheigenen Händen. In Walkringen kehrten ſie ein und tranken dort zehn Maß Wein: Bigler. Es war nämlich faſt zur ſelben Zeit, wo man auf dem Schützenhauſe ein Geſetz hatte, daß, wenn einer mehr als ſieben Maß hintereinander getrunken, man ihn nicht mehr ſchießen laſſen ſolle, auch zu der Zeit, als der Streit zwiſchen einem Pfarrer und einem Vikar, der darüber entſtanden war, daß der Pfarrer dem Vikar nur ſechs Maß täglich gab, während dieſer acht Maß forderte, alſo entſchieden wurde, daß ſechs zu wenig, acht Maß aber doch zu viel, hingegen ſieben eben recht wären. (Potz, wie würde gegenwärtig mancher Pfarrer über ſolchen Entſcheid in den Haaren kratzen!) Der Wein, den die Landvögte tranken, mußte von einem guten Jahrgange geweſen ſein, denn als ſie aus dem Wirtshauſe kamen, ſtolperte der von Trachſelwald über die Schwelle, und der von Brandis lachte darüber.

Darauf ergrimmte der erſtere und ſchlug ſeinen Herrn Kollegen ins Geſicht. Dieſer verſtund auch nicht Spaß und ſchlug wieder, und die beiden Landvögte haberten ſich vor dem Wirtshauſe in Walkringen wacker ab. Die Sache ſoll ſelbſt damals in der Rät- und Burgerſtube einiges Aufſehen gemacht haben.

Und wenn es jetzt noch geſchehen würde, was täte man ſagen?

2.

Um dieſelbe Zeit kam eine Frau Schultheißin von Burgdorf die Notdurft an, ins Bad zu reiſen. War der Herr Gemahl eben nicht bei Gelde oder die Herren Paſtoren ſehr galant, kurz, an dieſe Badefahrt ſteuerte das Kapitel in Burgdorf fünf Kronen. Hätte dato Müs!

3.

Ein Jahrhundert ſpäter ungefähr war in einem Städtchen des Kantons Bern ein furchtbar zornmütiger Landvogt oder Schultheiß. Wie der taubelen konnte, hat man in unſern Zeiten keinen Begriff, höchſtens im Tannwald die Holzer. Einſt hatte ſein Kammerdiener ein Verſehen begangen, und der Herr

Schultheiß kam in solche Hitze, daß er ihn erst schlagen wollte und, als derselbe sich retirierte, den Degen von der Wand riß und mit blankem Eisen den armen Schelm erst durchs Schloß und aus demselben durch das ganze Städtchen verfolgte. Zum Glück hatte der Kammerdiener noch weniger Bratis gegessen als sein Herr, hatte leichtere Beine und konnte entrinnen.

Solches geschah in der Passionswoche. Man kann denken, wovon die Frau Basen und Gevatter, Rats- und Gleitsherren mehr redeten, vom Zorn ihres Herrn oder vom Leiden unseres Herrn. Am Freitag darauf, also am Charfreitag, gingen die Leute zur Predigt, und die Kirche war voll. Auch der Herr Schultheiß war darin; denn damals war niemand zu vornehm und niemand zu gelehrt zur Andacht und zum Gottesdienst. Schön predigte der Pfarrer vom Opfer Christi und seiner Liebe, der das eigene Leben für andere ließ, und wie wenig einer dieser Liebe wert sei, der einem, für welchen Christus auch gestorben sei, das Leben zu nehmen begehre, und um so weniger sei er dieser Liebe wert, wenn er gerade dazu eingesetzt sei, Christi Ordnung durch Beispiel und Tat aufrecht zu erhalten. Je höher einer stehe, um so mehr sei er seinen Brüdern schuldig, um so mehr fordere Gott von ihm. (Man wird diese Lehre altväterisch finden.) Sobald der Pfarrer also zu reden anfing, stund der Schultheiß auf, entblößte sein Haupt, trat aus seinem Stuhle vor. Solange der Pfarrer ihm Strafe predigte, und der tat es scharf und lang, stund er also, und erst als dieser ablenkte, trat er zurück in seinen Stuhl.

Der Gemeinde war es anfangs katzangst geworden, sie dachte: wenns den Schultheiß wieder ankomme und er mit seinem Degen auf den Pfarrer zDorf wolle, so könne dieser auf der Kanzel nicht davonspringen wie der Kammerdiener. Aber, wie gesagt, der Zorn kam diesmal den Schultheiß nicht an, sondern bloß Demut und Buße, und als die Predigt aus war, wartete draußen, den Weibel hinter sich, der Schultheiß dem Pfarrer und dankte ihm öffentlich, daß er ohne Ansehen der Person seine Pflicht getan, solche Roheit gezüchtigt und geredet, wie es sich einem Verkündiger der Wahrheit gezieme. Er werde dafür sorgen, daß ein solches Ärgernis für die Gemeinde nicht mehr durch ihn gegeben werde. Und es geschah nicht mehr.

Würden heutzutage auch Ärgernisse von oben herab kommen — die Möglichkeit ist wenigstens gedenkbar — und ein Pfarrer würde wiederum also predigen, was würde ein Regierungsstatthalter oder gar ein Schultheiß tun? Auch, was jener alte Landvogt? Ach Gott, wir leben in freien Zeiten, wo jeder tun darf, was er will, ohne daß man ihm sagen darf, was er ist!

Neueres.

1.

Jüngst stund in einer Zeitung: „Die Allerhöchsten Herrschaften geruhten, in der Hofkirche hieselbst dem Höchsten ihren Dank darzubringen für die glückliche Genesung ihres durchlauchtigen Erstgebornen."

Kömmt einem da nicht unwillkürlich in Sinn bei solchem Unsinn: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden!"?

2.

In Bayren besteht die Strafe derjenigen, welche etwas unverschämt ihr Maul gebraucht, darin, daß sie knieend vor dem Bilde des Königs Abbitte tun müssen. Das ist von einem christlichen König aber ebenfalls unverschämt; oder hört etwa dieses Bildnis besser als der halb taube König? Und wenn einst dieser sogenannte christliche König von seinem und unserem König verurteilt würde, für seine vielen Tugenden und andern Sünden vor einem Bildnis Gnade suchen zu müssen, das nicht bessere Ohren hat, als das seinige hatte? Wir würden diesem König raten, solche Übeltäter im ersten Falle zu verurteilen, den ersten Band seiner Gedichte auswendig zu lernen, im zweiten Fall, den zweiten Band, im dritten Fall, den dritten Band; wenn dies der arme Teufel überleben sollte, so hätte doch sicher niemand mehr etwas von ihm zu riskieren.

3.

Ungefähr hieher würde gehören die eingesandte Schnurre mit dem Titel: „Wie eine Frau Präsidentin ihren Mann abgegerbt hat nach Noten übers Bohnenlied, während eine andere zärtlichen Kuder spann." Allein der Respekt und einige zu heimelige Bezeichnungen verhindern die Veröffentlichung dieses allerneusten Spektakels.

Schwäbischer Segen.

Auf einer meiner Reisen kam ich einmal abends in ein schmutziges Dorf im Schwabenlande. Im Wirtshause beim Dreimännerwein, wo immer zwei den dritten halten müssen, wenn ein Schoppen hinunterfoll, mochte ich nicht lange sitzen. Ich zog meine Hosen noch etwas höher, weil die Dorfgassen gar zu schwäbisch aussahen, und zottelte wohlgemut zwischen den Häusern herum, obgleich es gar jämmerlich nach Sauerkraut und Saudreck roch. Es wurde mir nachgerade fast wunderlich, so daß ich dem Freien zusteuerte, wo ich die Schwabenluft etwas reiner zu finden hoffte.

Da erblickte ich ein neues Gebäude und eine schwarze Gestalt, die mit geschwungenem Dreispitz um dasselbe schritt, und nach und nach tönte von dieser Gestalt her ein dumpfes Murmeln mir zu. Mich stach die Neugierde, was diese Zeremonie, denn eine solche war es augenscheinlich, zu bedeuten habe. Als ich näher kam, sah ich, daß es eine Segnung des Hauses und ganz besonders eine Besprechung des Gewitters war. Was alles für Sprüche hergemurmelt wurden, weiß ich nicht mehr, aber in jeder Ecke brummte der Geistliche jedesmal: „Herr Gott! Nimm das Gewitter in deine Hand und schick es in das Schweizerland!" „Já so," dachte ich, „das sind also Schwabenwünsche!"

Da kömmt es uns wohl, daß unser Herrgott aufs wenigste so gut schweizerisch als schwäbisch ist. Sorgen wir nur dafür, daß er gut schweizerisch bleibt!

Schwäbischer Gruß.

„Grüß Gott, Michel, wie gohts, an welcher bist?" „Dunders gut, Hans Jörg, Dunders gut! Schon an der dritten (Frau nämlich)." „Potz Hogel, Michel, wie du Glück hast! Kriegst bim Hogel noch die sechste!" „Hoffs, Hans Jörg, hoffs! Adies derweilen!"

Wie man zu einer Frau kömmt.

Zu einem Pfarrer kam ein Mann und gab seine Verlobung zur Verkündigung an. „Aber Christen, wie lange ist es, daß man deine Frau begraben hat?" sagte der Pfarrer. „O Herr Pfarrer!" sagte Christen, „in vierzehn Tagen sind es schon drei Wochen." „Aber wie hast du es gemacht, so schnell eine Frau zu finden?" „O Herr Pfarrer!" sagte Christen, „das hat mir gar keinen Kummer gemacht. Wo ich von der Grabt heimgekommen bin, warteten daheim schon drei auf mich."

Das Mißverständnis.

Ein ältlicher Mann wurde begraben, eine rüstige Witfrau ging hinter dem Sarge her und tat gar nötlich hinter dem Schnupftuch, verbarg das ganze Gesicht darin und schnüpfte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Auf dem Kirchhofe empfing der Totengräber seine Beute, und lauter und immer lauter jammerte das arme Weib. Der Totengräber kam mit dem Sarge nicht zurecht und sagte zu seinen Handlangern: „Mr müsse ne chehre!" Plötzlich stockte das Schluchzen, hörte der Jammer auf, vom Gesichte weg flog das Schnupftuch, und mit bleichem Gesicht, aber gleitigen Beinen sprang das Weib herbei und fragte in höchstem Schrecken: „Herr Jeses! Was! Wott er sih no wehre?"

Ein Bock und doch ein Trääf.

Ein Mann ging eben nicht sanft mit seinem Weibe um, karwatschte es zuweilen, so daß die Leute ihr Verhältnis auf die Tromme brachten. „Ja," sagte einer, „das muß doch ein Wüster sein, so mit seiner Frau umzugehen, und hat doch ein ganzes Haus voll Affekten mit ihr erwybet." Er meinte Effekten. Hatte aber der Mann wirklich Affekten erwybet (und deren erwybet man oft mehr als Effekten) und zwar ein ganzes Haus voll, so sei dem armen Teufel Gott gnädig! Und wenn er neben den Affekten noch im Hause Platz haben will, so muß er wirklich allbeiniſt ein Wüster sein.

Noch ein Mißverständnis.

Auf einer Bezirksreise wurde ein Oberingenieur von einem Bauer in irgendeiner Angelegenheit dringlichst angegangen. Es wird wahrscheinlich eine Entschädnis betroffen haben. Etwas mutz fuhr der Herr zweg und gab fremdländisch den Bescheid, er könne jetzt nichts sagen, er müsse erst mit dem Bezirksinspektor kommunizieren. Der Bauer ging traurig weg und sagte für sich: „Du mein Gott, da kann ich lange warten, wenn die erst zsämme kommunizieren wey, han ih doch no keine i re Chile gseh, vrschwyge de kommunizieren!"

Ein dito.

In einer großen Stube war ein langer, grüner Tisch, dran saß ein langer, magerer Herr, nebendran ein anderer mit einer Feder, und zu der geöffneten Türe stolperten und drückten sich langsam, so viel möglich einer hinter dem andern, ein Trupp junger Bursche herein und stellte sich zu unterst den Wänden nach auf, so daß man die Türe nicht zumachen konnte, bis ein graues, aber lustiges Gesicht sagte: „Ihr Donners Stopfeni, gheyet ech dert füre zum Tisch!" Oben am Tisch erhob sich der Lange, Hagere und fragte unter vielem Donnern und Blitzen: „Ihr Säububen heyt am Sunntig während der Predigt gsurrmummelt?" Tiefes Schweigen unten am Tisch und verwunderte Blicke hin und her. Oben wieder Donner und Blitz: „Und wohl habt ihr gsurrmummelt! Und wollt ihr bekennen oder nicht?" Und hinten sagte das lustige Gesicht halblaut: „Seh, könnet ihr dGosche nit uftue?" Da sagte endlich einer: er hätte sein Lebtag nie gsurrbrummelt, und er wiß gar nicht, was das sei. Da ging oben das Donnern und Blitzen erst recht an, und dazu hagelte es Drohungen von Hinteregheye und fünfundzwanzig aufs Hintere, und auch unten entstund Bewegung und Gebrummel: man söll den Verleider stellen, und sie wollen dann luegen, sie seien keine Hüng nit bim Donner.

Und als die Blitze so recht sich kreuzten und der Donner in allen Ecken wider-

hallte, da schlich mit den Händen auf dem Rücken schmunzelnd das graue Gesicht den Wänden nach die Stube auf, stellte sich hinter den Hagern und flüsterte ihm zu: „Nit gfurrmummelt, Herr Schultheiß, ghurnußet, Herr Schultheiß, ghurnußet!“ „Já so, ghurnußet. Ghurnußet heyt dr währet drPredig! Weit dr bekenne, ihr Säubube?“ Da war der Spaß aus, das Bekenntnis folgte und darauf die gebührende Buße.[1]

Das heißt wünschen!

Vier lustige Brüder gingen in sternheller Nacht aus einem Wirtshause einem andern zu in der allerbesten Laune. Sie zankten sich, wer dort eine Halbe zahlen müsse, einer schob die Ehre immer den andern zu. Endlich sagte einer, er wisse öppis. Es solle ein jeder etwas wünschen, und wer am unghürigsten wünschen könne, der solle frei sein, und der, wo am wenigsten wünschen könne, müsse eine Maß zahlen und die andern beiden, was man noch über die hinaus möge. So wurde man auch einig.

Lange wollte keiner der erste sein, endlich sagte der, welcher meinte, er hätte etwas recht Unghüriges ersonnen: er wollte, alle Krisnadeln im Bremgarten (sie gingen eben der Neubrücke zu) würden zu Kühen, und alle wären sein, und dann würde jedes Haar an diesen Kühen zu einer Dublone, und die alle würden wieder sein. Das war der erste Wunsch, und er war wohlgetan.

Nach langem hob der zweite an: er wollte, um den ganzen Thunersee herum liefe eine Bank, auf dieser Bank säßen Amtsnotareni, so dick als sie möchten, und vor ihnen wäre der Thunersee ein großes Tintenfaß voll der besten Tinte. Und alle die Amtsnotareni müßten hunderttausendpfündige Obligationen schreiben, bis keine Tinte mehr im Tintenfaß, der Thunersee leer wäre, und alle diese Obligationen wären sein. Das war der zweite Wunsch, und er war auch wohlgetan.

Rasch folgte dem zweiten Wunsche der dritte. Er wollte, hob der Wünschende an, der Himmel wäre eine große Bettzieche und gstacket voll Dublone und die Sterne nichts anders als Dublone, die zu den Dünnine herunterglitzerten, und diese Zieche voll Dublone wäre sein. Das war der dritte Wunsch, und er war gut getan.

Die drei andern sperrten die Augen auf, und, je länger sie in den sternenhellen Himmel hineinsahen, desto unghüriger kam ihnen dieser Wunsch vor,

[1] Das Hurnußen ist eins der schönsten ländlichen Spiele, wenn sich nämlich die Spielenden dabei nicht wie Schweine aufführen, ganze Tage, die Gott zur Arbeit gegeben, damit zubringen, sich mit Branntenwein zu putzen, daß sie Kuhställe für Bett, die freie Heide für ihre Stube ansehen, Uli dem Uli ruft und zuletzt wie Kälber auf dem Karren oder wie Schinderrustig in der Bänne müssen heimgeschleppt werden. Diesmal nur so viel zur einstweiligen Warnung!

und die beiden, welche schon gewünscht hatten, sagten dem vierten, er solle aufgeben, darüber auf könne er nicht.

Der aber sagte unerschrocken: er wollte, er wäre ein schönes Meitschi, und sein Vater gäbte ihm einen Trossel, an welchem zwölf Bettziechen, wie der vorige gewünscht, das Mindisch wären, und dazu einen Zug, der den Trossel eis Gurts führen möge, und einen Spycher, in den er ihn ghalten könne.

Ob diesem Wunsche hatten sie fast das Einkehren vergessen, und ohne Streit hielten sie den letzten zGast.

Mecklenburger Witz.

Als die Cholera zum ersten Mal anrückte aus Polen hervor, hatten auch die Mecklenburger Katzangst, und sie verordneten eine strenge Sperre, und wer in ihr Ländchen wollte, mußte dreimal vierundzwanzig Stunden an der Grenze warten, damit, wenn er die Krankheit im Leibe hätte, sie unter der Zeit ausbrechen könnte.

Ein Roßhändler kam unangefochten über die Grenze und ritt zwei Tage im Lande herum. Am dritten wurde er aufgegriffen, und als er keinen Schein vorweisen konnte über seinen Aufenthalt an der Grenze, wurde es allen in Mecklenburg drinnen noch einmal so katzangst. Endlich wurden sie rätig, das sicherste Mittel sei, den Roßhändler wieder an die Grenze zu führen, damit er seine drei Tage noch absitzen könne. Sie führten ihn nun auf einem andern Wege der Grenze zu, wo sie am fünften Tag gesund und wohlbehalten ankamen. Und erst jetzt, als der Roßhändler in der Quarantäne saß, wurde es allen wieder wohl in Mecklenburg drinnen.

Berliner Witz.

Die Kronprinzin von Preußen stund am Fenster und ihr Mann, der Kronprinz, nicht weit von ihr. Auf einmal rief die Prinzin: „Sieh mal, Lieber, dort auf jenem Dache, wie schön die Krähe auf einem Beine steht!" „Es ist gut," sagte alsbald der Prinz, „daß Papa sie nicht sieht, er würde ihr sonst Zulage geben."

Der ehrwürdige König von Preußen hatte nämlich eine Vorliebe für Tänzerinnen, und wenn die Berliner ihm einen Witz anhängen, so soll ihn immer der Kronprinz gemacht haben.

Ein altes Gesetz.

Ein altes deutsches Gesetz nimmt dreierlei Weibern das Recht, zeugen zu dürfen: erstens denen, die am Pranger gestanden, zweitens den Huren, drittens den Witwen, welche innerhalb Jahresfrist einen andern Mann genommen.

Diese Zusammenstellung würde manche drücken heutzutage.

Eine alte Petition.

Im Jahr 1381 machten die Engeländer einen Aufruhr gegen den König; ihr hauptsächlichstes Begehren war, alle Rechtsgelehrten hängen zu dürfen. Sie werden wahrscheinlich auch etwas zu klagen gehabt haben über sie. War aber doch unerchannt; wenn sie etwa von den halben geredet hätten!

Einige Hausmittelchen.

Es war einmal ein Papst, der war zehn Tage krank und verdokterete in den zehn Tagen nicht weniger als vierzigtausend Dukaten. Das heißt doktern! Es war aber auch nicht ein Wunder, denn damals machte man Pulver aus Diamanten und Edelsteinen. Man glaubte, je teurer je besser; die ärztlichen Schälke mögen aber oft die echten Diamanten in die Tasche gesteckt und falsche im Mörser zerstampft haben. Es gibt noch immer Leute, die, wenn man ihnen mit sechs Kreuzern helfen will, kein Zutrauen haben und nicht Glauben fassen, bis sie mit Klöben rasseln müssen. Ei nun, die lasse man mit Klöben rasseln! Es kömmt hie und da einem wohl, der gerne einen Stumper hat auf anderer Leute Kosten.

Es gibt aber noch mehr Leute, die es gerne wohlfeil machen und, je wohlfeiler, desto lieber. Diese helfen sich mit sogenannten Hausmittelchen; und solche Mittelchen werden gewöhnlich für eine Krankheit bsunderbar unfehlbar, für alle andern Krankheiten aber jedenfalls sehr heilsam gehalten. Es gibt eine Unzahl dieser Mittelchen; wir wollen nur wenige anführen, von denen einige selbst von Söhnen des Äskulap angenommen worden sind:

Für das Magenweh läßt man Roggen brechen, so ungefähr wie für die Schweine, und mürft davon morgens nüchtern und abends, wenn man ins Bett geht, so viel man mag, womöglich ein Kaffeekacheli voll. Das soll das Übel hinabdrücken in den Mastdarm, von wo es dann den Weg von selbst hinausfindet. Nebenbei soll es auch Dienste leisten gegen Blähungen und Seitenstechen.

Ein ganz unfehlbares Mittel gegen die Gliedersucht im allgemeinen und gegen das Rückenweh insbesondere sind Pillen von Ölstaub. Wer dieselben, das Druckli zu fünf Batzen, an den Mann bringen kann, dem werfen sie auch einen nicht üblen Gewinn ab.

Gegen die Stürme und das Bauchweh dient herrlich ein ebenrechtes Weinglas voll Weingeist. In diesen Weingeist (per Flasche nämlich) muß man eine gute Hand voll Pfeffer, Ingwer und Nägeli tun, die Flasche drei, vier Wochen auf den Ofen gestellt und sie vor dem Einschenken wohl gerüttelt haben. Auch für Augen und Ohrenweh soll dieses Mittel probat sein; es lassen sich daher

viele Leute mit dieſem Mittel nie auskommen. Hat man es aber nicht bei der Hand, ſo ſollen drei oder vier Gläſer Reckholterwaſſer den gleichen Dienſt tun.

Das radikalſte, ſicherſte Mittel gegen das Zahnweh gab jüngſt ein Ankenhändler einem Fuhrmann an. Der letztere klagte gar wehlich über Zahnweh und werweiſete, ob er nicht den wüſten Unflat wolle herausreißen laſſen. Der Ankenhändler ſagte, das ſolle er nicht machen; wenn er ihm einen Schoppen zahle, ſo wolle er ihm ein Mittel angeben, das nicht fehle. Der Fuhrmann war natürlich bereit dazu, ließ den Schoppen kommen und ſah mit verbiſſener Ungeduld der Langſamkeit zu, mit welcher der andere den Wein ſich zu Gemüte führte. Endlich war er fertig und ſagte feierlich: „Los, jetzt will drs ſäge, ih has no niemerem gſeyt. Gang zum Brunne und nimm e Schluck Waſſer, dä la uſe! De nimm no eine, und dä bhäb de im Mul und chumm de i dKuchi, ſtell dPfanne, wo dWirti ebe dSuppe macht, ab em Fúúr und hock de ufs Loch, bis dr dsWaſſer im Mul wott afa koche, u de las uſe! U de tut dr my armi túri dyr Lebtig ke Zahng meh weh."

Der Doktor Eiſenbart kannte wahrſcheinlich dieſes Mittel nicht, er hätte es ſonſt auch unter die Leute gebracht; es iſt wenigſtens ſo radikal als die ſeinigen.

Tagesordnung in der Ausſchreibung einer Penſion.

Morgens um acht Uhr wird aufgeſtanden, nach einer halbſtündigen, ſorgfältigen Toilette wird ein halbſtündiges, andächtiges Gebet gehalten. Um neun Uhr wird gefrühſtückt, nicht Tee wegen Berückſichtigung der Nerven, ſondern zwei Teile Waſſer und ein Teil Milch. Darauf zur Beförderung der Verdauung Erholungen im Garten.

Um zehn Uhr beginnt der Unterricht und zwar in kleinen Abteilungen, da nur Methode den Verſtand zu beherrſchen imſtande iſt: $7^1/_2$ Minuten Geographie, $7^1/_2$ Minuten weibliche Arbeiten, $12^1/_2$ Minuten Mythologie, 15 Minuten Franzöſiſch, 10 Minuten Aſtronomie, 12 Minuten Beſchreibung der Weltkugel, 15 Minuten Italieniſch, 20 Minuten Mathematik, $4^1/_2$ Minuten Auswendiglernen. Um zwei Uhr das Mittageſſen, beſtehend wegen der Zärte der Haut und Geſundheit des Blutes hauptſächlich aus ſchwachen Brühen, Gemüſen, kunſtreich zubereiteten Kartoffeln und je nach der Saiſon Kürbs- und andern Breien. Nach Tiſche verdauende Spazierſtunden bis vier. Dann wieder Schule: 10 Minuten Muſik, 6 Minuten Algebra, 9 Minuten Zeichnen, $6^1/_2$ Minuten Schreiben, 15 Minuten Hydraulik (Waſſerbaukunde), $9^1/_2$ Minuten Sittenlehre, 12 Minuten Moralphiloſophie, 11 Minuten ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften. Privatunterricht nach Belieben, welcher aber beſonders bezahlt wird. $1^1/_2$ Stunde Tanzen, darauf Erholungen im Garten.

Um acht Uhr die Teeſtunde mit Waſſer, Milch und Butter ſamt freier Unterhaltung bis nach zehn, eine halbe Stunde Gebet, um eilf Uhr zu Bette.

Wer Liebhaber iſt von Bleich- und andern Suchten, der merke ſich eine ſolche Penſion!

Regeln für Wirtinnen.

1. Die Wirtin gleiche nie einem verſtrupften Huhn! Sie iſt der Barometer über die Appetitlichkeit in ihrem Hauſe.

2. Wenn ſie mit ihren Gäſten ſpricht, und die Naſe plagt ſie, ſo ſchneuze ſie ins Nastuch und nicht durch die Finger dem Gaſt auf die Stiefel!

3. Hat ſie Speck geſchnetzelt, ſo waſche ſie die Hände! Macht ſie Suppe, ſo laſſe ſie den Waſchlumpe nicht darin! Macht ſie Paſteten, ſo ſtopfe ſie dieſelben nicht mit Kinderſtrümpfchen aus!

4. Sie ſchmutze das Kraut mit Schmutz und nicht mit Graswürmern oder Schnecken! Es ſind nicht alle Leute Liebhaber davon.

5. Stierenaugen darf ſie den Gäſten machen, aber nicht im Kopf, ſondern auf einem ſauberen Kochplättli.

6. Es ſei ihr kein Gaſt zu wenig, um freundlich zu ſein, und keiner zu wert, um ihn zur Ordnung zu weiſen, und ſeis mit einem Klapf!

7. Sie laſſe ihre Kinder nie nackt unter den Gäſten herumlaufen und wiſche ihnen den Tag über die Schnudernaſen fleißig ab!

8. Sie gebe ihren Kindern nie mehr zu eſſen, als gut iſt, und fluche mit ihrem Mann nicht mehr, als nötig iſt!

9. Sie halte ihrem Mann nie etwas vor den Leuten vor, damit er ihr nicht Rechnung darſchlage vor den Leuten!

10. Sie halte unter dem Geſinde gute Ordnung, aber keinen Liebling, weder die Stubenmagd noch den Stallknecht!

11. Sie brauche keine Unſchlichtgräubi für Erdöpfelröſti, ſie dulde überhaupt nichts Gräubäſiges im Hauſe!

12. Wenn die Stubenmagd ſie böſe macht, ſo danke ſie allemal Gott, daß ſie nicht einen Kellner hat! Der ärgerte ſie noch zehnmal mehr.

13. Sie vergeſſe aber nie, daß ſie den Kopf haben muß, die Dienſten nur Hände haben! Vergißt ſie am Abend, für Kaffee zu ſorgen, und kömmt ein früher Gaſt, ſo iſt die Verlegenheit groß und dem Gaſt das Warten läſtig.

14. Sie vergeſſe überhaupt nie, daß es gut ſein wird, wenn ſie die Augen zmitts im Kopf hat und ds Hirni am rechte Ort!

15. Sie vergeſſe das Einmaleins nie, und wenn ſie eine Uerti macht, ſo wiſſe ſie, daß zwei und drei fünf machen und nicht ſieben!

16. Sie gehe ſelten von Hauſe und nie wie ein Pfau und komme nie wie eine Sau wieder!

17. Sie kaufe nie neue Umhänge, wenn der Mann Weinſchulden hat! Sie kaufe nie ſeidene Fürtücher, wenn Zinſe oder Lehenzinſe noch nicht abgetragen ſind!

18. Sie vergeſſe ob der Wirtin die Chriſtin nie, damit Chriſtus ſie auch nicht vergeſſe mit ſeiner Fürbitte!

Gemeinnützliges.

Vertilgung der Käfer.

Im letztjährigen Kalender wurde dargetan, wie man aus Maikäfern ein delikates Öl ziehen könne. Wir hoffen, ſchon manche ſorgſame Hausfrau werde, um den lieben Anken zu ſparen, von dem in manchem Haus den ganzen Sommer über nicht ſo viel zu finden wäre, daß man ein Kindbetternſüppli machen könnte, an der heurigen Faſnacht und der letzten Sichleten ihre Tauner und Dienſten mit delikaten Küchlene aus Käferöl regaliert haben.

Wer aber nicht Liebhaber iſt von ſolchem Öl und dergattig Küchlene, dem will ich noch ein Wort über die Vertilgung der Käfer ſagen.

Die Engerlinge erſcheinen nie auf Feldern oder Wieſen, welche mit Abgängen von Potaſche, Seifen- oder Salzſiedereien, dieſelben mit Lehm oder Mergel vermiſcht, gedüngt werden. Dies ſoll auch bei Überſtreuung der Matten mit Hornſpänen, Turben- oder Steinkohlenaſche der Fall ſein; ja, man behauptet ſogar, daß, wenn man ſolche Sachen auf Land ſtreue, wo die Engerlinge bereits ſeien, dieſelben nach wenig Tagen mit Sack und Pack abzögen und nicht wiederkehrten. (Ihr Berner Meitleni — Töchtere, Mesdemoiselles, ſollte man eigentlich ſagen — nehmt euch in acht! Wenn die Oſtermaniger und die Gümliger das hören, ſo freſſen ſie euch um die Turbenaſche.)

Ebenfalls bekömmt reichliches Wäſſern ihnen ſehr ſchlecht.

Radikal iſt folgendes Mittel: Sobald man das Abſterben der Pflanzen bemerkt, ſei es im Juni, Juli oder Auguſt, ſo fahre man die angegriffenen Stellen um und warte nicht damit bis im Herbſt, wo die Engerlinge dann ſchon tiefer im Boden ſind! Gleich hinter dem Pfluge leſe man die Kerls auf, ſcheue nicht die Koſten für einen Aufleſer, zerreiße ſorgſamſt die Knollen mit Haue und Egge, damit keiner entrinne, und traktiere mit denſelben ſeine Schweine und Hühner! Dieſen Tieren ſind ſie ein wahres Herrenfreſſen, machen zudem das Fleiſch der Hähneli ſchön weiß und den Speck noch einmal ſo fett.

Der eigentliche Käfertüfel aber iſt der Maulwurf. Dieſes arme Tier hat

man auf das schmählichste verkannt und verlästert. Dieses arme Tierchen ist nämlich kein pflanzenfressendes, sondern ein fleischfressendes Geschöpf und lebt so ausschließlich vom Fleisch, daß es viel eher seinen liebsten Kameraden anbeißt als irgendeine Kabisstaude. Es lebt von Würmern, Insekten, Larven und mit ganz besonderem Appetit von Käfern.

Der Gewährsmann dieser Mitteilung hat in einem Zeitraum von ungefähr dreißig Jahren weder auf seinen Wiesen noch in seinem Garten einen Maulwurf wegfangen lassen. Die vielen Hügel, die der Maulwurf in seinen Wiesen oder Hopfenanlagen aufwarf, ließ er rasieren, und er hat nur äußerst selten einen Engerling bei der Bearbeitung der Erde um die Hopfen und nie eine Spur von dem Fraße der Würmer auf seinen Wiesen bemerkt.

Wenn noch so viele Eier von Maikäferweibchen auf eine Wiese, auf welcher eine Maulwurfsfamilie vorhanden ist, gelegt werden, so werden die jungen, ausgebrochenen Maden, die anfangs nur sechs bis acht Zoll unter der Oberfläche der Wiese liegen, in großer Menge von dem Maulwurf verzehrt, weil er derselben bei ihrer geringen Länge von vier bis acht Linien zur Sättigung weit mehr bedarf als der ausgewachsenen.

Auch Raben und Krähen machen dem Landwirt den Verstand, wo Engerlinge sind, und wo man umfahren sollte, um sie zu vertilgen. Wo im Sommer auf abgestorbenen Wiesenflächen Krähen und Raben sich erlustigen, da hat, glaubt es den Krähen, nicht die Hitze, da haben die Engerlinge das Gras getötet.

Eine Bitte.

Zwei Glarnerknaben aus der Gemeinde Soll, Kirchgemeinde Schwanden, waren jahrelang im Kanton Bern, zuletzt zu Ranflüh, verkostgeltet. Ihr Pflegevater starb, und die Gemeinde wurde zu mehreren Malen aufmerksam gemacht, daß die Knaben bei der alten, unbehülflichen Pflegemutter nicht mehr wohl seien. Der Pfarrer von Lützelflüh erhielt den Auftrag, einen bessern Platz für sie zu suchen; er fand einen. Da aber für das erste Jahr eine Zulage gefordert wurde, um die Knaben besser bekleiden zu können, so trat die Gemeinde Soll nicht ein, sondern bat, daß man ihr die Knaben, womöglich per Armenfuhr, zurücksenden möchte. Dieses zu bewerkstelligen, kostete etwas Mühe, indessen es geschah, und der Kanton Bern zahlte die Fuhre bis ins Morgenthal, die andern Kantone wahrscheinlich das übrige. Die Unterhandlungen wegen der Armenfuhr, auch die rauhe Witterung, bei welcher die schlecht bekleideten Knaben sehr gelitten hätten, verzögerten ihre Absendung bis in den Mai, während ihr Kostjahr im März zu Ende gegangen wäre. Es blieb also noch das Kostgeld für drei Monate von vierzehn Franken für beide Knaben zu bezahlen.

Was macht nun die Gemeinde Soll? Der armen, alten, jetzt von ihrer Gemeinde unterstützten Witwe hinterhält sie die vierzehn Franken und schlägt sie auf Mahnungen unter dem schnöden Vorwande ab, daß man ihr die Knaben im März hätte senden können, für ein Weiteres trete sie nicht ein. Eine daherige Vorstellung blieb ohne Antwort. Die Glarner haben, wie es scheint, ihre Kinder noch immer gerne drGottswille im Kanton Bern. Es ist aber eine arme, alte Frau, welche diesmal Glarnerknaben drGottswille gehalten haben soll, und vierzehn Franken sind mehr als der Witwe Scherflein. Darum bittet der Unterzeichnete freundliche Leser um einige Kreuzer, der armen Witwe ihren Schaden zu ersetzen. Vierzehn Franken für zwei Glarnerknaben vermag man im Kanton Bern sicher noch.

Jeremias Gotthelf.

Neuer Berner Kalender

für das Jahr 1842.

Ein nützliches Handbuch
zur Unterhaltung und Belehrung.

Die ehrsame Frau Kleb an den Kalendermacher.

Du wirst dich sehr wundern, einen Brief von meinesgleichen zu erhalten, so etwas ist im Bernbiet unerhört. Da kann unter zehn Köchinnen vielleicht eine einen Brief schreiben, aber die sämtlichen Kühe werden auf ihrer alten Bildungsstufe geblieben sein. Da ist das Licht bloß am Aufgehen und bescheint höchstens die höchsten Spitzen. Ich aber habe das Licht der Welt im Weltschland erblickt, wo unserein, wenn er schon vier Beine hat, doch ungefähr auf der gleichen Stufe steht wie im Bernbiet Tauner und Hintersäßen und Kammermeitleni. Ein unglücklicher Zufall warf mich ins Bernbiet, und meine Leiden begannen. Von meinen geistigen Leiden will ich schweigen, man begriffe sie im Bernbiet nicht; aber hart dünkte es mich, wenn ich so eine aufgeblasene Stadtköchin, die keinen Buchstaben schreiben konnte, wie einen Menschen behandelt sah, während keine Seele irgend einige égards für mich haben wollte. Ich will nur von den Mißhandlungen reden, die mir als Kuh widerfuhren, und zwar nur von den gröbsten will ich reden.

Als mein erster Meister wegen Mangel an Platz seine Pension — so nannten wir unsern Aufenthaltsort, den man im Kanton Bern groberweise Stall nennt — aufgeben mußte, verschlug mich mein Schicksal zu einem großen Bauer und zwölf andern, Kühen nämlich. Ich meinte, wie gut es mir gegangen, aber ich sollte es erfahren. Zu seinen sonstigen achten hatte er noch viere gekauft und gab die Milch in die Käserei. Nun, als er alle Kühe beieinander sah, ward ihm auf einmal angst, er hätte nicht Grasig genug, daher war ihm das Gras nie groß genug, um mit dem Grasen anzufangen. Wohl siebenundsiebenzigmal mußte der Melcher die Bühne wüschen und alle Eggeli usrumen, ehe ihm das Gras zeitig genug

war. Unſere Ränzen waren afange ſo dünn, daß ich perfekt das Korſett einer Stadtjumpfere hätte tragen können. Endlich wurde gegraſet, wir ſchwebten acht Tage in Wolluſt und ſchlenggeten das Gras hie aus und dort aus, während der Meiſter hinter uns fluchte, daß der Stall gnappete, er erhalte jetzt von zwölf Kühen nicht ſo viel Milch als früher von achten. Er ſei bſchiſſe worde, ſagte er, ſo ſchöns Gras und nit meh melche! Heimlich glaubte er, der Melcher könne das Melchen nicht, und fing ſelbſt an, an uns zu ſtrupfen, aber er erhielt noch weniger und fluchte noch mehr. Die Moore ziehen ihm die Milch auf, ſagte er, und wollte mit Fluchen und Schlagen ſie abemachen; allein das Kübli blieb leer. Nach acht Tagen ward das Gras uchüſtiger, es fing nach und nach an überſtellig zu werden; wir machten die Meiſterloſigen, gſchändeten, ſo viel wir konnten, und die Milch minderte eher, als ſie mehrte.

Da wurde dem Bauer himmelangſt. Hundertmal des Tages ſagte er: „Herr Jſes, ſövli Küh u ſövli weni Milch!“ Allemal, wenn der Milchbub heimkam, lief er ihm entgegen und fragte: „Wie vil het dä brunge u dä?“ Und allemal hörte man: „Ih weiß nit, wies die o mache, minger Küh u meh Milch!“ Statt in den Spycher zu gehen und von ſeinem vielen Korn etwas zu holen, um über Mittag uns z'lecken zu geben, ſchränzte er alle Tage eine Maß Milch der Haushaltung ab, verſprach dann, wenn ſie ins friſche Gras kämen und die Kühe mehreten, wieder nachzugeben, und rühmte die Käsmilch gar gruſam. Einmal er, ſagte er, begehre keine Milch mehr, er ſei nie bas geweſen, als ſeit er Käsmilch brauche, ſi ziehy geng ſo ſüferli dür.

Aber es ward heiß im Sommer, das zweite Gras wollte nicht recht nachkommen. Es gruſete dem Bauer je länger je mehr, wenn der Melcher einen halben Acker ſchaben mußte, um für ſeine zwölf Kühe einmal genug zu bekommen. „Mach ſüferli, Hans, ume hübſcheli, mach, daßd morn o no heſch!“ Er übergraſete nicht gern den ganzen Hof im Sommer, aber hätte er zu rechter Zeit mit Graſen angefangen, ſo wäre ihm das erſte Gras nicht überſtellig

geworden und das zweite Gras vor der großen Hitze emporgeſchoſſen, der Boden wäre nicht verbrannt. Wir mehrten nicht an der Milch, wir minderten. „Sövli Kůh u nit meh Milch!" ſagte er immer vor ſich hin. „Ih bi doch ungfellig mit myne Kühne, aber zmitts im Summer iſchs mit em Ändere o nůt z'mache!"

Er brach wieder ab in der Haushaltung und rühmte die Käsmilch alle Tage ſtärker. Er fand jetzt auch, ſie hätte viel die chüſtigere Chuſt u häych eim nit ſövli a uf drBruſt; mi můß bi wytem nit ſövli ſchnuppe as bir rechte Milch. Es nähm ne nume wunger, daß eim das nit ſcho allbets zSinn cho ſyg, Käsmilch z'bruche. Er hätte nie geglaubt, daß das ſo eine chummlige Sach wäre. Und weil er ſie ſo gut fand, ſo ſollten alle ſie ſo gut finden und alles mit Käsmilch gekocht, gebraucht ſein. Der Brei wurde mit Käsmilch gekocht, am Sonntag tat man zum Kaffee etwas Milch in die Käsmilch. Ach, wie zog die dür! Der Melcher mußte immer die Hoſen in den Händen haben und, ehe er eine Kuh gemolchen, wenigſtens dreimal nebetſi und allemal friſch anziehen; man denke, wie das gut war für die Kühe! Allerdings häychte die Käsmilch nicht viel bei ihm an, er wurde ganz dürſchynig, und wenn die Sonne nicht gar ſtark ſchien, ſo warf er gar keinen Schatten mehr, aber wenn ſie ſtark ſchien, ſo konnte man im Magen alle Brösmeli zählen, die er darin hatte, und alle Röhren, die daraus und darein gingen.

Mehr aber noch konnte mich die Katze dauern, die keinen Schaum mehr bekam, ſo wehlich unter der Stallstüre brüllte, aber umſonſt. Der Bauer behauptete ſteif und feſt, nicht nur mache der Schaum, den die Katze gefreſſen, im Jahr wenigſtens fünfzig Maß Milch, ſondern ſeit ſie keinen mehr brauche, mauſe ſie viel beſſer, er möge es fry an den Mäuſen ſpüren. Und er wüßte nicht, warum ſie ſich nicht ſo gut an die Käsmilch gewöhnen könnte als di angere.

Weitaus am meiſten mußte ich mich ſelbſten dauern. Das Freſſen beſſerte den ganzen Sommer nicht, das Gras minderte immer mehr, und dem Bauer gruſete es immer mehr vor dem langen Winter und ſeinem kleinen Heuſtock. Aber das war noch nicht alles.

Wenn ich Mittagsruhe hielt, die Seigel im Bahren zählte und die Grasſtängelchen immer und immer wiederkaute und immer die gleichen, ſo kam etwas in den Stall gehuſcht, ſtüpfte mich auf mein derrière, und wenn ich nicht geſchwind aufſtund, ſo kriegte ich in aller Stille eins mit der Miſtgabel. Stund ich, ſo gruppete die Bäuerin unter mich, ſagte weder „Excusez!“ noch „Pardon!“, wie es im Weltſchland der Brauch iſt, ſtrupfte mir bald an dieſem Büppi, bald an jenem, bis ſie ein Häfeli voll hatte, und ſtrich ſich dann wieder in aller Stille. Im Futtergang hatte die Tochter gelauſcht, bis die Mutter fort war; nun kam ſie und ſtrupfte wieder, und manchmal kam noch die Jumpfer und ſtrupfte auch. Alles war nur hinter mir, denn ich war die manierlichſte unter den zwölf Kühen; das Weltſchland merkte man mir von weitem an, und wenn man in der Jugend Manieren gelernt hat, ſo behält man ſie auch in der ſchlechteſten Geſellſchaft, ja ſelbſt im Bernbiet. Wenn dann am Abend der Melcher an mein verſtrupftes Euter kam, ſo fluchte er jämmerlich, er wiſſe gar nicht, was das ſei, entweder ziehe ich die Milch auf oder drücke ſie ſelbſt mit den hintern Beinen aus, oder die Ratten ſaugen mich, er habe ſchon manchmal davon gehört. Die Meiſterfrau und die Tochter und die Jumpfer meinten auch, von wegen den Ratten hätte er recht. Ich winkte ihm manchmal mit den Augen, ich könnte es ihm ſagen, wer die Ratten ſeien, wenn er mir Dinte und Papier — Federn brauche ich nicht, ich ſchreibe mit den Hörnern, links oder rechts, iſt mir alles eins — bringen wollte; aber was wollte ſo ein Menſch im Bernbiet merken!

Der Winter kam, aber die Not im Stalle und in der Küche hörte nicht auf. Im Winter ſollten die Ankenhäfen gefüllt werden und die Leute etwas nachgefüttert, daß ſie im Sommer das Dünnen wieder erleiden möchten, und im Stalle ſollte zu uns geſehen werden, damit wir nicht ſo ermagert zum Kalben kämen im Frühjahr. Das Ding wollte ſich aber nicht geben, die einen Kühe gingen guſt, die andern gaben ſonſt nichts; die Ankenhäfen blieben leer, und

weder Melcher noch Karrer wollten dicken; wenn eine Fleuge einen Anlauf genommen hätte, sie hätte durch beide mitten durchfliegen können, es hätte sie nicht geirrt.

Des Bauern Jammer war groß; er sei doch drUngfelligist mit seinen Kühen, sagte er, er müsse ändere uf e Hustage, so chönns nit gah. Er änderte.

Ich war die erste unter denen, die er ausschaubete; es soll ihm aber nicht viel geholfen haben, denn ob es viel oder wenig Milch gibt in einem Stalle, kommt nicht einzig auf die Kühe an, sondern viel ist auch daran gelegen, was der Meister für einen Kopf hat.

Ich hatte mich sehr auf das Ändern gefreut, aber das wollte mir nicht gefallen, daß mein Meister gar so ein Strubigel war und beim Wegführen sagte, er wolle den Rest erst zJakobstag zahlen. Er führte mich einem magern Häuschen zu und preßte mich dort zwischen fünf andere in ein Geißenställi hinein und band mich an einem Seil mit vielen Knöpfen an eine abgenagte Krüpfe.

Kaum war der Meister zum Stall hinaus, so fing das kleine Unterseenkuhli, das an der hintern Wand fast verdrückt wurde, zu berzen an und zu reden: „Was Donners soll jetzt das gä! Het die Kuh (so titelierte das Kühli den Meister) im letzten Summer nit für üsere drü vo dr glyche Gattig z'fresse gha, wo wott ers jetzt für sechse näh u de no für selligi Gstüdel u Trücher, wie er da brunge het? Das wird e strube Summer gä! Er wird o meine, dKäserei söll ihm sini Schulde zahle. Die Kuh wirds erfahre! Wenn mir nume nit müßte drbysy!" Es war in der Tat ein strubes Dabeisein. Er hatte ein abschyniges, abgeschleipftes Heimetli, wo die Kabisstorze nicht dicker werden als ein Geiselstecken und dBohne übers anger Jahr nit füremöge, wo, wenn drei Erdäpfel unter einer Staude sind, dsMütti dmÄtti rüft, er söll cho luege, es gäb bsungerbar wohl, wo, wenn einist dsGras über dSchärhüfe ufwachst, dsGroßmütti schreit: „Herr Jses, Jses, was gits ächt! Bi mym Bsinne het me nume einist dSchärhüfe vor em Gras nit gseh, u du sy bal druf dFranzose cho, die Uflät!" Ein Mistloch war vor dem

Stall, es wäre einem Kindbettimannli, das von der Kindbetti heimkömmt, für einist z'chlyns gsi.

Der wollte nun auch in die Käsereien geben, kaufte um großes Geld drei Kühe und blieb sie schuldig und meinte, die Käsereien müßten alles zahlen. Was er eigentlich für eine Rechnung machte, und wie er sich die Sache vorstellte, kann ich nicht sagen; er sagte nichts, und in seinen Kopf hinein sah ich nicht, er war mit Dreck überzogen. Da litten wir Hunger, ich kann nicht sagen, wie; es ging oft viele Tage, daß keine von uns ein ganz kleines Häufchen zwegdrücken konnte. Er hatte auch ein Misthäufchen, daß man es mit zwei Geißen unter zweien Malen hätte wegführen können. Es blieb aber auch kein Strohhalm sicher, wir stüpften mit den hintern Beinen, bis wir mit dem Munde das Hälmchen erlängen konnten.

Und doch konnte der arme Teufel uns manchmal dauern. Der hatte nur zwei Werch den lieben, langen Tag: den einen Teil des Tages grasete er, den andern molk er. Am Morgen vor Tag dängelte er, dann ging er mähen und nahm gewöhnlich zwei Steinfässer und vier Wetzsteine mit. Dann fing er an zu schaben, und, wie einer, der ein schlechtes Schärmesser hat, immer zweimal übers Kinn fährt, so fuhr er immer zwei Streiche hintereinander über die gleiche Fure, die er gemacht. Wenn er wetzen wollte, so sah er zurück, und sobald er das kleine Mahdli sah, das nicht größer war als das Wadli einer alten Kammermagd, so nahm er das andere Steinfaß, ging hingerfür und fing noch einmal zu mähen an, machte den Boden ganz läß, wie wenn er das Gras, das in den nächsten zehn Jahren wachsen sollte, aus dem Boden grübeln wollte. Hatte er eine Bährete Herd und Gras eingemacht und uns das Ding in den Bahren geworfen, das manchmal so stübte, daß wir fast halb blind wurden und ich ganz blöde Augen kriegte, so fing er, helf mr Gott, zu melken an. Er preßte sich zwischen die Kühe, daß er fast erstickte, zog dann uns fast das Blut, sich fast die Seele aus dem Leibe, zog und zog sich von Atem, daß er manch-

mal hinaus in die Hofstatt liegen mußte, um wieder lebig z'werde, und zog doch kaum ein Melchterli heraus. Hatte er endlich, halb tot, aufgehört, so mußte er wieder ans Grasen hin und brachte wieder kaum etwas zweg, um im Bahren zu stäuben. Ein Spaßvogel riet ihm einmal, er solle uns grüne Brillen machen lassen, damit wir doch im Bahren etwas Grünes zu sehen kriegten. Auch er konnte nicht begreifen, warum wir so wenig Milch gaben, meinte, es fehle uns, kaufte Tränker und larierte uns noch obendrein! Nachmittags mußte er schon wieder ans Grasen hin, um um vier Uhr anfangen zu können mit dem Melchen, damit er um sieben Uhr endlich ein Melchterli nach der Käserei schicken könnte. Wenn die Leute ihn so grasen sahen in Not und Schweiß, so hörten wir manchmal rufen: „Fahrst zAcher, Hansli?"

Seine Schwester trug die Milch in die Käserei und brachte selten Käsmilch zurück, sondern gewöhnlich Nidle oder Anken. Wir hörten das Weibervolk öfters rühmen, eine Käserei sei doch eine gute Sache, so gut Lebtig hätten sie noch nie gehabt. Früher hätten sie manchmal nur alle drei Wochen frischen Anken gehabt, jetzt könnten sie alle Tage haben; früher hätten sie viel und dick die Milch abgenommen brauchen müssen zum Kaffee, jetzt hätten sie Nidle u chönnte ha, we si welle. I mänger Hütte sygs vrbote, Nidle z'gä, aber we me em Senn öppe allbeiniſt es Möckli Fleisch bring unger drScheube, su mach sih dSach geng. Während so Hansli ob Grasen und Melchen magerte, trühten seine Weibervölker, daß es war, als ginge der Morgenstern auf, wenn eine zur Haustüre auskam.

So verfloß am Hungertuch der Sommer, und die Käsereien hörten auf. Hansli freute sich sehr auf die Käsrechnig und das Käsmahl nach den ausgestandenen Strapazen. Unterdessen schaffte er brav Kris zum Hause, und wenn man ihn fragte, was er mache, sagte er, er mache Kris zuche, er heyg wohl weni Heu übercho u möcht gern zwo Küh mäste, si welle ihm neue nüt gelte mageri, si heyge neue gar ke Pris meh. Das waren schöne Aussichten!

Endlich kam die Rechnig und das Mahl; Hansli legte die Sunn-

tighoſe an, vergaß aber das Waſchen und marſchierte ab. O Herr, wie zerknirſcht kam er wieder! Hundert, andere ſagen zweihundert, Kronen ſollte er noch herausbezahlen über gelieferte Milch für das, was ſeine Weiber genommen! Das war ein gräßlicher Tag für ihn; ſieben Tage hörte er nicht auf zu brummen, aber ein lautes Wort vernahm man nicht, nur hie und da ſchien es, als ſage er: „Hundert Kronen, hundert Kronen!“

Endlich nach ſieben Tagen ſagte er, es müſſe nun etwas anderes gehen, und jetzt fing er das Mäſten an, das heißt, er gab den andern, die er nicht mäſten wollte, um ſo weniger, uns dreien aber, die auserſehen worden, miſchte er Erdäpfel unters Kris. Er ſagte, das ſei bſungerbar gſung, dErdöpfel verſtopfe gern, das Kris ziehy geng e weni dür. Wenn ihn aber dünkte, die Erdäpfel minderen ſehr, ſo gab er uns einige Tage bloßes Kris und ſagte, z'ſtarch z'trybe nüßi nüt, es heyg ne düecht, mr welle neue nimme recht baue. Hörte er aber, daß man an einem Orte einen alten Jud geſehen, ſo ſagte er, dWar werd bſüchig u fa afe a zieh, er müß preſſiere mit em Mäſte, und gab uns dann einige Tage hintereinander mehr Erdäpfel als Kris, bis die Mutter ſagte: „Hansli, Hansli, wed ſo wüſt tuſt mit de Erdöpfle, ſu hey mr ſcho zFasnacht keni meh, dr anger Weg hätte mr doch gha bis zLiechtmeß.“

So hange ich nun zwiſchen Kris und Erdöpfle und bin doch im Weltſchland geboren und genoß eine gute Erziehung! Ich rekommandiere mich allenthalben für einen Platz, der erſte beſte iſt mir recht, am liebſten möchte ich wieder ins Weltſchland. Ich bin im beſten Alter, mein erſtes Kalb gebar ich gerade an dem Tage, als ſieben Polen und drei Schwaben bei uns über Nacht waren, um am folgenden Morgen Savoyen zu erobern. An einer guten Koſt würde ich Milch die Fülle geben und mich gerne dazu verſtehen, in einer Privatanſtalt Privatunterricht im Schreiben zu geben. Auch wäre ich wohl imſtande nach zweijährigem Aufenthalt im Kanton Bern, in den Anfangsgründen der deutſchen Sprache zu unterrichten. Untadelige Aufführung und adeliche Manieren wer-

den mich beſtens empfehlen. Auch beſitze ich ein angenehmes Äußere und beſonders ein wohltuendes son de voix. Anſprüche mache ich keine: honette Behandlung, ein Melcher, der sMelchen verſteht, Gras genug im Sommer und nicht überſtelliges, Heu genug im Winter und womöglich weder graues noch ſtaubiges, und alle Mittag es Hämpfeli Gleck befriedigten alle meine Bedürfniſſe.

Ich bitte recht dringend um Erlöſung; frankierte Briefe mit Anträgen ſende man gefälligſt unter der Adreſſe: „Frau Kleb beim Krishaufen, Gemeinde Käslige, Kanton Bern." Auf prompte Antwort kann man zählen.

Kuriositäten vom Jahre 1840.

Feierlich läuteten auch dieſes Jahr die Glocken ein, deren eherner Klang dem Menſchen ſo manches im Leben verkündet, die alle Tage mit ihren ehernen Zungen klopfen an jedes Herz, daß es ſich nicht verſchließe der Stimme, die lautlos, aber gewaltig jahraus, jahrein vom Himmel herabpredigt Gottes Herrlichkeit und des Menſchen Vergänglichkeit. Dieſe Glocken wird mancher nicht mehr hören, wenn ſie wieder des Jahres Ende verkünden; ſie läuteten ihm vorher, riefen ſeinen Leib zu Grabe, ſeine Seele vor Gottes Thron. Wohl denen, deren Herz offen war der Predigt des Herrn, die er ſelbſt predigt jahraus, jahrein von ſeiner Himmelskanzel herab über Herzen und Häupter der Menſchenkinder! Sanft wird ihre Aſche ſchlummern, ſelig erwachen ihre Seele.

Mit einem eigenen Bangen betrat nicht nur der einzelne Menſch, der ſich kennt als eine Blume des Feldes, die der Wind verweht, dieſes Jahr, ihm bebte die Menſchheit entgegen. Für ſie in ihrer Geſamtheit ſoll dieſes Jahr ein gewaltiges ſein, ein Grab für die eine Hälfte, ein Schmelzofen für die andere, in welchem von den Schlacken das Gold geläutert wird. Ahnungen gehen durch die Völker, Prophezeiungen aus allen Zeiten, aus vielen Völkern deuten mit geheimnisvollen Zeichen auf dieſes Jahr.

Der kindiſch gewordene Bayernkönig meint zu ſterben, wahrſcheinlich weil es ihm der Narr von Hohenlohe geſagt. Die Türken meinen, Europa den Rücken wenden und hingehen zu müſſen, woher ſie gekommen. Die Griechen hoffen auf ihr altes Reich und ihren Einzug in das herrliche Byzanz, das türkiſch gewordene Konſtantinopel. Sagen ſtrömen durch die Völker des Abendlandes über furchtbare Völkerſtürme in dieſem Jahre, welche die Völker aufwühlen ſollen von Grund auf, wie der Sturmwind die Meereswogen faſſet, ſie gegen Himmel wirft und wieder in den Abgrund. Die politiſchen Eiterbeulen ſollen aufbrechen, Meere von Blut und Graus über die Völker ſich ergießen und ertränken in dieſen grauſigen Meeren die gegenwärtigen Zuſtände Europas. Was dann für Zuſtände wieder auftauchen würden aus den blutigen Meeren, wenn die alten ertränkt ſeien, wußte niemand. Der Antichriſt ſoll gewaltiger als nie ſein Haupt erheben, dann der Meſſias erſcheinen und zwar noch in dieſem Jahr, den Antichriſt zu binden und ihn zu werfen in die Feuerwellen, die den alten Himmel und die alte Erde verzehren. Aus der Aſche ſoll dann der neue Himmel, die neue Erde werden.

In Siebenbürgen ſoll bereits eine Kiſte von Eis vom Himmel gefallen ſein, welche ſchwere Drohungen enthielt. Dort erwartet man auch Vögel mit eiſernen Schnäbeln, welche die böſen Menſchen auffreſſen ſollen. (Die kannte ſchon lange der Kudergrau von U.) Man ſollte einige derſelben kommen laſſen und ſie apart auf die Schelmen dreſſieren, täte not. Da ſoll der Vögel wegen einem reichen Sünder angſt geworden ſein: er wußte, wenn ſie kämen, ſo entrönne er dem Freſſen nicht. Aber ſeinen Schatz ſollten ſie doch nicht haben. Er beſchied einen Notar, und der mußte ein Teſtament machen, nach welchem ſeine Magd, wenn er von den Vögeln gefreſſen und die Welt untergegangen ſein werde, ſein ganzes Vermögen erben ſolle. Sie hätte es aber lieber früher gehabt, heißt es.

Noch vieles und Grauenvolles ſagten die Wahrſager aus, die Menſchen bebten, aber niemand wußte, was Gott im Sinne trägt.

Am 1. Jenner 1841 will ich es euch ſagen, wenn bis an dieſen Tag ſeine Huld und Gnade lebendig durch des Lebens Meer mich trägt.

Wahr iſts, wunderbar naht ſich das verhängnisvolle Jahr mit ſeinen Schauern, aber nicht wild, eiſig, heulend in Sturm und Wettern, ſondern lieblich und mild ſtrahlend in freundlichem Sonnenlicht, mit Veilchen bekränzt, durch grüne Matten reife Erdbeeren bringend und das liebe Vieh mit fauſtlangem Graſe ſtatt mit Lebkuchen beſcherend. Auch das Wetter war vorausgeſagt worden. Wie es auf Erden trübe zugehen ſolle, ſo ſolle dagegen der Himmel heiter ſein, warme Blicke und große Fruchtbarkeit ſpenden, die Ernte reich und einen Monat früher als ſonſt. Indeſſen iſt den Propheten nicht ganz zu trauen, denn ſie ſind uneins. Nach den einen ſoll der Februar den Frühling bringen, nach den andern der März eine Kälte, daß die Bäume zerſpringen, den Kühen in den Ställen die Milch in den Eutern gefriert, ja ſogar den Branntweinſchluckern der Branntwein im Halſe. So ein Eiszapfen im Halſe und notabene von Branntwein muß doch ein unkommod Ding ſein.

Mild und lieblich und auch friedlich betrat das Jahr 1840 die Welt.

In Afrika ſtrubelten ſie einander freilich, in Aſien geben ſie ſich Kläpfe, aber das iſt ja ånet a Straßbrg, geht uns alſo nichts an. Der Türk iſt ſtill, der Franzos auch, und was will man mehr? Der Ruß und der Engländer hääggten miteinander, aber hinter unſerm Rücken. Das tut uns alſo nicht weh, der Preuß und der Öſterreicher ſtreichlen einander die Backen und machen dem Papſt die Fauſt, aber nur klein wenig, wird daher auch nicht übel gehen. DsMarei in Portugal und dsStüdi in Spanien ſpinnen zwar weder Kuder noch Seide, das eine frißt Ankenbrod und hat Kinder, und das andere hat auch Kinder, frißt aber was anderes, was uns aber allweg nicht Magenweh machen wird.

Bei uns geht es auch nicht bös. Zwar ſagen viele einander wüſt, und die Walliſer grännen einander an, die Welſchen machen „Gſi!

Gsi!" dazu, aber der liebe Gott wird wohl witziger sein als wir. Auch die Tessiner spektakeln, aber denen hält der Österreicher den Finger auf und macht „E! E!"

Sonst geht man recht manierlich miteinander um, und selbst die Zeitungen stellen sich leutselig, gehen leise ums Ding herum wie die Katze um den heißen Brei und halten höchstens dem Vorort, dem weisen Zürich, vor, es sei in Verlegenheit. Werden wahrscheinlich einige Zeitungsschreiber vom Neujahr her das Krapel haben samt Katzenjammer und noch nicht recht mögen.

Wir haben auch eine neue Zeitung bekommen, „Dorfzeitung" soll sie heißen, sie wird sich mit den großen Welthändeln befassen und diese den alten Mutterlene appetitlich vorkauen wollen. Warum hat man sie nicht Dorfteufel, Dorfmuni, Dorfbesen geheißen? Dann hätte man gewußt, daß sie mit den Dorfdespoten und Gemeindschreibern, mit den Schulkommissären und Schulkommissionen oder gar mit Justizräten oder andern inländischen Häuptern sich etwas genauer befassen wollte, was nicht übel wäre. Es ist halt viel leichter und ehrenvoller, mit dem Kritisieren gleich beim Großen anzufangen und dem Kaiser von China den Platz zu machen als mit so einem armseligen Ammann oder Gerichtssäß oder Sekretari sich abzugeben.

Den 6. Jenner begann der Bysluft sein Spiel, aber schon den 20. kam der Mittagswind wieder und zwar kräftig, versenkte Schiffe auf dem Bodensee und trug auf dem Hauenstein ein Mädchen durch die Luft. Wird ihm wohl wunderlich geworden sein, wenn es wahr ist nämlich. Der 24. war ein Frühlingstag mit zwölf Grad Wärme. In der Nacht vom 26. auf den 27. wachten um zwei Uhr morgens die Menschen auf von erschütternden Tönen. Sie schlugen die Augen auf, und in dieselben drang des Blitzes rote Glut, im wütenden Sturme bebten die Häuser, im Brüllen des Donners zitterte die Erde. Es war ein Sommergewitter, aber der im Winter eingeschlafene Mensch glaubte, es donnere die letzte Posaune, es beginne der Sturmwind, der die Tenne fegen solle: manches Herz wankte, man-

che Seele bebte. Wird aber bald vergessen sein. Tannen wurden vom Blitz getroffen, vom Sturm entwurzelt, und bleiche Weiber sah man bei tagendem Morgen in den Gloschlene auf der Straße zusammenstehen, nach der Deutnis dieser Schreckensnacht fragen. Weiber, bittet Gott, daß keine gewaltigere Schreckensnacht über euch komme!

Wohl, jetzt im Februar, wo auch die Katzen sich im Singen üben, sind die Zeitungsschreiber wieder zweg, sagen einander alle Schande und machen einen Lärm wegen den Reaktionsprozeduren, daß man sein eigen Wort nicht mehr versteht.

Aber ein noch viel größerer Lärm ist in Frankreich und in England. Hier will die Königin Hochzeit halten mit einem Koburg und dort ein Königssohn mit einer Koburgerin. Die Koburg sind aber, wie Hans Uli sagte, nicht mehr reich, aber immer noch vornehm, haben tolle Posturen und suchen nun mit Wyben und Mannen ihr Glück zu machen.

Weil nun die Königin nichts ermannet, des Königs Knab wenig erwybet — der Vater wird, was er hat, den Buben geben, wie es noch andere machen — und beide nicht Liebeli sind, die Hochzeit halten wollen auf einem dürren Ast, so gingen sie vor die Gemeinde und begehrten Ehesteuer und nicht bloß das Einzuggeld. Die Königin wollte nicht weniger als hunderttausend Dublonen und zwar jährlich für ihren Köbi, der Nemur aber nicht nur jährlich fünfhunderttausend Franken, sondern noch einen schönen Trossel. Da gabs nun einen höllischen Lärm, gegen den das Aufbegehren in den Gemeindstuben, wenn die Dirnen mit ihren Bengeln kommen und Geld wollen von Rechts wegen als Hurenlohn, nur leises Gemuckel ist. Freilich fragte man sie nicht, ob Muß dahinter sei. Aber der Königin sagte man, sie hätte selbst einen schönen Schleiß, den solle sie mit ihrem Manne teilen. Wenn man ihm zu viel gebe, so riskiere sie das meiste dabei, und niemand wisse, was er ihr alles verkräze. Mit vielem Geschrei machte man ihm nicht weniger als siebzigtausend Dublonen ab. Indessen wenn einer dreißigtausend Dublonen hat und dazu noch eine junge Königin mit einem schönen

Schleiß, ſo wird er es machen können, kann am Sonntag ſein Schöppli trinken, im Winter ſeine Fürfüß plätzen laſſen, und was will er mehr!

Dem Königsſohn ging es noch viel ſchlimmer. Dem hielt man allenthalben den Vater vor, der ihm wohl vermöge einen Troſſel machen zu laſſen, und ſollte es beim Hopfengärtner ſein, und eine Eheſteuer zu geben. Als er daran nicht kommen wollte, ſchickte man dem Vater Manne und ließ ihn förmlich fragen, ob er wirklich ſo ein Hudi ſei, daß er ſeinem Sohn nichts zu geben vermöge, wie doch nach Schnellen Geſetz jeder Vater ſchuldig ſei. Man räſonierte in allen Kneipen, ſchrie in allen Straßen, und wer weiß, wie die Franzoſen das können, der hätte nicht Nemur ſein mögen. Nachdem man ihm lange genug wüſt geſagt hatte, gab man ihm — nichts. Jetzt iſt noch die Frage, ob ihn die Braut will. Der wäre doch ein armer Teufel, wenn er ſein Lebtag ſingen müßte: „O du lieber Auguſtin, dsGeld iſt hin, dsMenſch iſt hin, alles iſt hin, alles iſt hin! O du lieber Auguſtin!"

Mitten in dieſem Lärm ging der erſte Vater der „Dorfzeitung" mit Tod ab, wurde aber einſtweilen noch nicht begraben. Da kam den 18. der Bysluft, aber nicht ſeinetwegen. Es ward kalt in der Luft, den 23. fiel der Thermometer auf elf Grad unter Null, aber der Boden blieb warm und nahm den Schnee nicht an.

Während der Bysluft noch ging, aber ſchon im März, entſchuldigte ein Mitglied des Rats zu Surinam einen gemachten Antrag damit, es ſei halt nur ſo eine Eingebung des Moments (Neuenburgers?) geweſen. Iſt das aber eine Entſchuldigung für einen Ratsherr? Was ſoll man für Zutrauen zu einem Ratsherrn haben, wenn, was er ſagt, erkennt, dekretiert, Eingebungen des Moments ſind! Wo ein Rat in der Mehrzahl ſolche Glieder zählt, die nicht wiſſen, was ſie machen, nicht von heute auf morgen die Wirkung eines Geſetzes berechnen, was muß es da für Geſetze geben, heute dieſe, morgen andere, und was für ein Wirrwarr in demſelben! Räte, Räte, nehmt euch in acht und laßt euch von dieſer Krankheit

nicht anstecken, sonst heißts: „Heut ist Büntelistag, und morn ist Liechtmeß, jetz mach dis Bünteli zweg und sag: ‚Gott bhüt ech!'"

So wenig als der Bysluft abnahm, ebenso wenig änderte man im Amte Aarberg zu Bargen die Aufführung. Da geht es zu, daß man sich wirklich fragen muß: „Sind wir in der Türkei?" In der Türkei kömmt alles auf die Paschas an und die Agas, der Sultan hat blutwenig zu sagen.

Eine schöne, warme Sonne ohne Bysluft stieg den 1. April auf am Himmelsbogen, und doch ging es wüst zu im Wallis. Dort griffen die obern und die untern Brüder blutig zusammen, von allen Seiten gehetzt. Die obern kehrten ihre Bajonette gegen sich selbst, ein ehrwürdiger Greis fiel unter ihren wahnsinnigen Streichen, darum unterlagen sie billig auch im Streite.

Wird aber der unselige Hader nie aufhören im Schweizerlande? Wird da nimmer wieder einkehren Friede und Bruderliebe, Zutrauen untereinander und ein Suchen der eigenen Kraft in des Bruders Wohlfahrt? Es wird geschehen, aber erst, wenn man die erniedrigt, die sich selbst erhöhen, denen ein Pechpflaster auf den Mund legt, die sich selbst rühmen und andere schelten. Dann wird es geschehen, wenn zum Volke der Wahrheitssinn zurückkehrt, der Freund und Feind unterscheidet, Jesus wählt und Barrabas verwirft.

Gute Leute müssen aber doch die Walliser sein. Nach dem blutigen Streite gaben sie sich bieder die Hände und begruben mit den Toten ihre beidseitigen Fehler und pflanzten auf deren Gräber Friede und Einigkeit. Da sind die Tessiner andere Kerlisse! Die werden nie müde, den Splitter in des Unterliegenden Auge zu suchen, und, wo sie einen gefunden, da reißen sie Splitter samt dem Auge aus. Auch im Baselland landschäfterlen sie fort und fort und machen einander gegenseitig den Marsch. Es bleibt aber da beim Poleten und Brüllen.

Sonst begegnete im April nichts Merkwürdiges, als daß irgendwo die Bekanntmachung erschien, daß der gemeine, dem Publikum lästige Meßspektakel auch dieses Mal nicht geduldet und daher an ge-

meine Musikanten, Tierführer und dergleichen keine Bewilligung zur Ausübung ihres Gewerbes erteilt werde. Potz tausend! Aber was ist gemein? „Jä!" sagt der Landschäftler.

Sonst lief der ganze April herrlich zu Ende. Den 15. und 20. witterte es ins blutte Laub, den 25. sah man die erste Kirschenblüte, den letzten Tag des Monats stieg die Wärme auf zwanzig Grad. Geschieht wohl nicht alle Jahre.

Herrlich ging auch der Mai ein, aber bedenklich ängstlich; es wollte nicht regnen, die Schleusen des Himmels blieben verschlossen, es brannte fast der Erdboden, löste in Staub sich auf, spaltete, daß einer änet dem Bodensee eine Hopfenstange nahm und die Amerikaner an die Füße guseln wollte von wegen ihrer Konkurrenz mit dem Hopfen.

Für das sonst zu mächtig gewordene Korn war das Wetter trefflich, aber das Gras wollte nicht vorwärts, die Sommersämereien konnte man entweder nicht säen, oder sie keimten nicht, oder die Erdflöhe fraßen sie, doch nicht samt dem Gut. Nie waren Männer und Weiber einiger, nie schauten sie einträchtiger mit gleichligen Mienen zu den gleichen Fenstern aus — nach Regen. Aber ganz besonders ängstlich ward die Dürre durch das beständige Brennen. Schon früher hatte es beim Vorort angefangen, wie natürlich, dann verbreitete es sich überallhin, und namentlich im Kanton Bern ward es fast alltäglich. Es war fast, als ob das Holz, ja der Boden sich von selbst entzündeten. Waldbrände, in der Schweiz sonst selten, entstunden in Menge. Ein armer, alter Mann, der einen verschuldete, hängte sich, weil er zu der Barmherzigkeit Gottes mehr Zutrauen hatte als zu der Barmherzigkeit der Menschen. Der arme Mann wird wohl Gnade gefunden haben, wenigstens wünschten sie ihm alle von ganzem Herzen. Nachdem der Brand vorüber war, dankte man handfest ab auf alte Mode, und ganz besonders die Huttwyler sollen ihre Sache währschaft gemacht und mit inbrünstigen Erkenntlichkeitsbezeugungen nicht haben aufhören können. In Savoyen verbrannte ein ganzes Städtchen, Sallenches, über dreihundert

Häuser und viele Menschen. Kinder sollen an dem Unglück schuld sein. Die armen Kinder sollen sehr oft an dem schuld sein, was die Erwachsenen verschuldet. In Aarburg brannten den 3. Mai dreißig Häuser ab samt der Kirche. Glücklicherweise waren die Kinder zu Bette, als das Feuer aufloderte, man konnte sie diesmal nicht schuld geben. Es soll eingelegt worden sein. Weiß nicht. Es will heutzutag niemand an etwas schuld sein: nicht die Magd, wenn sie einen Hafen bricht, ein Hausvater nicht, wenn sein Geltstag ausbricht, eine Regierung nicht, wenn ihr Lichtmeß anbricht, ein Volk nicht, wenn seine Verfassung einbricht. Es brannte überall in Deutschland, so manches Ort, so manche Stadt fiel in Asche, daß ihr Nennen unmöglich wird.

Wie aber alles zu Ende geht, so schwand auch Hitze und Dürre: den 5. Mai war ein schön Gewitter, den 23. schneite es, doch ohne Schaden. An das blutte Holz, in das gedonnert worden, hatte niemand mehr gedacht.

Aber vorher geschah etwas, das die Geschichte nicht vergessen darf: Den 9. Mai 1840 hing über der Republik Bern nicht etwa nur ein bloßes Schwert an einem Pferdehaar, sondern an einem Sauhaar hing die ganze Republik. Es war eine bedenkliche Geschichte, noch nie erlebt. Ein Krachpelz von Biel hielt die Republik an dem Sauburst, und männiglich zitterte, alle Zeitungsschreiber schrien laut auf, als ob sie wirklich am Spieße steckten. Aber der Große Rat hielt sich heldenmütig, es krachte endlich dem Krachpelz nicht nur der Burst, sondern auch der Pelz — die Republik war gerettet! Es war ein merkwürdig Beispiel, wohin man kömmt, wenn man eine Republik behandelt wie einen Streithandel und sie regieren will, wie man prozedieren tut.

Schön ging der Juni ein, brachte viel Heu, aber auch schwere Gewitter, das schwerste wohl am heiligen Pfingsttage; Hagel und Wolkenbrüche preßten manchen schweren Seufzer aus, zerstörten manche Hoffnung. An diesem Tage starb auch der wohlehrwürdige König von Preußen. So ist lange niemand gestorben, daß niemand etwas Böses von ihm wußte und noch dazu ein König war. Keine

Partei befleckte sein Andenken, wie ein reiner, schöner Glockenklang hallte es in allen Ländern wider. Liebe Leute, so zu sterben, ist schön, laßt uns auch darnach trachten! Sein Sohn wird auch gerühmt wie alle neuen Besen; wollen sehen! Die Neuenburger Großräte mochten nicht warten, bis sie dem Könige ihre Untertänigkeit bewiesen und gehuldigt hatten. Zwei wollten nicht. Der König solle die Freiheiten zuerst bestätigen, wie die Verfassung vorschreibe, meinten diese. Weiß nicht, wer recht hat. Sobald ich zu einem Agenten komme, werde ich ihn fragen.

Im Juni gab es sonst nichts Merkwürdiges als ein Artikel vom Welschland her, nämlich: Allgemein fühlt man das Bedürfnis einer Erziehungsanstalt, in welcher nebst den toten Sprachen und der so notwendigen französischen auch diejenigen Fächer gelehrt werden, welche in den bürgerlichen Beruf einschlagen, wir meinen die Realfächer, unter welchen wir auch den Weinbau und die Behandlung des Weines zählen. Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, haben die Herren von Reiche, Professor, und C. Jacquemin nebst mehreren anderen Lehrern eine solche Anstalt in Yvorne errichtet und ersuchen die respektiven Eltern, welche geneigt wären, ihnen ihre Kinder anzuvertrauen, sich um nähere Erkundigungen, sowie um Prospektus und Reglement der Anstalt an Herrn ... (ich darfs beim Tüfel nicht sagen, könnte sonst höhn werden) zu wenden.

So, wiederum ein neuer Lockvogel, ein neues Mittel, die dummen Deutschen zu prellen! Die Behandlung des Weines samt dem Wein sollen die Kinder kennen lernen, Rebbuben, Kellerjungen die Knaben werden. Wohlan nun, ihr alle, deren Kinder Wirte, Pintenschenkler, Stubenwirtler werden sollen, da geht euch ein neues Licht auf! Geht auf Bern, da wird es euch noch heller angesteckt! Endlich seid ihr der gräßlichen Verlegenheit enthoben, eure Kinder gut zu erziehen. Schickt sie nach Yvorne, wo der Gute wächst! Dort lernen sie den Yvorner pflanzen und kennen, und was kann ein Mensch Höheres? Denkt, wie prächtig es ist, wenn der Wirt im Guggisberg, der in der Süderen, der im Tannenbad

den Yvorner selbst pflanzen kann und der Bube den Wein so versuchen lernt, daß es ihm Tag und Nacht nicht erleidet! O ihr Mütter, freuet euch! Jetzt geht euch eure schöne Zeit erst recht an, künftig könnt ihr nicht bloß an den Nasen eurer Männer Rubinen ablesen, sondern auch an den Nasen eurer Buben. Ja wahrhaftig, das ist ein reales Fach, wenn man den Realen kennen lernt aus dem Fundament und keinen andern mehr trinken mag als Yvorner. Das ist allerdings ein praktisches Fach für die Yvorner, Bernerbuben mit Yvorner zu locken. Mich wundert aber, ob irgendeiner aus dem Bernerlande damit sich hat locken lassen? Dem sollte man Hornvieh sagen sein Leben lang.

Nun hörte man von gar nichts mehr als vom Solothurner Schießet. Es war ein schönes Fest, und die Solothurner haben es gut gemacht. Es wurde viel Pulver gebraucht und viele Reden verschossen. Ach, da juckte es manchem unter dem Brustlatz, als wäre jetzt der Tag, wo er berühmt werden könnte durchs ganze Land und für immer. Und er löste eine Stichkarte oder stieg auf die Kanzel.

Aber ach, im Stich und auf der Kanzel ging es ihm ins Blaue, und noch manches Jahr wird er sich erbauen müssen an den Kanzelreden seiner Frau über den Text, wie er am Solothurner Schießet ins Blaue geschossen. Es ist schön, so ein eidgenössischer Mann zu sein, wo, wenn er durchs Volk schreitet, man überall hört: „Lue, lue, gseſch dä dert, dä ischs!" Solche eidgenössische Männer waren Waldmann, Bubenberg, Hertenstein, Frischhans. Aber, aber, mit dem Schwatzen von jeder Bank herab, an jedem Feste wird man kein eidgenössischer Mann. Und wenn man schon sagt: „Lue dä, dä ischs!", so ists manchmal um des Spottes willen. Traurig ists, wenn graue Männchen sich allenthalben herumstellen, daß man sie sehe; dieses Spiel ist für junge Koketten, nicht für graue Haare. Ach Gott, liebe Leute, was meint ihr wohl, was haben wir wohl in unsern Tagen häufiger, eidgenössische Männer oder eidgenössische Karikaturen?

Im Schießen war der Appenzeller Benziger Meister, im Reden

der St.Galler Breni (die St. Galler haben es im Reden weit gebracht); der erſtere ſchoß wie der Teufel, der zweite ſchwatzte wie des Teufels Großmutter.

Bieder und ehrenfeſt ging alles zu. Machen dieſes Feſt die andern auch nach, die ein ſo großes Maul ins Feld führen, die Michel, die John und die Jean!

Die Ernte dauerte lange, fiel aber zuletzt gut aus, trotzdem daß das Korn ſehr früh gefallen war. Mächtige Samen im Herbſt ſind aber in unſerem Lande zehnmal beſſer als ſchmächtige. Dieſen Grundſatz predigt die Erfahrung alle Jahre deutlicher, und alle Jahre wird er beſſer begriffen. Die Alten ſchon ſagten, ſpät ſäen ſei unter zehn Malen nur einmal gut, und das müſſe man die Jungen nicht einmal wiſſen laſſen.

Die Ernte war ſchöner als der Ernteſonntag. Statt Gott zu danken, ſtachen die Leute einander. Werden geglaubt haben, ſie ſeien in einem freien Lande; wäre aber der Meinung, man würde den Leuten mit Eiſen und Ernſt den Unterſchied begreiflich machen zwiſchen Freiheit und Vieherei. Einen Halbbatzen wette ich, die Leute hätten ihn ſchnell begriffen, wenn der Proviſor was taugte. Aber dann muß man Giftmiſcherinnen nicht mit dem Leben davonlaſſen! Ach Gott, wenn doch die Knaben alle weiſe wie Männer wären!

Sonntag den 2. Auguſt wieder zwei Mordtaten und wieder beide mit Meſſer; ein ſaubrer Tag des Herrn! Ach Gott, ſage mir doch einer, wie es gehen wird, wenn das Obergericht auf Erden gnädiger wird, als es Gott im Himmel iſt!

Der Auguſt war der Angel des Jahres, er entſchied, ob zu Glück oder Unglück es uns führen ſolle; an zwei gräßlichen Schwellen ſtunden wir, an den Schwellen des Hungers und des Krieges. Draußen hatte es das letzte Jahr gefehlt mit der Ernte, und viel Korn ging nach Frankreich; hier bei der Burſami war wenig mehr vorrätig, bei der Regierung gar nichts. Unſere Majeſtät glaubt das Geld beſſer placiert in Papier als in Korn. Nimmt es ſie wohl wunder,

was das Volk anfangen würde mit der Regierung, wenn es kein Brod mehr hätte und sie auch nicht? Winde hatten das Korn niedergeworfen, Regen platzten darauf nieder; noch einige solche Wochen, ja Tage, und der Hunger wäre eingebrochen übers Land. Dann wären irdische Majestäten verblichen vor der Majestät, in deren Hand das Unkraut steht und der Spötter, der Affe und der Großhans, der Gesunde an Leib und Seele und der mit den Krebsschaden an beiden. Aber dann wäre auch mancher Säugling erblichen, der keine Milch mehr gefunden an seiner Mutter Brust, wäre manche Mutter erblichen, die ihre Brosamen den Kindern gegeben, bis sie selbst der bleiche Tod ergriffen.

Um bleicher Mütter, bleicher Säuglinge, nicht bleicher Majestäten willen erbarmte sich Gott, ließ die Wolken weichen, die Sonne scheinen, die Äcker trocknen, schöne Erntetage aufsteigen über die Erde. Die Scheuern füllten sich, die Preise sanken. In Deutschland ging an einigen Orten der Laib sechs Pfund schwer von dreiundzwanzig auf fünfzehn Kreuzer herunter. Auch bei uns wären die Preise noch mehr gesunken, wenn die Müller in Bern nicht mehr verstünden als Mehl machen und Brod essen und jedenfalls mehr als die, welche über den Kornmarkt gesetzt sind.

So erbarmte sich Gott, und Lob und Preis gebühret ihm. Es muß ein guter Gott sein, daß er immer noch gibt, und ist doch so mancher, der ihm schon so viele Jahre lang nie gedankt hat, vielleicht nie mit dem Munde, jedenfalls nie von Herzensgrund, und doch hat ihm Gott wieder Brod gegeben für seine Kinder, daß er sie nicht vor seinen Augen muß Hungers sterben sehen.

Die Flügel des Krieges umrauschten uns. Im Morgenland erhob sich das Kriegsgespenst zwischen dem türkischen Sultan und Mehemed Ali in Ägypten, dem alten Fuchs. Der letztere hatte den erstern mit heilloser Frechheit beschummelt; man ließ ihn machen. Da ward seine Frechheit radikal und grub sich selbst die Grube wie immer. Er zeigte Lust, den Weg nach Indien zu verlegen; da erheben, als der eigene Nutzen gefährdet war, die Kaiser von Ruß-

land und Öſterreich, der König von Preußen und das Schatzeli in Engeland, die etwas taubſüchtige Viktoria, ihre Angeſichter und erbarmten ſich des armen Sultans oder taten wenigſtens ſo, denn bei großen Häuptern weiß man nie, ob das, was ſie ſagen, bloß der Umhang iſt, hinter dem ſie das verbergen, was ſie eigentlich meinen. Sie machten einen Bund, den Alten zu zwingen, einen Teil ſeines unverſchämten Raubes wieder herauszugeben. Der Frankreicher wußte um dieſen Bund, aber er wollte ſich nicht gerne unwert machen beim Ali und tat lange, als ob ihn alles nichts anginge.

Louis Philipp iſt nicht dumm, und wenn er ſich dumm ſtellt, dann balbiert er die ganze Welt über den Löffel. Wahrhaftig, ich glaube, ſelbſt unſer diplomatiſches Departement wäre er imſtande zu balbieren. Nun muß der Philipp einige Hausknechte haben, die man in Frankreich drinnen Miniſter nennt, und es begab ſich, daß ein kleiner Kerli oberſter Hausknecht wurde, der aber gar aufgeblaſen war und ſich gerne berühmt gemacht hätte. Er war kein Eiſenfreſſer, wohl aber ein gräßlicher Papierfreſſer, das heißt, mit dem Fechten war er übel beſtellt, und wenn er einen blanken Säbel ſah, ſo ging ihm das Waſſer, wenn er aber um Papier handeln konnte, ſo ward er ein Held. Für zweihunderttauſend Franken verkaufte er Papier, das er überſchreiben wollte, lieferte es aber nicht, und, wenn er mit Staatspapieren handeln kann, dann iſts ihm wie dem Fiſch im Waſſer. Sobald er als Hausknecht am Ruder des Staatsſchiffes iſt, ſo nimmt er den Staat für ein Gigampfi und fängt mit demſelben an zu gigampfen, das heißt, ihn zwiſchen Krieg und Frieden zu ſtellen, daß man nicht weiß, was es werden will. Alſobald ſchwanken auch die Staatspapiere, werden teurer oder wohlfeiler, je nachdem das Gigampfi hinauf- oder hinabgeht. Da dieſes der kleine Kerl immer vorher weiß, ſo iſts ihm leicht, einen guten Schnitt zu machen. Iſt der gemacht, hat er tauſend arme Teufel um Leib und Seele gebracht und ſich damit gemäſtet, ſo läßt er langſam, majeſtätiſch, mit betäubendem Geſchrei, die Ehre Frank-

reichs gerettet zu haben, das Staatsgigampfi in die Höhe gehen. Denn wohlverstanden, man tut heutzutage alles ums Geld und redet von nichts als von Grundsätzen. Sobald dieser kleine Kerl den Traktat erblickt, hält er ihn für ein gefunden Fressen, fängt einen Gestank vom Teufel an, schreit, die Ehre Frankreichs sei verletzt, flucht bei Himmel und Hölle, vierzig Millionen Franzosen loslassen zu wollen zu Wasser und zu Land, setzt alte Kanonen auf Räder, läßt alte Mähren kaufen, alte Schiffe fegen und fängt an sich unterdessen zu verschanzen in Paris. Sobald der von der Ehre Frankreichs zu schreien anfängt, brüllen alle Brülleni in Frankreich auf, machen alles stumm, der Krieg scheint entschieden, und unterdessen hat der kleine Kerl seinen Schnitt gemacht, tausend andere sind arm geworden. Das Brüllen wächst, der kleine Kerl wird zum Helden Frankreichs erhoben, und wer weiß, wie weit, vom Weihrauch betäubt, er seine Schwindeleien und Dummheiten getrieben, aber einer ist hinter ihm und zwar ein viel größerer Fuchs, als er ist, der alte Louis Philipp. Als das Kübli am Umleeren war, da rührt er sich auch; angeschrien, er stehe der Ehre Frankreichs im Wege, redet er noch viel schöner darüber als der kleine Kerl, macht ein verdammt kriegerisch Gesicht und wird noch viel nationaler als derselbe. Während der kleine Bursche alles allein machen will, ruft der Alte seine Franzosen zusammen, Rat zu halten über die Ehre Frankreichs, über Krieg oder Frieden. Gib acht, geliebtes Publikum, Louis Philipp ist nicht dumm! Es ist doch merkwürdig, wie Publikum und dumm sich so schön aufeinander reimen.

Am besten sollte sich dumm reimen auf den Louis Napoleon, der Thurgauer Liebling, tut es aber nicht. Von dem Kriegsgebrüll in Frankreich ward der zum Narren und meinte, wenn er in Frankreich den kleinen, dreieckigen Hut zeigen könnte, so würden alle Franzosen daran kleben wie Fliegen in einem Hunghafen. Mit diesem kleinen Hute und noch einem Adler kam er vom Engeland her, wurde aber wie eine nasse Maus gefangen und wird nun hoffentlich als Narr einstweilen am Schatten bleiben müssen. Werden

wohl ihrem Bundesbruder einen Beſuch machen wollen, unſere berühmten Eidgenoſſen. Bon voyage! Das Gebrüll über die verletzte Ehre der Schweiz zur ſelben Zeit war das gleiche Gebrüll wie jetzt über die verletzte Ehre Frankreichs — Louis Napoleon war nie Thurgauer Bürger. Louis Napoleon wollte ſo wenig ein Thurgauer werden als der Großfürſt von Rußland ein Darmſtädter, von wegen die Darmſtädter ſollen am Hofe von Rußland nicht im beſten Geruch ſtehen; wird wahrſcheinlich mit den Thurgauern der gleiche Fall ſein an den Höfen. Fragt den Doktor Kern! Der weiß es und andere auch noch. Es wurde Schindluderei mit der ganzen Eidgenoſſenſchaft getrieben. O ihr Staatsknaben! Seit Jahren läßt ihr unglückliche Heimatloſe der Heimat entbehren, treibt ſie wie ſchädliches Wild von Kanton zu Kanton, weil euch einige tauſend Gulden zu ihrer Einbürgerung reuen, und aus Sympathie für einen prinzlichen Taugenichts verſchleudert ihr Hunderttauſende, ſetzt die Ruhe eines ganzen Landes aufs Spiel, deſſen Ehre ſo wenig gefährdet war als jetzt die Ehre Frankreichs. O ihr Staatsknaben! Erkennt ihr das Gericht, das in dieſer Sympathie liegt?

Diesmal konnte die Tagſatzung ohne beſondere Moleſten auseinandergehen, weder ein Prinz noch ſonſt ein Taugenichts rührten ihr ein Mus an. Wohlbehalten ſollen die Herren ihren Weibern entgegengeflogen und an den Hals gefallen ſein.

Heftige Gewitter donnerten über die Erde. In Wimmis wurde einem armen Manne ſein Häuschen weggeſchwemmt. Strenge Fieber brachen aus, in Bern eins, in Zürich das andere.

Es kam eine Frau nach Bern, und die hieß Euler, und die machte bekannt, daß ſie in vierzehn Tagen aus einer ſimplen Tochter oder Frau, hier komme es auf eins, eine komplete Schneiderin machen wolle, die imſtande ſei, ſich ſelbſt zu kleiden vom Kopf bis zu den Füßen, daß es nicht nur ſchön zu ihrem Leibe paſſe, ſondern auch zu der Laune und dem Geldſäckel der Väter oder Männer. Das fuhr nun den Frauen und Töchtern in Bern in die Köpfe, das heißt nicht allen, denn es gibt ſie auch in Bern von allen Sorten. Aber

in gar vielen regt ſich doch wieder das Bedürfnis, etwas mehr zu ſein als nur ſo eine ſimple Frau, die in die Viſite geht, regt ſich der Wunſch, noch jemand anders glücklich zu machen als die Grämplerin, der man die Röcke halb verehrt, die einem verleidet ſind. Man fängt an zu begreifen, daß der Titel Hausmutter etwas mehr bedeute als Madame, und daß, um eine Hausmutter zu ſein, man etwas mehr kennen müſſe als Galoppe tanzen und chineſiſche oder indianiſche oder baſchkiriſche, was weiß ich, Zöpfe flechten.

Da wollten nun eine Menge Schneiderinnen werden, verſteht ſich nur für den Hausbrauch, wie es Hausmüttern wohl anſteht, und die fraßen die arme Frau Euler faſt, ſie mußte Tag und Nacht die hitzigen Bernerinnen fuchſen und trüllen, ſie glücklich machen durch das Bewußtſein, etwas Nützliches zu erlernen, etwas Tüchtiges zu werden. Es heißt, es werde im „Intelligenzblatt" eine Liſte der euleriſch gewordenen Töchter herausgegeben werden, dienlich für Vikaren auf dem Lande. Hoffentlich verſchwindet dieſes Fieber nicht ſpurlos, ſondern verwandelt ſich in einen heilſamen Eifer, der Leben bringt in die Häuſer, Frieden und fröhliches Daſein.

Ganz das Gegenteil iſt das zürcheriſche Fieber, es iſt ein männliches, und gut wäre es, wenn es bald ſpurlos vorbei wäre, nämlich das ſcherriſche Schulmeiſterfieber. Es war nämlich aus dem Schwabenlande ein kleines Männchen nach Zürich gekommen, und dasſelbe war groß geworden in Zürich, denn es war noch pfiffiger als die Zürcher. Dasſelbe ſagte nämlich, Zürich ſei gleichſam die Büchſe, welche Weisheit für die ganze Welt enthält, das Reformationsland alter und neuer Zeit. Den Burſchen, die bei ihm in die Schule gingen, ſtellte er es glaublich dar, daß ſie aus dem weiſeſten Volk die Weiſeſten ſeien, und daß, wenn einer unter ihnen einen Zentner wiege, ein Dutzend Zwingli auf ein Pfund gingen. Und weil er das alles ſagte und zwar ſo glaublich, ſo hielten ihn alle, welche an ihn glaubten, für den weiſeſten der Weiſen, hielten ihn für un-

fehlbar wie die Katholiken den Papſt, der ſie zu Weiſen machen könne, gleichwie der Papſt Heilige mache.

Nun kam es aber, daß gegen dieſen Papſt der Unglaube einriß und gegen ſeine Heiligen ein Aufruhr und er ſelbſt des Landes flüchtig werden mußte; er fürchtete, es möchte ihm ergehen wie den abgöttiſchen Bildern in den Tagen der Reformation. Als er nun aus dem Loch gefahren war, wurden die, welche er ſo groß gemacht hatte, ganz klein, ſchrumpften zuſammen wie dürre Bohnen. Da kam tiefes Leid über ſie, aber innerlich ſchwoll ihnen der Kamm immer größer. Als aber die Zeiten des Aufruhrs vorbei, keine Klöpfe mehr zu riskieren waren und der Brodkorb blieb, da ließen ſie den Kamm auch äußerlich wachſen, machten ſich auf, taten einen langen Gang zu dem Papſt nach Konſtanz, fanden aber an manchem Orte die Straße nicht breit genug. Darauf kam auch dem Päpſtlein der Mut wieder, und er zog heim zu ſeinen Gläubigen. Dieſe wurden glücklich, denn er ſagte ihnen wieder, daß ſie die Weiſeſten ſeien, die Angel der Welt, und ſie hatten Luſt, um ihn zu tanzen wie die Iſraeliten um das Ding, das ſie mit ihren Ohrenringen gemacht hatten. Den 31. Auguſt zogen ſie kriegeriſche Geſichter an und ſammelten ſich in ihrem neuen Jeruſalem zu Winterthur, ſtüpften ſich mit den Ellbogen zur Begeiſterung auf, unterhielten ſie mit Zürirugger, machten darauf ihrem Erziehungs- und Regierungsrat den Marſch nach Noten, verfaßten herrliche Proteſtationen, brachten himmelanklingende Toaſte, ſangen Nägeliſche Lieder aus zerfallenen Heften, ſchlugen den Takt dazu aus Leibeskräften, mit dem Finger die einen, mit dem Fuße die andern, auch mit dem Kopf die dritten. Als endlich die Zunge nicht mehr ſingen konnte, der Finger den Takt nicht mehr traf, ſchüttelten ſie ſtumm, bewegt, ſelige Tropfen im Auge, ihrem Papſte die Hand, und einer ſchwebte am Arm des andern trunknen Herzens, fieberhaft durchglüht von Götterwonne, vor den Augen im tanzenden Gewimmel neue, himmliſche Tage der Anerkennung, des Preiſes, des Lobes, des Sieges über Finſternis und Aberglaube — ſo ſchwebte einer am

Arme des andern seinem heimatlichen Throne zu, von dem herab er sein Licht leuchten, seinen Zepter bäumeln ließ gegen Finsternis und Aberglaube, gegen Eulen und sonstige Nachtvögel. Trunken in hoffender Wonne, küßte er den scheidenden Bruder, zog dann die Schuhe aus, wanderte in den Fürfüßen noch einige herrliche Momente in seiner Stube herum, feierlich bewegt von den Nachklängen des unvergeßlichen Tages. Dann stieg er zu Bett, seufzend seine brennenden Füße reibend, die in den engen Schuhen einige Blattern aufgelesen, und endlich schloß der Schlaf die matten Äugelein und kühlte die brennenden Füße. Oh, wenn doch die Lehrer in Zürich nicht äffisch die kirchliche Bewegung nachahmen wollten! Sie bringen nur eine schulmeisterliche hervor. Wenn doch die Lehrer begreifen wollten, daß in die Schule Ruhe kommen muß, daß in der Primarschule nicht vielerlei oberflächlich, sondern weniges tüchtig sein muß, um tüchtige Schweizermänner zu bilden! Der gesunde Sinn des Bernervolkes hat das Zuviel von sich gewiesen, aber das Wenigere will er tüchtig. Merkt euch das! Wo finsterer Sinn ein Zuwenig und Einseitiges will, da kann der Lehrer, wenn er der rechte ist und kein Windbeutel, das rechte Maß und die nötige Unterstützung finden ohne lärmendes Affenspiel.

Im August geschah noch eine schöne Tat. Vor Thun brach Feuer aus. Ein armer Kaminfeger mit Weib und Kinder namens Lauber eilte zu Hülfe und fand den Tod. Sein Name verdient, hochgeachtet zu werden; denn für andere zu sterben, ist hochgeachteter, als von andern sich zu mästen. Wo arme Männer so Schönes tun, da sollten reiche Männer nicht wüst tun!

Kurios, auch im September fieberlete es und zwar an manchem Orte heiß und kalt. Im Aargau kam ein Verfassungsfieber über die Leute. Die möchten gerne die beste Verfassung haben und können es doch nie allen breichen, daher kömmt dieses Fieber alle Fronfasten wieder. Kalt fröstelte es die Schulmeister in Zürich und ihr Päpstlein, so gleichsam das Krapel vom 31. August. Das tat die stolzen Winterthurer, die gerne einen eigenen Herrgott hätten und meinen,

ſie ſeien reich genug, ſich einen von einem kleinen Herrgöttlein zu einem großen aufzuziehen, gmühen; ſie ſtellten daher vor jedes Loch eine Schildwache, damit ihr erwähltes Herrgöttlein ordentlich warm bleibe und gedeihe.

Noch andere und zwar nicht weit da dänne kriegten ebenfalls kalte Fieber. Im letzten Jahr waren Fahnen ins Welſchland getragen worden und andere geholt, und an der Spitze des Zuges ging ein aufgeblaſener Präſident. Getragen waren ſie nun zwar worden, aber jetzt ſollten ſie auch bezahlt werden! Das nun lief ihnen den Rücken auf, und einer fragte den andern: „Häſch Münz?“ Und der andere ſagte: „Näi, u wächſle lon ih ſchüli ungern.“ Da ſollen alle das Wechſelfieber gekriegt haben und ſchüli angſt, die Fahnen im Welſchland, welche ſie dort geholt, möchten auch noch nicht bezahlt ſein und einer für den andern herhalten müſſen. Es machten die Weiber Boliaugen, die Hoſenſäcke ſchlotterten, und zuletzt wurde die ganze Geſchichte als unwahr erklärt.

In Bern waren die Fieber hitzigerer Natur. Das erſte brach in Niederbipp aus; man könnte es das Waldkirchenfeld- oder auch das Tannlifieber nennen. Dort iſt nämlich ein Feld, das Waldkirchenfeld genannt, und an dieſem möchten jetzt auch die Anteil haben, wo bis dahin keinen gehabt, begreiflich! Wenn man ſo bloß mit Mögen zu einem Feld kommen kann, ſo iſts nicht dumm. Die Beſitzenden aber wehrten ſich und verloren eine Vorfrage. Nun kam heiße Angſt an ſie, ſie meinten, die Zeit ſei ſchon da, wo das Teilen der Privatrechte mit Unberechtigten beginnen müſſe. Sie meinten, die einfältigen Bipper, die Regierung gebe jedem, der etwas möge, zum Beiſpiel Gurnigelwälder, Primizen ganz und Zehnten halb, und ſei nun bald auf dem blutten, und weil ſie ſelbſt wenig mehr zu geben habe, ſo wolle ſie anfangen die ans Geben zu gewöhnen, welche noch etwas hätten; denn wenn man die Unberechtigten einmal ans Nehmen gewöhnt hat, ſo wollen ſie nehmen, ſolange noch etwas zu nehmen iſt. Sie nun, die Bipper, im Zopfen des Kantons, müßten anfangen mit dem Waldkirchenfeld, dann komme es an die Recht-

ſameni im Wallenboden, im verbrennten Bad, um den Rütihof herum ꝛc. Sie begriffen, daß der Zuſammenhang zwiſchen Zehnten und Rechtſamenen nicht bloß ein Bölimann iſt, und daß, wenn die einen geſchenkt werden, man keinen Grund ſieht, warum die andern nicht ſollten verteilt werden. Die guten Leute begriffen den Bölimann, aber nicht den Mühlimann.

Da begehrten ſie auf vom x, und katzangſt wurde es ihnen in Bern drinnen, und ſie ſandten einen herunter, der einem das Herz im Leibe umkehren kann, daß man einen Abweisſtein für eine Kannenbirne anſehen muß. Dieſer dolmetſchete ihnen nun den ganzen Handel, daß ihre verlorne Sache nur eine Vorfrage ſei und die Regierung noch nicht halb ſo auf dem blutten. Und wenn ſie es einmal ſei, was aber nie geſchehen werde, da würde ſie ſich doch noch anders zu helfen wiſſen als mit den Niederbippern. Da ließen die getreuen Bipperſeelen ſich beſänftigen, hoben den Dolmetſch hinauf an ihre Niederbipperherzen, ſollen aber verblümt — wir verbürgen es nicht — zu verſtehen gegeben haben, wenn es einmal mit dem blutten richtig werden und es ans Teilen gehen ſolle, ſo müſſe in einem andern Zopfen angefangen werden; ob im Guggisberg oder zu Guttannen oder zu Gampelen, das ſei ihnen dann gleich.

Vom andern hitzigen Fieber weiß man noch nicht recht, wer es bekömmt, ob der Regierungsrat oder zwei Holzhändler oder beide. Der Regierungsrat hat nämlich zwei Holzhändlern, die nicht mehr Platz hatten für das Holz, welches ſie ausführen wollten, die Erlaubnis erteilt, der Aare einen Mupf zu geben und ihr von ihrem Bette zu nehmen. Man glaubte, mit der Aare als einer ſtummen Perſon ſich ſchon etwas erlauben zu dürfen, aber man irrte ſich. Eine geheime Liebſchaft zur Frau Aare machte ſich auf einmal geltend mit grauſamem Gewicht; den Holzhändlern ward die Erlaubnis zurückgenommen, und ihre bereits gemachten Arbeiten ſollen wieder weg. Da iſt nun Hitze darhinter, und der Handel ſoll noch über Saupelz und Krachborſten heraufgetrieben werden. Wenn der Kalendermacher im Regierungsrat ſäße, was aber, Gott ſei Dank, nicht

der Fall iſt, er ſendete wieder einen holdſeligen Dolmetſch und hielt eine ſtille Abmachete, vor dem Großen Rate ließe ich mich nicht wieder ſo herumſchleppen.

Der Bättag ging recht ſchön vorüber, ſogar die Thurgauer Regierung dachte wieder an Gott und machte ihm ihr Kompliment. Die armen Teufel werden gedacht haben, da Louis Napoleon am Schatten ſitze, ſo müßten ſie ſich an jemand anders halten. Aber am Sonntag darauf wurde wieder getanzt, und abermals fanden Stecheten ſtatt im Lande. Es iſt faſt, als ob man den Stechenden noch den Taglohn gebe für gehabte Mühewalt. O Kraft und Geſetz, wo bleibſt du?

Den 18. September ging wieder ein ſtarker Luft im Solothurnerbiet. In Mümliswyl wollte er die Berge wegtragen, die Häuſer ſollen ſchon in der Luft herumgeflogen ſein wie Muggen. Im Urnerland regnete es abermals, daß ihnen das Waſſer bis an den Mund lief. Es iſt doch kurios, daß es im Urnerland am näſſiſten regnet, im Solothurnerbiet am wüſteſten luftet, Solothurnerwinde haben ſeither den Eilwagen ſogar auf dem Bernbiet angefallen und umgeworfen.

Statt Luft und Waſſer gab es im Bernbiet zwei Dinge, eins wurde aus-, das andere eingelaſſen.

Ausgelaſſen wurde der Entwurf eines neuen Zehntgeſetzes. Dasſelbe ſoll abgeſtellt ſein auf dem Grundſatz, daß das Holz denen gehöre, die zunächſt bei den Wäldern wohnen. Weiß nicht, verſtehe mich nicht auf ſolche Dinge. Wenns aber das Mus zu einer Suppe geben ſoll, begehre ich ſie auch nicht zu eſſen; Erbsmus iſt mir anſtändiger als Zehntmus.

Eingelaſſen wurde ein berühmtes Wettermännchen, das immer den Tagſatzungen vor- oder nachziehen und bös Wetter machen ſoll. Warum aber die Weisheitsbünteln in Bern für dsTeufels Gewalt ſchlecht Wetter wollen, das muß ich doch fragen, wenn ich das nächſte Mal in den Poſtleiſt komme.

In Frankreich drinnen grad änenache Bunterlü ſoll eine Frau

Laffarge ihren Mann vergiftet haben akkurat wie die Pintenwirtin von Leuzigen. Davon machen ſie nun in Frankreich einen Mordſpektakel, und die Franzoſen haben förmlich den Narren gefreſſen an der ſaubern Madame. Guten Appetit! Müſſen aber doch uſchaflig Ketzere ſy, die Franzoſen! Ein Engeländer wollte ſie gar noch heiraten, dä Uflot!

Der Oktobermonat machte ein ſehr ernſt Geſicht: kalte und feuchte Winde gingen, es regnete viel, ſtellte den Säet zurück, machte das Graben der Erdäpfel, die ſehr reichlich gewachſen waren, peinlich. Der Wein ſoll wohl geraten ſein, wird aber wohl dünn werden, bis er hier außen iſt, ſüderete es doch ſchon im Weltſchland drinnen drein. Obſt aller Arten gab es ſehr viel, galten aber die Äpfel nur drei Kreuzer das Mäß, was Mann und Weib übel gefiel.

Im Aargau ging eine Verfaſſung die Schyßgaß ab. Wird nicht die letzte ſein!

Apropos, den 11. Oktober ließen drei Schuhmacher in Bern drei Buben taufen; müſſen handliche Leute ſein, die Schuhmacher in Bern!

Kriegsgeſchrei hallte an allen Wänden wieder, in Syrien donnerten die Kanonen, in Konſtantinopel ſetzten ſie den Ali ab, in Paris und Lyon ſangen ſie die Marſeillaiſe und taten ſonſt wüſt, brüllten „Krieg! Krieg!“, und die Zeitungsſchreiber machen „Gs! Gs!“ aus allen Ecken. Geheime Geſellſchaften mit geheimen Zwecken haben ſich der Preſſe bemächtigt, böſe Geiſter führen die Federn. Die einen leben in der Unruhe wie Güllemügger in der Miſtgülle, den andern ſoll die Unruhe Güter zuwerfen, wie auch nur das aufgeregte Meer ſeine Güter an das Ufer wirft und nicht das ruhige. Sie machten einen Wirbel, daß man nicht mehr wußte, was oben, was unten war, die ruhigſten Leute darin trieben, und oben auf Schaum und Wellen tanzte mit triumphierenden Mienen der franzöſiſche Kobold Thiers. Aber hinter dem Wirbel ſteht noch unbewegt der geheimnisvolle Louis Philipp, ruft die Kammern zuſammen, ſieht dem Schanzen um Paris behaglich zu und läßt den Kobold tanzen um ſich

herum in zappelnder Ungeduld. In Paris sind Gesellen, welche Freude haben an Blut und Brand, aber keinen Begriff vom friedlichen Glücke des Landmanns, vom Elend der Stillen im Lande in des Krieges Getümmel, in einer Revolution zerstörenden Fluten, Gesellen, die, weil die Affen Schwänze haben und auch die übrigen vierfüßigen Tiere, sich einen Plempel Weltenschmerz hinten angeklebt haben und damit als wie mit einem Farrenwadel in jedem Glück, in allen Zuständen herumfahren und alles durcheinanderrühren möchten.

Diese Gesellen ließen wieder auf Louis Philipp schießen, sein Mord sollte die Brandfackel der Welt sein; aber des Mörders verruchte Hand wurde zerschmettert, der König blieb unversehrt. Wissen diese Gesellen jetzt, was sie sind gegen den, der jetzt noch Ruhe will und Frieden? Wissen sie jetzt, daß einer über uns ist, der das tötende Blei zurückzuwenden vermag auf den Schützen, wenn er den, dem es gelten sollte, behüten will? Und diese Horden, die so oft schon auf ihren König geschossen, einen König, wie sie selten einen gehabt, brüllen von Ehre und predigen Mord! Pfui ihrer Ehre, sie gehört dem Galgen an, so wie ihre Seelen der Hölle!

Während Louis Philipp nicht mehr sicher ist unter seinem Volke, das von Ehre und Vaterland faselt und von Treue nichts weiß, fährt der junge Preußenkönig, sonst nicht beliebt, aber als Berliner Witzkopf bekannt, unter unbändigem Jubel im Lande herum und erhält Geschenke statt Schüsse. In diesem Jubel liegt etwas unendlich Rührendes. Er zeigt, wie gut das deutsche Volk eigentlich ist, welch kindlichen Sinn, welch Verlangen nach einem guten Vater es in sich trägt. Und dieser Sinn wird so oft nicht verstanden, gar Schindluder mit ihm getrieben. Wenn ein Mörder einmal gehangen wird, so verdiente ein Regent, der diesen Sinn verhöhnt, verderbt, mit Füßen tritt, zweimal gehangen zu werden wenigstens. Der neue König stellt sich aber wacker; ob er so fortfährt, weiß man freilich nicht. Jedenfalls scheint er sich auf das Regieren wohl vorbereitet und nicht geglaubt zu haben, mit dem Amte komme auch der Verstand.

Bei uns hat man das nicht nötig; wenn man einmal ist, was man sein möchte, so hat man beim „Bären" oder beim „Adler" bald gelernt, was man braucht.

In diesem Monat dankte ein König und eine Königin ab.

Der König von Holland übergab seinem Sohne den verschuldeten Thron, wie auch bei uns mancher Vater seinem Sohne den verschuldeten Hof übergibt, wenn er selbst nicht mehr gfahren mag. Andere sagen, es sei die Liebe zu einer katholischen Gräfin, welche die Holländer nicht schmöcken mögen, er aber wohl, welche ihn zu diesem Schritt bewogen. Wird sich bald zeigen. Der Sohn soll schön auf dem Pferde sitzen, aber ob er auch schön auf dem Throne sitzt, weiß man nicht; Pferd und Thron sind verschiedener Rasse. Jedenfalls scheint in der Familie nicht die größte Zärtlichkeit gegen ihn zu herrschen.

In Spanien dankte Christina ab, die dort Königin war und ein Luder dazu; was aus ihr werden soll, ist Gott bekannt, wahrscheinlich wird sie das letztere bleiben. Spanien ist ein unglückliches Land. Der Institutionen, die man ihm geben will, scheint es durchaus unfähig, es bedarf herrlicher Persönlichkeiten. Bei ihm sieht man am klarsten, wohin man kömmt, wenn man Institutionen macht, für die der Sinn im Volke fehlt, die daher nichts sind als Masken der Eitelkeit oder des Ehrgeizes. Die wahre Freiheit läßt sich nicht impfen wie die Kuhpocken, nicht anhängen wie die Krätze, sie will einen eignen Boden zum Aufwachsen und Zeit zum Wachstum und ein eigen Klima obendrein. Freilich gibt es verschiedene Freiheiten, und viele sind, welche die rechte von der falschen nicht zu unterscheiden wissen. So sieht man auch im Palais Royal viele Damen spazieren gehen; sie sehen von weitem oder im Nebel oder bei Laternenschein wie Herzoginnen aus, und besieht man eine derselben bei rechtem Lichte, so hat man ein gemeines Mensch in der Hand und kann sich hüten, daß man an demselben nicht verarmt oder gar stirbt.

In der Woche vom 18. bis 25. schneite es erst über die Berge, dann weiter herab auch in die Täler, bis es endlich den 25. eine

Zehntverſammlung in Fraubrunnen zuſammenſchneite, während an andern Orten Birnbäume blühten und Roſen zum zweiten Male.

An dieſer Zehntverſammlung wurde allerlei durcheinandergeredet von ſchuldig und nicht ſchuldig, daß niemand recht klug daraus ward. Am ſchönſten und deutlichſten redete der Sigriſt von Grafenried. Muß ein ganzer Kerli ſein, der Sigriſt von Grafenried! Ob all dem Reden entſtund ein beſtimmtes Gefühl in ihm, das lupfte ihn; unpräpariert, aus dem Stegreif erhob er ſeine Stimme und verwahrte der löblichen Verſammlung gegenüber ſeine Rechte. Ein gräßliches Kompliment für die verſammelten Herren, und mit dieſem Komplimente behaftet, zogen ſie heim.

Da ward auch plötzlich das Miniſterium Thiers zu Waſſer, und auseinander fuhr die Hudelarmee des Paſcha von Ägypten. Dem kleinen Kobold ward Louis Philipp Meiſter; aber die Zeche müſſen die Franzoſen bezahlen, die Kleinigkeit von achthundert, ſage achthundert Millionen. Es wird aber leider nicht ihr letztes Lehrgeld ſein. Werden wohl einige Millionen an des kleinen Kerls klebrigen Fingern hängen geblieben ſein. Groß war darüber die Freude in Europa, und zum erſten Male taucht im Volke die Gerechtigkeit auf, welche einſt die Nachwelt dem Louis Philipp trotz ſeiner Schwächen wird widerfahren laſſen. Er iſt der Felſen, an den das brauſende Meer der Zeit Fluten um Fluten zuchtloſer Schreiber wirft, an ihm in Schaum ſie zerſchellt.

Kaum hatte Frankreich, ein eigentümlicher Kinderfreſſer dieſer Zeit, ſein alt Miniſterium Thiers verſchluckt, ſo ſchwenkte es ihm der liebe Gott runter, wie man einem bittern Lariertrank auch Waſſer nachgießt. Er ſandte auf flüchtigen Fittigen laue Winde, öffnete dann des Himmels Schleuſen; auf den Bergen ſchmolz der Schnee, rann zuſammen mit des Himmels Waſſern, und ein Teil Frankreichs, das ganze Rhonetal, ward zum See, die Fluten wogten über Häuſer und Wälder; wie Steingerölle in das Meer geſpült zu werden, ſchien das Los der Städte, die an den Waſſern lagen. Da gedachte man wieder des Steines, den man im Frühjahr bei nie er-

lebtem niedern Wasserstand in der Rhone gesehen, und der die Inschrift trug: „Der mich gesehen, hat geweint, der mich aber sehen wird, wird auch weinen.“ Ja, es weint das ganze Rhonetal, hat aber doch Ursache, Gott zu danken, daß es in seine und nicht der Menschen Hände gefallen. In wenig Tagen laufen die Wasser ab, barmherzige Hände öffnen sich, ein schönes Zeichen der Zeit, allenthalben, im Frühjahr werden die Felder wieder grünen, das folgende Jahr sieht neue Häuser an der Stelle der versunkenen; des Krieges Brand hätte vielleicht jahrelang gelodert, statt Hunderte von Menschen und Millionen Geldes Millionen Menschen, Milliarden Franken verschlungen. Das Untergegangene wird sich verschmerzen lassen, der Krieg aber und die damit in Frankreich verbundene Revolution hätte ein neu Geschlecht geboren, noch verwahrloseter als seine in der frühern Revolution verwahrloseten Väter, und dieses Geschlecht hätte sich wie ein Vampir gelegt an den Hals seiner Mutter, das gesegnete Frankreich hätte sie zum faulenden Körper gesogen, dessen Pestgeruch auch dem Leben anderer Länder den Tod gedroht.

Wenig schadeten in der Schweiz die Wasser. Die Urner und Graubündter schrien zwar im ersten Schreck sehr laut, nahmen aber später wieder etwas zurück. Ich glaube, die beginnen zu schreien beim ersten Regentropfen, der vom Himmel fällt, so wie oft gefitzte Kinder zu brüllen anfangen, sobald die Mutter die Hand nach der Rute ausstreckt, die hinter dem Spiegel steckt. Im Kanton Bern war das Seeland überschwemmt, welchem der Herr Doktor Schneider eine hochlöbliche Hingebung zu dessen Entsumpfung weiht. Manierlich führten sich die wilden Bergströme auf. Die Emme hatte bloß ironische Launen. Sie zeigte, wie leicht es ihr wäre, wenn sie recht wollte, die Straße bei der neuen Haslibrücke und vielleicht die Brücke selbst fortzuspülen.

So verrann der Oktober. Was er ausgesäet, müssen die andern Monate verdauen: den spärlichen Samen auf den nassen Äckern, die Kosten für den windigen Krieg, den Schaden der Gewässer, die Komplimente des Sigristen von Grafenried.

Später kam noch die Nachricht, daß den 30. und 31. Oktober die Jonischen Inseln von Gottes Hand stark gerüttelt worden seien. Dort ist ein schönes Land, will aber lieber im Schweizerländchen sein. Dort ist der Türke nahe, der Engeländer häßig, und Gott muß laut sprechen, wenn sie ihn hören sollen, scharf rütteln, wenn sie erwachen sollen aus ihrem Sinnenrausche. Hier haben wir den Türk weit, den Engeländer nicht zu fürchten, und wenn Gott redet und rüttelt, so hören wir doch noch und erwachen, ehe das Haus über unserem Haupte zusammenstürzt. Nicht wahr, liebe Leute?

Aber sonderbar ists: wie in der ersten Hälfte des Jahres der Bysluft die Erde austrocknete, das Feuer das Schreckenselement war, das uns nicht schlafen ließ, so wehten in der letzten Hälfte des Jahres feuchte Südwinde, und das Wasser ward dem Menschengeschlecht zur drohenden Rute.

Und wie merkwürdig ists nicht, daß dem gewaltigen Nachtgewitter im Jenner ein noch mächtigeres den 10. November zur Seite steht! Um fünf Uhr abends ward der Himmel schwarz, dann strömten Garben feuriger Strahlen durch den Himmel, Hagel peitschte die Erde, und in fürchterlichem Donner bebten die Berge, zitterten die Menschen. Wer nennt mir ein Jahr mit zwei solchen Gewittern zu so ungewöhnlichen Zeiten? Darauf wurde es grün auf den Matten, die Samen wuchsen, den 18. stieg das Thermometer auf vierzehn Grad über Null, den 19. zwölf Grad; in der Nacht darauf wieder Gewitter über die Berge. Darauf, den 23. November, hielt der Landammann bei Eröffnung des Großen Rates keine Rede. Wahrscheinlich fand er, nachdem die große Kanone am Himmel so gewaltig gedonnert, zieme es den kleinen Schlüsselbüchsen auf Erden, in ehrerbietiger Stille zu verharren.

In Solothurn soll die Verfassung verändert werden, nach neuesten Nachrichten auch in Luzern. Es ist den Menschen unwohl, es drückt sie der Schuh, aber sie wissen nicht, warum. Sie meinen, die papierenen Verfassungen drücken sie. Die Narren! Seit wann drückt ein Papierchen einem im Schuh? Aber wenn man einen Stein

im Schuh hat, einen Knebel oder gar einen Hegel wie jener oberländische Führer, das tut weh. Es klagte nämlich einmal ein solcher Führer, nachdem er fünf Stunden gelaufen war, er müsse weiß Gott stillestehen, er glaube, er habe ein Stinli im Schuh. Als er stillestand, die Überstrümpfe aufknöpfte, die Schuhe auszog, was zog er heraus? Ein halbpfündiges Feuerschlachenmesser, einen halbpfündigen Hegel zog er heraus; da wohlete es ihm, und der Schuh war ihm wieder recht. So machts auch, tut die Stinleni, die Knebel und Hegel aus den Schuhen, dann drückt euch die Verfassung nicht mehr. Das ist das erste.

Zweitens denkt daran, daß wir eine Verfassung haben, die über achtzehnhundert Jahr alt ist und nicht von einem Halbwitzigen, der erst an der Verfassung lesen lernte, sondern eine von oben herab! Was auf Erden halten soll, muß auf sie gegründet sein, was nicht wehtun soll, muß von ihr ausfließen. Nun ist aber gerade das das Lümmelhafte dieser Zeit, daß jeder pfnüselhafte, halb wahnsinnige, halb auszehrige Hans Uli das Heil der Völker auf seine eigenen schlotterenden Achseln, die Verlegenheit aller Schneider, gründen und Gott mit stillschweigender Verachtung aus den Herzen der Völker wegbugsieren möchte. Der Lümmel meint, wenn er nicht viel Lärm dabei mache, so merke ihn niemand, und sein Spiel müsse gelingen, und merkt nicht, daß er nichts ist als eine Mücke, welche die Sonne verfinstern will. Und wie groß ist die Sonne und wie klein die Mücke, wie lange währet die Sonne, und wie kurz lebt die Mücke! Die purzelten um und um, welche auf Karl X. und ihre eigene Weisheit ihr Dasein gründeten, die werden purzeln über und über, welche bei der Propagande und der eigenen Dummheit das sogenannte Heil des Volkes, das heißt den eigenen Vorteil und des Leibs Behagen suchten. Unterdessen wird man schreien über die Verfassung; werden es haben, wie Jesaias sagt: „Wir harren aufs Licht, aber siehe, da ist Finsternis, auf den Schein, aber wir wandeln im Dunkeln. Wir tappen nach der Wand und tappen, als die keine Augen haben; wir stoßen an am Mittag, als wäre es

Dämmerung. Wir brummen alle als wie die Bären und ächzen innerlich als wie die Tauben; denn wir harren aufs Recht, aber es iſt keines da, aufs Heil, aber es iſt ferne von uns, denn unſerer Übertretung vor dir iſt viel, und eine jede unſerer Sünden antwortet wider uns." Nun werden ſie in der großen Sozietät und im Poſtleiſt ſagen, ein Pfäfflein laſſe ſeine Hörnchen hervor, vor dem müſſe man ſich in acht nehmen. Ihr irrt, liebe Leute, aber ihr wißt den Chriſt vom Pfaffen nicht mehr zu unterſcheiden, und warum wohl nicht?

Die Mehrzahl im Kanton Bern will keine Verfaſſungsveränderung. Kennt ſie ihr Elend nur zu gut oder gar nicht, oder iſt kein Elend da? Ratet!

Im Aargau trauen ſie dem Landfrieden nicht. Die alten Füchſe machen ſich abſeits, ſie glauben, es könnte gut Wetter kommen zu einer Fuchsjagd!

Im Züribiet ſind den Schulmeiſtern, wie es ſcheint, ihre Füße wieder geheilt und ihre Mäuler neu aufgegangen. Am Tage von Uſter haben ſich die Hungerigen und Durſtigen aufgemacht und ſich verſammelt in Baſſerſtorf. Das erſte Ärgernis war die Äfferei der vorjährigen kirchlichen Bewegung. Man ſieht oft eigene Schwindelei für äußerliche Gefahr an. Das zweite Ärgernis waren die Anſprünge auf die Staatskaſſe. Da ſtreckte der hungerige Eſel das Ohr aus der Löwenhaut. Gehen die guten Leute doch zu einem gewiſſen Baron, der den Zürchern von anderer Seite her Wurſt in die Milch macht! Vielleicht verhilft der ihnen zu himmliſchem Manna.

Unterdeſſen taucht in Lyon die gewaltige Zerſtörung immer mehr auf, die Schrecken Gottes kühlen ſich in die Seelen, geſtalten ſich aber bei den ſinnlichen Franzoſen geſpenſterhaft. Um Mitternacht ſoll eine weiße Frau über die Höhen bei Lyon weggeſchritten ſein, ſie trug eine Schale mit Waſſer und verſchwand auf den Ruf der Wache. Sie erſcheint wieder, eine Fackel tragend, die bleiche Flammen ſprüht, wird wieder angerufen, verſchwindet wieder. Sie

kommt und trägt ein Brot vorüber. Endlich erscheint sie, ein glühend Schwert schwingt sie in der Hand. Als die Wache feuern will, steht die Frau und spricht: „Mit der Schale brachte ich die Wasserflut, die Fackel bringt die Pest, das Brot Hungersnot, das Schwert aber bezeichnet den Krieg, der mit Unglück um Unglück über Frankreich sich wälzen wird." Darauf verschwand sie in der Nacht und ward nicht mehr gesehen.

Im November ereigneten sich noch folgende wichtige Dinge:

Der König von Frankreich erhielt in seinen Kammern eine große Mehrheit, der Friede wurde bestätigt; müssen doch noch vernünftige Männer sein in Frankreich drinnen! Die Minderheit in den Kammern führte sich auf wie ungezogene Buben mit Schimpfen und Schreien; hätten die Rute aufs blutte verdient.

Zweitens kriegte das Schatzeli in Engeland ein Kind, soll jetzt die Mama spielen, wird dem Kinde schwer ankommen.

Und endlich apropos von Kind! Es feierte die Hochschule von Bern ihr sechsjähriges Geburtsfest. Das Kind soll einen guten Schluck ins Feld führen und beißige Redensarten gegen seine Väter. An den Grenzen der Schweiz redete man viel von den dabei stattgehabten Umzügen und stattgefundenen Ereignissen. Zum Schluß soll das Lied gesungen worden sein: „Gute Nacht, gute Nacht, allen Müden seis gebracht!" Große Ungewißheit soll herrschen, wer unter den Müden verstanden worden, bedenkliche Gesichter sich mit der Untersuchung befassen.

Der Dezember ging sehr schön ein, es waren zwölf Grad Wärme, und Herr Neuhaus ward zum Schultheiß gemacht.

Den 2. Dezember ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges in Bern; dort nahm man nämlich einen liberal geheißenen Mann zum Bürger auf. Wäre dem Kalendermacher nicht aufgefallen, wenn nicht die schwarzen Blätter großen Spektakel daraus gemacht. War halt dumm von ihnen. Ferner wirft das „Intelligenzblättchen" den Pfarrern vor, daß sie ihr Stimmrecht an der Gemeinde gebraucht, und wirft ihnen wieder vor, daß sie es sonst nicht brauchen.

Iſt nie recht, was man tut. Werden wohl auch das Stimmrecht für ſich behalten wollen, die lieben Mitburger, wie das Feldgeld und das Holz. Da hat einer im Großen Rate einmal was Geſcheutes geſagt, daß nämlich ein Pfarrer nicht Friedensrichter ſein ſolle; da weiß der Pfarrer doch, woran er iſt, und wenn es mit den Friedensgerichten dumm geht, ſo kann man doch keinem Pfarrer ſchuld geben. Wird manchem ſehr unkommod ſein.

Am 4. Dezember wurde das Zehntmus umgerührt vom Morgen früh bis abends ſpät und endlich, ohne es anzurichten, ab dem Feuer geſtellt. Am folgenden Tage begehrte einer gewaltig auf, daß man ſich nicht wie Schulbuben behandeln laſſen dürfe. Ja, ja, ganz recht; aber, aber, es ſollte ebenfalls weder ein Großrat noch ein Regierungsrat das Volk für einen Eſel anſehen, ſonſt hat dasſelbe ſich noch bitterer zu beklagen. Man kann wohl verbieten, einem Schulbub zu ſagen, aber, einen dafür zu halten, das kann man nicht verbieten, du guter Mann! Wir haben ja Glaubensfreiheit und doch wahrhaftig nicht nur in Beziehung auf unſern großen Herrgott, ſondern ganz ſicher auch in Beziehung auf die kleinen Herrgöttlein, die kommen und ſchwinden wie das Heimberger Kachelgeſchirr.

Für was ſieht man das Volk an, wenn man ihm davon ſchwatzt, daß es nicht den Zehnten, ſondern den Drittel geben müſſe? Weiß doch das Volk wohl, daß da nicht der einzelne Acker, ſondern das ganze Gut zu betrachten iſt, von welchem nur zirka ein Viertel oder ein Fünftel mit Korn bebaut wird jährlich. Wofür ſieht man das Volk an, wenn man ihm vorfaſelt, es werde bald nicht mehr Korn pflanzen, als um Stroh zu erhalten für ſeine Dächer, und nur Gras bauen von wegen den Käſereien, oder Reps? Wie ſteht der Preis der Käſe? Kann ein Landmann den Kornbau aufgeben? Womit ſoll er das Gras bauen? Geht nicht Miſt über Liſt? Was ſind alle Surrogate gegen den eigentlichen Strohmiſt? Ich bin überzeugt, man meint es gut und hat vielleicht daran gedacht, die Abtritte der Behörden dem Lande zu ſchenken, in welchen wohl auch Stroh ſein

wird. Warum sollte es nicht? Aber trotz allem Respekt davor muß ich doch aufrichtig bekennen, daß ich zweifle, ob sie hinlänglich sein werden, den Ausfall zu ersetzen.

Und endlich, wo denken doch die Herren hin, die immer von unserer Ehre und unabhängigen Neutralität reden! Wenn es von unsern Nachbarn abhinge, ganz und gar unsere Tischdrucke auf- und zuzumachen, wären wir da nicht das abhängigste Volk von der Welt, ganz fremder Willkür preisgegeben? Gottlob aber, daß Gott witziger ist als wir, und der hat den Kornbau zur Notwendigkeit gemacht trotz allem parlamentarischen Gerede.

Und schlüßlich, ists wohl einem Regierungsrat erlaubt, die Großräte, die Stellvertreter des Souveräns, wie Schulbuben zu behandeln und ihnen ins Gesicht zu sagen, er wolle ihnen weismachen, schwarz sei weiß, weiß sei schwarz?

Der alte Schäfer prophezeite Gutes für das folgende Jahr, viel Sachen aller Art: einen schönen Frühling, guten Wein ꝛc. Indessen begann es kalt zu machen, den 15. Dezember stieg die Kälte auf dreizehn Grad. Da wird es manchem alten Mütterli kalt gemacht haben bei seinem erkalteten Blute und noch kälteren Ofen. Noch kälter aber wird es den Parisern gemacht haben, die gerade an diesem Tage mit unermeßlichem Pompe die Asche ihres großen Helden Napoleons in Paris einbrachten, die sie hergeholt hatten aus seinem Felsengrabe auf dem meerumwogten Helena. Wie mit einem zweischneidenden Schwerte prägte Gott den Parisern an diesem Tage ihre Natur ein, an der ihr großer Held gestorben war: kalte Herzen und aus diesen herauf ein kalter, lauterer Bysluft, der bleich macht, schlottern läßt, durch Mark und Bein fährt und dann zischend und sausend ins Weite.

In Baselland sagten sie sich wüst im Landrat. Einer sagte dem andern, der Teufel solle ihn nehmen, sie seien meineidige Kogen. Wollen künftig von Baselland gar nicht mehr reden, ist halt eine wüste Sache.

Den 17. Dezember wurde endlich im Aargau vom Großen Rate

eine neue Verfassung angenommen (erst den 4. Jenner vom Volke). Wird die wohl länger dauern als ein baueliges Hemmeli?

In Solothurn bagglen sie noch immer daran, und Vetter Hammer schenkt klaren Wein ein dazu. Den Kapazitäten gab er Anzügliches zu merken, die größten Kapazitäten seien das Heidelberger Faß, der Nürenberger Trichter und die Fleischtöpfe Ägyptens. Soll das etwa auf Vetter Disteli gestichelt sein und auf Base Felber?

Die kürzesten Tage gingen windstill, etwas neblich ein, die Wetterfahne stand von Süden. Klar und schön ging die Weihnacht vorüber mit zehn Grad Kälte. Wäre vielen zu wünschen, so klar und heiter stünde über ihnen auch der Himmel, aus dem Christus kam, die Sünder zu suchen, sie stünden nicht im Nebel, in dem kein Himmel zu sehen ist, in welchem der Sünder nicht zu finden ist, sie stünden so hoch in der Gnade Gottes wie das Queckſilber im Barometer, dessen gegenwärtige Höhe selten erreicht wird. Dann kamen die Nebel wieder, düsterer ward es über der Erde, des Menschen Auge sollte zurückgewendet werden in sich, sollte in sein eigenes Herz schauen, ob an dessen Decke hangen die Wolken der Sinnlichkeit, die Nebel der Erde, oder ob das Herz widerstrahle im Lichte von oben, ob es rein sei und nach Vermögen geschmückt, das Weihnachtkindlein aus der Höhe zu empfangen.

So floß düsterstill das Jahr zu den vorangegangenen Brüdern, seine letzte Stunde verhallte. Groß ist des Herrn Güte über uns gewesen, viel hat er gegeben, vor vielem uns bewahrt, viel uns nehmen wollen, die Last und Macht der Sünde von unserer sündigen Seele. Von ihm haben wir genommen, was er gab; wie viele haben gegeben, was er wollte? Das bedenket, gebt ihm im kommenden Jahre, was ihr ihm in diesem nicht geben wolltet, gebt ihm euch mit Leib und Seele! Denn, vergeßt es nicht, sein ist die Kraft und die Herrlichkeit, und seine Güte währet ewiglich.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem Rätsel, alsdann aber werden wir sehen von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, alsdann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkennet bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

Es ist die Liebe nach innen ein wonniges Empfinden, das zur Kraft wird und uns hinzieht zu etwas außer uns, an dasselbe uns zu fesseln sucht unauflöslich.

Dieses Gefühl, wenn es nur nach Irdischem zieht, wird Trieb, auch Leidenschaft geheißen; wo es sich aber verklärt und läutert, nach oben zieht, dem Ewigen entgegenstrebt, da heißt es im höhern Sinne die Liebe.

Dieser Liebe hat Gott in jedem menschlichen Herzen einen Altar aufgerichtet, das Lämplein auf demselben zugerichtet und zu demselben gestellt als Gott geweihte Priesterin die Mutter — sie brennt die heilige Flamme an.

An der Mutter Brust erwachet sie, dort ist ihr harmlos Paradies, darum blüht auch da das erste Lächeln auf, der Liebe schönste Knospe. In süßer Freude fängt die Mutter die ersten Strahlen dieses Feuers auf, dann aber will sie dieselben nicht alleine. Des Säuglings schwankend Auge richtet sie dem Vater zu, deutet mit dem Finger, spricht: „Das ist drÄtti!", bis das Lächeln auch dem Vater erblüht, die Liebe in den ausgestreckten Ärmchen auch ihm entgegenlodert. Und wenn in holdem Spiele das Kindlein von einem zum andern will, die Ärmchen den Vater locken, das Gesichtchen an der Mutter Busen sich wiegt, der Mund von der Mutter die süßen Spenden empfängt, die Ohren des Vaters Reden lauschen, die Augen beide suchen, bis in leisem Fluge der Schlummer kommt, dann steigt der Eltern Wonne am höchsten, sie baden sich im reinsten Elemente, in der Liebe; das Kind verlebt seine seligsten Tage in bewußtloser Liebe.

Aber es erweitert ſich des Kindes Daſein, der Mutter Bruſt wird ihm zu arm, zu enge wird es ihm auf ihrem Arme, ſein Auge ſchweift weiter und weiter, ſein Füßchen ſtrebt zur Erde nieder, an die reiche Bruſt unſer aller Mutter will auch es ſich legen, ſie lockt ja ſo freundlich und bietet ſo Mannigfaltiges: grünen Raſen zum Spielen, ſchöne Blumen zum Brechen, ſüße Früchte zum Naſchen. Des Frühlings Herrlichkeit, des Sommers Pracht, des Herbſtes Reichtum, des Winters Freuden wiegen in wonnereichen Rauſch des Kindes Seele; jeden Tag hat die neue, große Mutter ein neues Lächeln und feſſelt inniger es an ihre Bruſt. Der erſten, armen Mutter Schoß wird immer ſeltener geſucht, nach vielen Dingen, aber immer ſeltener nach dem Vater ſtrecken die Ärmchen ſich aus; ſie ſollen es fühlen, ſo will es Gott, daß ſie nicht alles in allem dem Kinde ſein können, nicht ſein ſollen.

Aber auch die neue, große Mutter, die Mutter aller, hat einen Vater, auch ſie will des Kindes Liebe nicht alleine, auch ſie weiſet dem Kinde den Vater: jede Blume, die ſie nach oben ſendet, deutet zum Vater empor, jeder Tautropfen ſpiegelt ſein Bild, durch die Vögelein ſingt ſie ſein Lob, durch die Sternlein lockt ſie nach oben, in der ſtrahlenden Sonne verkündet ſie ſeine Majeſtät und Herrlichkeit, verhüllt ſich ſelbſt in trüben Regenſchleier dem tändelnden Kinde. Aber das Kind verſteht die Sprache der neuen Mutter nicht, verſteht ihr Deuten nicht, ſieht darum den Vater nicht, ſondern legt ſich immer heißer und brünſtiger an der Mutter Bruſt, haſcht immer gieriger nach ihren Gaben, berauſcht ſich immer tiefer in ihren Spenden, in wilde Gierigkeit geht die Liebe über, wenn niemand das Kind der neuen Mutter neue Sprache lehrt, ihr Deuten ihm deutet.

Darum werden die Prieſter, welche der Liebe gewartet, zu Propheten und Lehrern, mitteln das Verhältnis zwiſchen der großen Mutter und dem Vater aller, lehren der erſtern Sprache verſtehen, den letztern finden und lieben, von den Kindern abzuwenden das ewige Unglück, nur eine Mutter zu haben und keinen Vater zu kennen oder nur die Mutter zu lieben, zu haſſen aber den Vater.

So kömmt zum Prieſteramt den Eltern das Prophetenamt, und dieſe Vermittlung iſt ihre zweite hohe Aufgabe. Dann haben ſie dieſelbe gelöſt, wenn das Kind die Mutter liebt, aber von der Mutter weg dem Vater entgegenſtrebt, vom Zug ſeiner Liebe erfaßt, wenn das Kind der Gaben der Mutter ſich freut, aber des Vaters Wille den Genuß ihm regelt, wenn es die Liebe der Mutter in ihren Gaben erfaſſet, die damit nur auf den Vater deuten will, der der Geber jeglicher Gabe iſt.

So haben die Eltern der Kinder Liebe nicht nur zu nähren und zu wecken, ſondern auch überzuleiten und durch die Liebe ihre Seelen zu feſſeln an den ewigen Geiſt, außer dem keine Seligkeit zu ſuchen noch zu finden iſt. Während die Mutter Gott in den Bereich der Liebe des Kindes bringt, das kindliche Herz für den guten Vater im Himmel ſchlagen lehrt, die Augen öffnet, daß ſie ihn ſehen im Gewitterſturm, in der Abendröte friedlichem Scheine, in des Staubes Flug, die Ohren aufſchließt, daß ſie ſeine Stimme hören im Säuſeln des Windes, in der Vögel Geſang, des Feuers Praſſeln, in donnernder Meeresbrandung, weckt der Vater der Liebe Verſtändnis und freudig Sehnen zu kräftigem Suchen, leitet es über zu Liebestaten, läßt es flammen zur heiligen Begeiſterung empor, die wie mit göttlicher Kraft Göttliches vollbringt, die Werke des Vaters ſchafft.

Wer aber das heilige Prieſteramt verwalten will, dem muß Liebe im Herzen brennen und nicht Liebe zu ſich alleine oder zu Dingen dieſer Erde bloß, ſondern vor allem innige Liebe zum Kinde.

Leider fehlt dieſe bei Tauſenden, im Pfuhl ſchnöder Selbſtſucht, in der Jämmerlichkeit des Lebens iſt ſie untergegangen; dieſe alle zerſtören und zertreten in heilloſem, bewußtloſem Frevel die Keime der Liebe in den kindlichen Herzen. Und nachdem ſie dieſes getan, fordern ſie Liebe vom Kinde und fluchen ihm, wenn es keine hat für ſie; ſie wiſſen nicht, daß der Fluch über ihre eigene Seele kömmt.

Was die Puppe dem Kinde, iſt mancher Mutter ihr lebendig

Kind, ein Spielzeug ihrer Laune. Sie hätschelt es und fitzt es, sie liebet es und macht ihm ein sauer Gesicht, lacht über alles heute, ärgert sich über alles morgen nach ihrer Laune. Heute will sie das Kind schön, morgen plagt sie es mit Eifersucht, heute lobt sie seine Talente, morgen schimpft sie über seine Dummheit, ärgert sich heute an seinem Reden, morgen an seinem Schweigen, heute darüber, daß es etwas helfen will, morgen über seine Trägheit, alles nach ihrer Laune. Ein kurz Gesicht hat die Mutter, es sieht nur sie; viele Götter hat die Mutter, aber veränderliche, ihre Launen; eine andere Herrschaft kennt sie nicht. Aber unter dieser Herrschaft gedeiht die Liebe nicht, sie stirbt, eine Blüte im Frühlingsfroste. Des Teufels Priesterin ist die Mutter geworden, ihre Selbstsucht reizt die Selbstsucht der Tochter auf, an der Mutter Launen wachsen wie am Spalier der Tochter Launen auf. Soll sie hott, so will sie hüst; wenn es Sonntag ist, so soll es Werktag sein; im Sommer will sie die Hitze nicht, im Winter nicht die Kälte; wenn es regnet, so will sie Sonnenschein, und wenn die Sonne scheint, so klagt sie, daß sie schwarz werde, und den Mond mag sie nicht, weil er bleich macht. Am Tage ist sie verstimmt, des Nachts drückt sie das Doggeli, und an allem soll jetzt die Mutter schuld sein, am Sonnenschein, daß der Mond bleich macht, am Doggeli. Wenn endlich die Mutter weint und jammert über der Tochter Verstimmtheit, ihre Liebloſigkeit, so läuft klagend die Tochter fort: bei der Mutter sei es nicht mehr auszuhalten, es solle jemand anders es auch probieren.

An Geld und Gut hängt ein Vater mit Leib und Seele, von ganzem Gemüt und aus allen Kräften, muß vielleicht nötlich tun ums tägliche Leben; eine Last sind ihm die Kinder, das Rarertal die Erde. Was die Kinder essen, reut den Vater, über jede Ausgabe branzt der Vater, bei jeder Krankheit sagt der Vater: „Wenns nur sterben könnte! Es ginge ihm wohl und mir nicht übel.“ Arbeiten über Vermögen soll das Kind, muß dazu alle Tage hören, wie wenig es noch verdiene, wie viel es esse. Aus des Vaters Munde geht kein Liebeswort. Sauersehen ist des Hauses Freundlichkeit. Auch

er ist des bösen Geistes Priester, tötet der Liebe Keime, regt an den wüsten, engen Sinn, dessen Lebenszweck das Raxen ums irdische Leben ist, der, wenn das Leben gesichert ist, raxet um Geld und Gut. In diesem finstern, trüben Raxen verglimmt das Leben, jede Teilnahme, jedes Gefühl; das Kind kennt weder Vater noch Mutter mehr, weder Bruder noch Schwester. Wie der Wolf nach dem Wolfe beißt, wenn ihn der Hunger treibt, so der Bruder nach dem Bruder, die Schwester nach der Schwester, Schwester und Bruder nach Vater und Mutter. Dann heulen die Eltern auch, schreien nach Liebe wie nach Labsal Verschmachtende, aber die Kinder sehen sich nicht um. Es fluchen die Eltern den herzlosen Kindern, aber die herzlosen Kinder achten Elternflüche nicht mehr als den Wind, der spurlos durch die Tannen fährt. Sie kennen den ja nicht, der gesagt hat: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird!" Die Liebe ward zertreten in ihrem Herzen, öde ists nun dort und wüst und leer, und kein Geist schwebet auf der Öde.

Tausende sind Priester des Gottes der Liebe, in ihrem Herzen lebt die Liebe zum Kinde, Liebe entflammen sie in seinem Herzen, es umschlingt die Mutter, kost mit dem Vater. Aber wenn dann die Zeit kömmt, wo das Kind zur Erde strebt, an die Brust der großen Mutter sich legt, der große Vater vor seinen Augen aufgehen, ihr Prophetenamt beginnen soll, da werden sie Lügenpropheten, denn ihnen ist Gott ihr Höchstes nicht, ein anderes regiert ihr Leben, auf dieses andere lenken sie, von dunkelm Triebe geleitet, des Kindes Liebe über.

Habt ihr nie eine Mutter gesehen, die, ihr Kind auf dem Arme, zum Spiegel trat und sprach: „E lue doch, Meiteli, es wettigs schöns Röckeli und schöni, roti Bäckeli und es neus Tschöpeli, und, e dr tusig, wien es schöns Chäppeli, und de no es wettigs Fürtechli, und, e bhütis, no neui Schühli und sydigi Bändeli, oh, wie wird drÄtti luege, wenn er es so schöns Meiteli gseht!" Habt ihr nie gesehen, wie das Kind ergriffen wurde von der Mutter Rede, wie seine

Äugelein nicht die Mutter ſuchten, ſeine Ärmlein nicht mehr um den Vater ſich ſchlangen, wie es liebäugelte mit ſich ſelbſt, ſeine Händchen nach dem Chäppeli fuhren oder glatt ſtrichen das ſchöne Fürtechli, wie es allen ſich ſpienzelte und, wenn der Vater kam, ihm nichts mehr zu ſagen hatte als: „Lue doch, wie ih es ſchöns Meiteli bi, und ha es neus Tſchöpeli a, und lue doch, es wettigs Fürtechli und de no ſchöni, neui Schühli mit ſydige Bändeli!“ Habt ihr nie beachtet, wie dieſe Dinge des Kindes Seele zu füllen begannen, wie ſeine Liebe auf ſie überging, wie es eine ganze Woche davon redete, was die Mutter im Schaft hätte, wie es ſich die ganze Woche durch freute auf den Sonntag, um anzulegen das neue Chäppeli, das neue Chittel? Beachtet, wie Eltern des Kindes Willen und Gehorſam durch Verſprechen und Vorſagen von Tſchöpelene und Schuhen zu beſtimmen verſuchten! Wenn nun des Kindes Sinn nach falſcher Propheten Weiſe auf die Kleider gelenkt wird, ſeine Liebe übergeleitet auf Schmuck und Leibeszierden, wer will ſich wundern, wenn da die eigentliche Liebe verglimmt, zum Triebe wird, zur Leidenſchaft, die Hoffart im Herzen ſich feſtſetzt, die Mutter vergeſſen wird, die hungrige kein Erbarmen findet bei der hoffärtigen Tochter, Gott weder Liebe noch Gehorſam findet bei der durch Kleider gefeſſelten Seele!

Ein Vater hat Freude an ſeinem muntern Buben, ſieht in ihm den Erben ſeiner Herrlichkeiten, darum trägt er ihn auch zu ſeinen Herrlichkeiten, feſſelt ſeinen Sinn an ſie, leitet ſeine Liebe über auf ſie. In den Stall trägt er ihn früh und ſpät, redet ihm vom Hopi nur und vom Hotti, vom Bääggeli und vom Guſi, und wie er reiten müſſe auf dem Hotti, wenn er groß ſei, weiden könne das Hopi, handeln mit dem Bääggeli und metzgen das Guſi. Er trägt ihn auf ein Hübeli und zeigt ihm alle ſeine Reiche, ſeine Äcker und ſeine Matten, und ſagt zu ihm: „Siehe, das iſt einmal alles dein, wenn du brav werchen lernſt und huslig wirſt!“ Dann führt er ihn in ein Wirtshaus mit einem ſeidenen Strick um den Hals, nötigt Glas um Glas, Stück um Stück ihm auf, und wenn der Bube nach Hauſe

will, so nötigt ihn der Vater zum Bleiben. Wenn dann nach zwanzig Jahren der Bube alles seiniget, dem Vater den Löffel aus der Hand nimmt, ehe er gegessen hat, die Augen zudrücken will, ehe er gestorben ist, im Wirtshaus sitzt, bis der Morgen anbricht, halb totprügelt, wen er auf der Straße trifft, sein Gut ihm alles, sein Hochmut lästerlich ist, gegen Gott und Menschen kein Respekt bei ihm zu finden ist, dann umzieht des Todes Gram des Vaters Seele, er redet von seiner Liebe, die solches nicht verdient, flucht der Welt, die ihm den Buben verführt. Jetzt erfährst du, daß ein Lügenprophet nur erntet, was er ausgesäet. Du hast des Kindes Liebe auf das Fleisch gelenkt, auf die Güter dieser Erde, nun weißt du, was die ernten, die aufs Fleisch säen, du ernteſt deinen und deines Kindes Untergang. Drum klage nicht über andere, sondern weine über dich! Siehe, wie es den Teufel lächert, wie die Engelein weinen, die deinem Buben bei der Taufe zu Gevatter gestanden, wenn du deines Buben Liebe anbrennst, dann auf alles lenkst, nur auf den einen nicht, der selig machen kann und verdammen!

Das Göttliche in der Liebe verlodert, es bleibt ein gieriger Trieb, eine wüste Lust, ein schamlos Haschen nach deren Gegenstand. Von solcher gieriger Lust getrieben, seht ihr die Masse der Jugend sich tummeln in der Welt, setzen an flüchtigen Genuß die von Gott erhaltene Kraft, die unseligsten Spieler auf dem weiten Erdenrund, denn ihr Gewinn ist der Tod und nach dem Tode das Gericht.

Wo aber die Liebe verlodert, der wüste Trieb geblieben ist, da setzt ein giftiger Wurm sich in jedes Verhältnis, wie des Propheten Schattenstaude verwelket es. Wo diese Liebe nicht ist, da wird die Ehe zur Marterbank. Es gattet sich die Hoffart mit der Eitelkeit, die Fleischeslust mit der Rarersucht, der Hochmut mit der Selbstsucht, alle tragen die Maske der Liebe. Kaum gegattet, reißen sie sich die Masken ab, schauen erschrocken sich in die Gesichter, zeihen sich gegenseitig des Betruges, den jedes begangen, greifen nach den giftigsten Waffen, die Fehde beginnt, die dauert bis in den Tod. Hier ist der bodenlose Sumpf, der, mit täuschenden Blumen

bedeckt, Millionen verſchlingt, nicht mit Haut und Haar, aber mit Leib und Seele.

Dieſes ſchauerliche Spiel unter der Maske der Liebe wird mit allen hohen Dingen getrieben, namentlich mit dem lieben Vaterlande. Wie eine Braut wird es umdrängt von Liebe gleißenden Augen, brünſtige Arme ſtrecken zahllos nach ihm ſich aus, ſein Name klingt an allen Straßenecken wider. Es ſchaudert einen ob dieſer geilen Buhlſchaft! Hinter den Masken ſitzt die Geilheit, die Eitelkeit, die Hoffart, die Selbſtſucht, die Raxerſucht, fletſchen gierig die Zähne, mögen nicht warten, bis ſie ſich eingeſogen ins Vaterland, das teure, als Blutſauger, Zägge, die an fremdem Blute ſich zu mäſten gewohnt ſind. Es ſtöhnt das Vaterland, umdrängt von den geilen Armen, von denen jeder es an den Abgrund reißen, jeder es hineinſtürzen würde ſonder Bedenken, wenn deſſen Sturz Rettung brächte ſeiner eigenen Jämmerlichkeit, ja, wenn er mit ſeinem Sturze nichts gewänne als das, daß auch andere nichts gewönnen.

Aber wie, wenn Mitternacht naht, die ſchwarze Stunde heranſchleicht, die wüſte Luſt am meiſten aufbrauſt, die Maske abreißt, frech und geil und ſchamlos ſich im Laſter wälzt mit unverhülltem Geſicht, bis der Glockenſchlag ſie aufſchreckt, Mitternacht gekommen iſt, den Aſchermittwochen bringt mit dem Sack und mit der Aſche! Wenn auch die Buße fehlt, ſo haben viele abgeriſſen ihre Masken, tragen zur Schau die nackte Larve, die den Tod verkündet, ihr wüſt Geſicht mit dem Stempel des Laſters gezeichnet. Sie heben es auf, dieſes Geſicht, Trotz zu bieten Himmel und Hölle; ſie heben hoch die Beine wie zum Heldenſchritt, die Liebe in den Grund zu ſtampfen; ſie heben laut auf ihre Stimme über Berg und Tal, ſich ſelbſt auszuſchreien als die wahren Söhne der Freiheit, als die Freien von jedem Vorurteil, als die Starken und Kühnen in des Lebens Brandung. Wer aber nüchtern ins Gewühle ſchaut vor der Mitternachtsſtunde und den Entlarvten ins Geſicht, der ſieht das Zeichen der Knechtſchaft in all ihren Zügen, hört die Ketten klirren an all ihren Gliedern, erkennt ſie als die gebrandmarkten Knechte der

Sünde. Hinter die hohle, stolze Aufgeblasenheit verbirgt sich die gräßlichste Kraftlosigkeit. Jeder Reiz ist mächtiger als sie, sie gehen hin und her wie Rohr im Sumpfe, sie opfern einer Dirne ihre Ehre, einer Flasche ihr Leben; unter Heulen und Zähneklappern bringen sie ihre Opfer und müssen sie bringen, wenn auch der Tod ihnen entgegengrinst. Sie können nichts mehr lieben als ihren eigenen Teufel; mit Gott und Menschen zanken sie, ihre eigenen Kinder werden ihnen zu Zankäpfeln, und wenn sie alles flieht, Gott aus ihrer Seele, die Menschen aus ihrer Nähe, so zanken sie mit dem Staube, der um ihre Füße weht, mit dem Winde, der ihren Modergeruch dem Grabe entgegenweht. Und wenn am Ende auch die Kraft zum Genusse aus ihrem Leibe weicht, wenn ihnen nichts bleibt als die öde Lust und der Haß, da dämmert vor ihnen auf die große Null, die sie im Leben gezogen, da klappert ihre Seele unter Grollen und Zanken dem Grabe entgegen, unter Heulen und Zähneklappern verdorren ihre sündigen Glieder, des Todes kalten Hauch fühlen sie in jedem Winde, und mit den innerlich Zerknirschten treibt der Tod oft ein grausam Spiel wie mit der Maus die Katze.

Was waren sie, was sind alle, die ohne Liebe lebten? Sklaven des Triebes, Knechte der Sünde, Meteorsteine, die, von keiner Zentralkraft festgehalten, dem Zuge der eigenen Schwere zuchtlos folgten, sich zersplitterten untereinander, zerstäubten, spurlos zur Erde schmetterten.

Aber wie die Sonne mit ihrer wunderbaren Kraft die Kometen zügelt in ihren ausschweifenden Bahnen, den Planeten einen nie wankenden Lauf in ihrer Nähe gründet, ihr unermeßlich Gebiet in wunderbarer Ordnung hält und wiederum mit freundlichen Blicken die Blümlein aus der Erde locket, Mut zum Singen den Vögelein, süßen Duft der Rose, dem Schmetterling Flügel gibt, Leben strömt durch alle Elemente auf all ihren Welten, so ist im Reiche der Geister die Liebe des großen Vaters die unendliche Kraft, welche belebt, bindet, ordnet der Geister unzählbare Ordnungen, welche in die Herzen der einzelnen das ewige Leben strömt.

Dieſer Liebe des himmliſchen Vaters die Herzen zu bereiten, zu deuten ihre ſtrömenden Offenbarungen, iſt der Eltern großes, hohenprieſterliches Prophetenamt, iſt der Eltern ſchwerſtes Werk, der Erziehung höchſtes Ziel. Iſt es erreicht, iſt die Liebe des himmliſchen Vaters eingezogen ins kindliche Herz, hat ſie ſich dort aus ihren eigenen Strahlen den heiligen Tempel gebaut, in welchem einzig das Feuer glüht, das nie erlöſcht, die ewige Liebe, dann haben die Eltern dem Kinde für einen Schatz geſorgt, den weder Könige noch Motten freſſen, den die Zeit nicht verzehrt: es iſt ein Erbe geworden deſſen, der uns zuerſt geliebt, deſſen der Himmel iſt und die Erde.

Zaget nicht vor dieſem Werke, ihr Eltern, und meinet, ihr würdet arm an Liebe, und für euch hätten die Kinder keine mehr, wenn ihr deren Liebe auf den himmliſchen Vater lenket! Wiſſet ihr nicht, daß dem Gott das Höchſte ſchenket, der um ſeinetwillen dem Liebſten entſagt?

Sehet dem Bächlein zu, das in unwiderſtehlichem, freudigem Drange tanzend dem Meere zueilt! Es weilet nirgends, hält nie ſtille und koſet doch mit jeder Blume, die ſich zu ihm hinunterneigt, tändelt mit jedem Schatten, jedem Bilde, die auf ſeinen Spiegel fallen, tränket Pflanzen in die Tauſende, hat nie noch dem dürſtenden Wanderer den kühlen Trunk verſagt. Betrachtet dann die Liebe, die aus dem Herzen dem Vater entgegenquillet, im Einswerden mit ihm ihr Leben ſucht! Iſts nicht das Weſen dieſer Liebe, rein zu lieben alles Begegnende, Dürſtende zu tränken, Leidende zu erquicken, Schwache zu ſtärken, ja, ſich ſelbſten zu ſpenden dem Bächlein gleich, das über lechzende Wieſen ſtrömt, ſein Leben verliert und ein neues gewinnt?

Nur die Liebe, die in die Liebe des Vaters ſich taucht, bleibt weit und rein; jede andere zieht ſich zuſammen, wird immer enger, brennt aus, wird zu Staub und Aſche, zu Selbſtſucht und finſterem Triebe.

Wie das Sonnenlicht über ein Pflanzenfeld ſtrömet in vollem

Glanze und in gleichem Glanze über die Berge leuchtet, mit gleicher Kraft in Wälder dringt, das gleiche Licht in Dörfer bringt, das Auge des Menschen füllt, jeder Kreatur den Pfad erhellt, hier ist und doch dort ist, einem sich ganz gibt und der andere doch die gleiche Fülle hat, so ist auch die Liebe des Vaters, der droben ist. In der weiten Schöpfung schließt sie niemand aus, und jedem bietet sie volles Genügen, sie weilet in ihrer Fülle über dem Kinde in der Wiege und erfüllet den Himmel, sie ist in voller Innigkeit beim Gebete der Frommen und ruft neue Welten ins Leben zu gleicher Stunde. So wird auch die Liebe dessen weit und reich, dessen Liebe geheiligt ist in des Vaters Liebe. Er liebt mit gleicher Liebe den alten Vater und das eigene Kind, das Weib seines Herzens und die Mutter, die ihn unterm Herzen getragen; er liebt, wer seiner Liebe bedarf, liebt die Stätte seiner Geburt, liebt das weite Vaterland.

Diese Liebe ist der eigentliche Gotteshauch, der Born der Kraft, die Weihe der Begeisterung. Aus ihr geht der Held hervor, der sein Leben gibt, wenn Gott es fordert, in einer Schulstube engem Kreise, im Wogen einer Völkerschlacht, Stunde um Stunde, Tag um Tag, durch viele Jahre oder in einem einzigen großen Augenblicke, die Tochter, die am Bette der kranken Mutter erblindet, der Sohn, der für den Vater lebenslängliche Schande trägt. Dieser Liebe unendliche Kraft fasset keiner, der nicht in ihr ist.

In dieser Liebe liegt auch die Freiheit, und außer ihr gibt es keine. Eine Ordnung hat Gott festgestellt; diese Ordnung bedingt das Heil aller vernünftigen Wesen, darum heißt er auch der Heilige. In diese Ordnung ziehet die Liebe. Wer ihr aber widerstrebet, gehet unter. Wer in ihr ist, dem bringt sie das freudige, fröhliche, freie Wallen auf Gottes Wegen, den Bahnen seiner heiligen Ordnung, eine ganz andere Freiheit als die von vielen gepriesene, die nichts ist als ein irres Hinundher nach den Trieben schnöder Lust, nach dem Locken wüster Sünde, das wieder nichts ist als das willenlose Treiben eines Holzes auf eines Flusses tanzenden Wellen, das

Schnappen eines Hundes nach jedem Stücklein Fleisch, das ihm vor die Nase kömmt.

Wer in dieser Liebe ist, ist auch in der Wahrheit. Was das Herz ihm füllet, strömet er aus in Tat und Wort, braucht vor Gott sich nicht zu schämen, vor Menschen nicht zu verhüllen, ist kein Spielzeug des klügelnden Verstandes, der zumeist ein Erkaufter der Lust ist, und, was diesem verborgen bleibt, das wird der Liebe klar und offenbar.

Das ist aber eben das große Geheimnis, das Jesus durch seine Erscheinung ins Licht gestellt hat, das doch so viele Schriftgelehrte nicht fassen und ebenso wenig viele der sogenannten Erleuchteten, daß Liebe die Erlösung ist: Die Liebe verscheut die Nacht und entbindet von den Gewalten der Nacht, die Liebe spendet Leben und wascht Sünden ab, die Liebe gibt sich hin und gewinnt alles, sie ist der Zug des Vaters, der zum Himmel führt — darum von allem, was bleibet, ist das Größeste die Liebe. Wenn einst demjenigen, der in diese Liebe sich tauchte, der in dieser Liebe lebte, die Glieder kühl werden, der kalten Erde Frösteln ihm hinauf durch die Glieder dem Herzen näher und näher dringt, das Herz fröstelt doch nicht, wird nicht kalt, schlottert nicht, es glüht die Liebe fort.

Wenn der Tod auftaucht, vor die Augen sich ihm stellt, nach ihm seine Hand ausstreckt, so kömmt er ihm nicht als klapperndes Gerippe, kömmt nicht mit der Sense, bringt nicht die Schrecken der Vernichtung, er steigt vor ihm auf wie die Morgensonne, die einen neuen Tag verkündet. Wenn man das Grab ihm gräbt, es ist ihm nicht die schaurige Grube, der Würmer Heimat, sondern ein strahlend Tor, das in die Herrlichkeiten führt, die noch keines Sterblichen Auge gesehen. Und aus der jungen Morgensonne senkt sich auf ihn nieder die wunderbare Krone des ewigen Lebens, geflochten aus den Edelsteinen, welche die Liebe hier ausgesäet, die droben Gott eingesammelt. Wie diese Krone das sterbliche Haupt berührt, bricht das irdische Auge, das Auge des Geistes flammt auf, das hier im Leibe gebunden war, die Rätsel entrollen sich, die Himmel

öffnen ſich, und was die Liebe ſchauen wird, erzählt kein ſterblicher Mund.

Darum vergeſſet es nimmer: „Drei Dinge ſind, die da bleiben, Glaube, Hoffnung, Liebe — aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen.“

Reiſebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders.

Der günſtige Leſer wird ſich erinnern, daß er mich im letzten Jahre in Heimiswyl im Wirtshauſe verlaſſen, wo ein Säbelbeiniger mit zerſtochenem Zeigfinger von der Schelmenzucht erzählt und ein wandernder Baßgeiger die Nutzanwendung gemacht hatte. Aus Angſt vor dieſer neumodiſchen Zucht zerſtob die geſamte Gaſtig, und ich keuchte, alle Schritte langſamer, die Hohle auf, dem Gutisberg zu. Da ſichelte etwas hinter mir drein wie ein Wirbelwind, es war der Säbelbeinige. Den plagte der Atem nicht, derowegen begann er alſobald zu klagen, daß es keine Freude ſei, dummen Bauern etwas zu erzählen. Man könne nicht zehn Worte hintereinander reden, ſo möögge einer eim drein, und hintendrein müſſe man noch ein Lügner ſein. Es gebe keinen ungläubigeren Hung als ſo ein Bauer; wenn er eine Sache nicht zwiſchen ſeine Beine oder unter ſeine Zähne oder in den Hoſenſack nehmen könne, ſo glaube er nicht daran. Er habe vollkommen recht, ſagte ich, mir aber habe ſeine Sache gefallen, ich hätte ihm einen ganzen Abend zuhören mögen. Ich veriere, ſagte er, es werd öppe nit ſy. Wenn ihm öpper loſe wett, er wett menge Tag hingerenangere erzelle, denn er ſei nicht nur in jenem Lande, wo man die Schelmenzucht eingeführt, ſondern auch in einem, wo wirklich zuweilen eine Art Lumpenzucht zuzeiten im Schwange gegangen und hochgetrieben worden ſei, geweſen; wenn ich wolle, er wolle es mir erzählen. Natürlich war ich ſehr begierig, und er begann:

„Einmal wollte ich in der Poſt fahren, allein der Konduktor und

der Postillion waren diesmal lieber alleine, ließen mich im Stich und fuhren davon wie der Teufel; sie glauben zuzeiten, die Post sei um ihretwillen da, damit sie spazieren fahren könnten vier- und zweispännig von einem Wirtshaus zum andern. Da kam ich in ein Donnerwetter, der Luft nahm mich und trug mich fort wie einen Hobelspan, und doch hatte ich mein Felleisen am Rücken, in welchem ich vier Chemisettli trug und noch allerlei anderes, dienlich zum Reisen. So trug er mich vier Tage und vier Nächte, und plötzlich ließ er mich plätschen mitten in eine Menge Häuser, und an jedem Hause baumelte etwas, und vor jedem Hause stund eine hohe Tanne und machte Bücklinge rechts und links und winkte bald die Straße ab, bald die Straße auf. Es waren da schöne, große Häuser und kleine, mit Stroh und Ziegeln gedeckte; aus einigen, dachte ich bei mir selbst, würde man bei mir daheim nichts anderes zu machen wissen als einen Hundsstall oder ein Häusli für einen Polizeier.

Man kann denken, daß ich nach vier Tagen und vier Nächten öde war und nach Essen und Trinken trachtete. Ich klopfte ans erste beste Haus und fragte, ob man hier fechten dürfe, oder wo ein Wirtshaus sei. Da sagte mir einer mit einem Stiefel in der Hand, das sei gerade eins, ich solle nur in die Stube. Als ich hineinkam, glaubte ich fast, ich sei bei der ‚Waag' in Luzern. Gerade wie dort schoß eine ungestrählte, strube Jungfere, die ein Gesicht machte, wie wenn sie an einem Morgenstern ersticken wollte, wie ein Hurnuß durch die Stube, gab allen Leuten, nur mir nicht, ließ mich eine halbe Stunde stehen, ehe sie mir nur antwortete. Aber es war doch nicht die, sondern eine ganz andere, und ich war auch nicht in Luzern, sondern in einem ganz fremden Lande. Während die strube Jungfere mich stehen ließ, gab mir auf meine Fragen einer Auskunft und sagte mir, ich sei im Lande, woher die drei Weisen aus dem Morgenlande gekommen, man sage ihm Sadrach, Mesach und Abimelech. Ich ward ganz bleich, als ich hörte, wie weit der Luft mich verschlagen. Wie nun heim?

Indessen als ich ein schlechtes Kaffee im Leibe hatte, kriegte ich

frischen Mut und hatte vieles zu fragen, denn ich wollte nicht ohne Nutzen reisen, daß es später heiße: ‚Gans über Meer, Gans wieder her.‘ Vor allem aus nahm mich wunder, was die Bäume vor den Häusern bedeuten und der Plämpel an denselben, und ich frug daher darnach. ‚Ei,‘ sagte mein Nachbar, ‚das sind lauter Wirtschaften, Speisewirtschaften, Pintengschenker, Tavernewirtshäuser, kurz von allen Sorten, auch Leistwirtschaften.‘ ‚Aber,‘ sagte ich, ‚da sind ja so viele Wirtschaften als Häuser! Bei mir daheim, und ich bin aus dem berühmten Lande Bern, wo Lebkuchen in den Dornhägen wachsen und die Thunerflotte Engeland Schach bietet, in diesem berühmten Lande meint man, wenn so viel Wirtschaften wären, so würde an denselben das Land verarmen.‘ ‚Ja,‘ sagte der, ‚man sieht die Sache hier von einem ganz andern Standpunkte an.‘ ‚Von welchem?‘ fragte ich. ‚Jå lueg,‘ sagte er, ‚das ist eine långe Sach, und mys Glas ist leer.‘ Da legte ich einen Luzernerbatzen auf den Tisch, der dort nur drei Kreuzer galt, den ich noch von der Jungfere in der ‚Waag‘ hatte, die mir mein Fünffrankenstück nur um vierunddreißig Batzen abgenommen und die schlechteste Münze herausgegeben hatte. Für drei Kreuzer erhielten wir nun viel zu trinken, und mein Nachbar begann:

‚Jå lueg, hier sind zwei Systeme, und zwischen beiden gigampfet der Staat, bald ist das eine oben, bald das andere, und nach dem, welches oben ist, gehts im ganzen Lande; du glaubst gar nicht, was das für eine angenehme Abwechslung bringt, und wie das einem vor dem Spleen bewahret, der bösen englischen Krankheit, an der man früher hier viel litt. Das eine der Systeme will die Leute dumm, aber wohlhabend, so regiere man weitaus am solidesten und konsequentesten. Das andere System haßt das Thesaurieren und will viel lieber lauter Lumpen und Hudeln, hat sie dann aber gerne gescheut, wenigstens sagt mans so. Jeder für sich besonders und absonderlich jeder Hudel bliebe oder würde freilich lieber reich.

Die Hauptsache aber ist immer, daß man aus wohlhabenden Leuten Lumpen zieht und aus den Lumpen dann Staatsmänner,

und auf dieſe Zucht verſteht man ſich vortrefflich, auch begünſtigt ſie das hieſige Klima ſehr. Die erſtern ſagen, wohlhabende Leute lieben die Ruhe. Die letztern ſagen, Lumpen ſeien zu allem zu gebrauchen; wenn man ſie von allen Sorten hätte, ſo hätte man auch Leute in alle Spiele. Die erſtern ſagen, auf Hudeln könne man ſich nicht verlaſſen, ſo wie man mit Dreck nicht mauren könne; ſie flögen ja mit jedem Winde. Die letztern aber entgegnen, mit geſeſſenen, wohlhabenden Leuten ließe ſich keine Bewegung erhalten im Staate, ſie ſeien zu gſtabelig dazu, und in der Ruhe ſei der Tod für alles Leben. Nun kämpfen beide Syſteme miteinander, und bald iſt das eine oben, bald das andere, wie geſagt. Jetzt iſt das letztere obenauf, und das Lumpenmachen iſt eben im beſten Gange.'

Das nehme mich doch wunder, wie das ginge, ich möchte die Fabrike ſehen, wo man ſie mache, die Lumpen! ‚Das iſt eben die Kunſt,' ſagte mein Nachbar, ‚ſie iſt allenthalben und doch nirgends; man kann nicht ſagen: ‚Siehe, hie iſt ſie, und dort iſt ſie!', und doch iſt ſie hie und da, und vielleicht trägſt du ſie ſelbſt mit dir.' ‚Das iſt mir zu hoch, ich faſſe es nicht,' ſagte ich. ‚Jå gåll!' antwortete er mir. ‚Sieh, wie man an andern Orten direkt regiert und indirekte Abgaben zieht, ſo zieht man hier direkte Abgaben und regiert indirekt, da liegt der Has im Pfeffer.' Da ſagte ich, ich komme aus dem Lande Bern und ſei ein Schneider von Profeſſion, ſolche Dinge ſeien weltſch für mich; denn bei uns wiſſe man nichts von ihnen und mute keinem Schneider zu, daß er ſich auf etwas anderes verſtehe als auf ſeine Profeſſion. Da ſeien wir noch dumme Leute, ſagte er, denn das ſei hier eben auch ein bedeutender Teil der Lumpenzucht, daß man Leuten Dinge zumute, auf die ſie ſich verſtünden wie eine Kuh auf eine Muskatnuß, ‚und wenn man einen, der herrliche Paſteten macht, zum Brückenbaumeiſter machen kann und einen Brückenbauer zu einem Paſtetenbäck oder einen, der mit einem Ellſtecken umgehen kann, zu einem Oberſttrüllmeiſter abgefeimter Spitzbuben, ſo iſt das ein Hauptwitz. Und wenn einer, der nach zehnjähriger Arbeit das Notariatsbüchlein dürftig auswendig gelernt hatte, zum

Orakel oder Präsidenten erwählt wird oder ein Schuhmacher zu predigen anfängt, so verbreitet das große Heiterkeit in den obern Regionen. Darin sind das erste und zweite System verschieden, daß nach dem ersten die Auserwählten aus der Muttermilch die Kapazität nehmen, nach dem zweiten aber aus der Luft.'

‚Sieh,' fuhr er fort, ‚es ist uns zur Pflicht gemacht, jede Pinte zur Ausbreitung der Aufklärung zu benutzen, und darum, dessetwegen will ich noch eine Viertelstunde an dich wagen, wenn du nämlich noch einen Luzernerbatzen, der hier drei Kreuzer giltet, an mich wagst. Sieh,' sagte er, ‚von der Lumpenzucht redet man hier nicht, sondern vom Wohl des Landes, nie von eigenen Gelüsten, sondern vom Willen des Volkes; aber man zieht doch Lumpen und sucht, was einem gelüstet, wenn man schon von etwas ganz anderem redet; darin besteht eben die Regentenklugheit, die Indirektheit. Das System aber fängt man eigentlich damit an, daß man viel Geld vertut und große Hoffnungen verbreitet; man tut, als wären die Staatsschätze bodenlos und für die da, welche das Maul darhätten. Das verbreitet allgemeinen Leichtsinn; man fängt an auf die großen Hoffnungen hin zu leben. Dazu stellt man Leute an, die auch nichts haben und doch groß zu leben wissen. Die müssen dreimal in der Woche rühmen, wie wohl man sei, wenn man statt Geld Schulden habe, wie viel freiere Gedanken bei einem leeren Hosensack seien und wie viel gemeinnützigere Gefühle, wenn man an nichts Eigenem zu hangen habe, und ein viel größerer Weltbürgersinn, wenn man in Amerika und in Europa gleich viel besitze. Überhaupt muß auf das Volk eingewirkt werden, daß es aus seiner altväterischen Beschränktheit heraustrete und zum Glauben komme, daß alles, was einem gut dünke, nach allgemeinem Menschenrecht auch erlaubt sei. Dann setzt man einen Bock zum Gärtner, und wer Lust und Liebe hat, geht unbesorgt und ungescheut naschen an heiter hellem Tage, damit ja jedermann sehe, daß einem dieses Naschen nicht nur nicht um den Kredit bringe, sondern sogar zu Kredit. So, wie das kein teures Mittel ist, zu Kredit zu kommen, so ist es auch ein sicherer Beweis

von der Unabhängigkeit des Mannes und seiner Fähigkeit, ihn zu gebrauchen, zu was man will. Hat man die Sache klug eingeleitet, so vervielfältigt man auf alle mögliche Weise die Gelegenheiten, Geld zu vertun, sich von der Scholle loszumachen und zu allgemeinem Weltsinn zu kommen. In dieser Beziehung bindet man sich an keine Schranken, weder an gesetzliche noch an andere, warum das System sich verhunzen lassen? Und wenn ein Uneingeweihter aufbegehrt, so gibt man ihm immer recht und erkennt sein Aufbegehren erheblich, und während man dieses tut, sucht man gegenüber jeder Kirche eine Speisewirtschaft oder ein Pintengschenk zu stiften. Wenn man dagegen etwas sagen wollte, so haben sie ja den guten Grund, daß, je näher eine Pinte der Kirche sei, desto frömmer es darin zugehen müsse, daß es oft am besten wäre, alle Häuser um die Kirche seien Wirtshäuser. Oder sie können auch reden, wie ein Mädchen sich entschuldigt, wenn es schwanger wird: wenn einem ein Dreck auf die Nase fallen solle, so falle er einem nicht auf die Schuhe; so können sie sagen, das müsse so sein, es heiße ja, wo man Gott eine Kirche baue, da baue sich der Teufel eine Kapelle daneben. Je schlechter, kleiner das angewiesene Lokal ist, desto weniger haben darin Platz, heißt es, schade also um so weniger, und, je dichter die Wirtshäuser zusammenstehen, ja wie das Werch in der Bäunde, um so weniger gebe es Streit, weil die Gastig sich verteile, und, je eifriger man an einem Orte gegen Errichtung neuer Lumpenschulen sich sträube, desto nötiger seien sie gerade da, weil man daraus sehe, wie weit diese Leute noch hinter der Zeit zurück seien. So hat man zu allem einen guten Grund, ohne daß man den Leuten es direkte sagt, was man will.

Zu den Wirtschaften überschwemmt man das Land mit Gesetzen, Richtern und Agenten, baggelt an den Gesetzen und ändert sie alle acht Tage ab, so daß niemand weiß, woran er ist; den bessern Richtern schaut man auf die Finger, den schlechtern sieht man durch dieselben, wenn sie nämlich sich den Farbenstrich zu geben wissen, wenn sie nach Sadrach oder Mesach ꝛc. kommen. Je schärfer man die

Gesetze macht, um so mehr läßt man mit Handhabung nach, und wenn ein armer Teufel alleine vor dem Richter erscheint, so wird er angebrüllt, wo er seinen Agenten habe? Agenten, Wirte wollen etwas zu tun haben, und Richtern ist es auch nicht unangenehm, wenn der Agent oder Geschäftsführer, mit dem er vielleicht heimlich assoziert ist, viel zu tun hat. Die Menschen werden mit aller möglichen Kunst in die Wirtshäuser gelockt und dann wohl dafür gesorgt, daß sie ruhig darin bleiben können und nicht im Genusse gestört werden. Und da liegt der Hund begraben, daß man mit allen unterirdischen Künsten das Bußen verdreht; die einmal gesprochenen Bußen werden, wie mit vielem Anstand behauptet wird, richtig eingezogen. Man läßt also die Leute in den Wirtshäusern machen, was sie wollen, und wie lange sie wollen, zeigt mit gutem Beispiel, daß die Gesetze nicht eben bös gemeint seien, gibt Aufwärtern, die an Feierabend mahnen, Ohrfeigen, Tanzbewilligungen nicht nur für einen Tag, sondern für zwei hintereinander, die man zusammenstoßt, so daß, wer mag, achtundvierzig Stunden hintereinander tanzen kann. Und muß man einmal büßen, weil vielleicht ein das System nicht Begreifender aufbegehrt oder in der Nähe ist, so wetteifern Richter und Verkläger in Beileidsbezeugungen und trösten den Gebüßten, es wäre ihm nichts geschehen, wenn dä Donner nit wär, er solle es ihm eintreiben und ihm alles teurer geben und Beine statt Fleisch, es werde dann dem Donner schon erleiden. Wenn ein sogenannter ehrlicher Mann den Mund auftut, so verlästert man ihn, sucht ihn zu ringgeln. Muß man aber einmal einen Hudel in die Finger nehmen, so wischt man sich Tränen aus den Augen, kann ihn nicht genug bedauern, ihm die Sache nicht gelinde genug machen, ja, wenn man ihn ungestraft entlassen kann, so spart mans nicht. Man darf einen Lumpen im Hudeln nicht stören, so wenig als man ein Pferd striegeln darf, wenn es frißt. Das Bevogten erleidet man den Gemeinden auf alle mögliche Weise. So viel Kinder, als einer aufzustellen beliebt, muß die Gemeinde ihm erhalten, und wenn sie gegen ihn den Staat zu Hülfe ruft, so weist er sie ans Prozedieren,

und wenn er der Gemeinde noch Lumpen auf den Hals senden kann, so spart ers nicht, damit die Gemeinde auch fertig werde. Beschwert sie sich höflich, so gibt man ihr keine Antwort; beschwert sie sich derber, so wirft man ihr Mangel an Respekt vor, berührt die Sache selbst aber wohlweislich nicht. Die liederlichsten Gemeinden begünstigt man dagegen, und wenn eine ihr Gut aufbraucht und das Gut von Witwen und Waisen ebenfalls, so sieht man mit Behagen zu und bewilligt den Vorgesetzten Taggelder, daß sie wohl imstande wären, ihre Oberröcke aus eigenem Geld zu kaufen.'

Ganz sprachlos hatte ich bis dahin gesessen, war am Losen fast erstickt, rückte von dem Menschen weg; er kam mir fast vor, als sei er ein verkleideter Landjäger, und mir wurde die Angst groß. Da sagte ich ihm, er veriere nur, er solle aber nicht glauben, daß einer aus dem Lande Bern alles glaube.

Das glaube er gerne, sagte er, das werden mir böhmische Dörfer sein; wir werden dort auch noch nicht glauben, daß die Erde ringsum gehe und die Sonne stillestehe, und daß die Sterne größer seien als Gufenknöpfe. Solche Knubel, wie wir wären, begriffen ein solches System in hundert Jahren nicht. Sie aber hätten es schon lange gefaßt und im Kleinen bei sich durchgeführt. Ihren ärgsten Pintenwirt hätten sie zum Gemeindschreiber gemacht; wer etwas mit der Gemeinde zu tun habe, der müsse in die Pinte und werde nicht gefergget, bis er eine Halbe Wein oder einen Schoppen Brönz getrunken, und wenn er es das erste Mal nicht möge, so könne er zum zweiten Mal wiederkommen. Dort versammle sich auch der Gemeindrat, und sowie die Sitzung angehe, stelle man zwei oder drei Maß auf den Tisch, und wenn sie leer seien, so fülle man sie wieder. Das fördere die Geschäfte unglaublich, es gehe alles wie gschissen. Sie seien aber auch hoch angeschrieben: wenn man irgendwo im Lande eine neue Straße mache, so gehe sie bei ihnen durch, und wenn man einen in die Regierung mangle, so nehme man ihn aus ihnen. Man finde nirgends Leute, heißt es, welche die Staatskunst so aus dem Fundamente begriffen hätten wie sie.

‚Aber Herr Jeſes,‘ rief ich unbeſonnen aus, ‚wo ſoll das hinaus?‘ Da erhob ſich mein Nachbar, ſeine Augen funkelten, krampfhaft bewegte ſich ſein Mund, Zuckungen glitten durch ſeine Glieder. ‚Begreifſt du es nicht, du Lümmel?‘ brach endlich nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen ſeine Begeiſterung aus, ‚dem Tauſendjährigen Reiche zu, wo vollkommene Rechtsgleichheit iſt, weil wir alle gleich viel haben, wo wir alle blutt laufen wie Adam und Eva im Paradieſe, weil wir keine Sünde mehr kennen, alſo keine Scham mehr haben, dem Tauſendjährigen Reiche zu, wo keine Arbeit mehr iſt, ſondern nur Eſſen und Trinken und Freude die Fülle.‘

‚Herr Jeſes,‘ rief ich aus, ‚dâ iſch e Narr!‘ Das Wort glich einem Funken, der in ein Pulverfaß fällt. Alle Anweſenden ſprangen auf, alle Hände faßten nach mir, ich flog zum Fenſter aus und hoffte, der Luft nehme mich wieder und trage mich heim, aber diesmal ging er nicht, hart fiel ich auf den harten Boden. Lange wußte ich nicht, wo ich war; es ſurrete mir außen am Kopfe, es wirbelte mir drinnen. Endlich kam ich ordentlich zu mir ſelbſt und hörte ſie drinnen ſingen, brüllen und lachen, und am fernen Kirchturme ſchlug es; ich zählte, es ſchlug zwölf, die Geiſterſtunde. Mich fror, ich fürchtete mich, ich mußte ein Obdach ſuchen. Licht war noch allenthalben, wo die Bäume winkten, die Zeichen an den Fenſtern hingen, hier Lärm und Gebrüll, dort bedeutungsvolles Schweigen, aus dem hie und da ein einzelner Donner auf die Straße krachte. Wie bei ſtrömendem Regen aus grauem Himmel noch einzelne Donnerſchläge brechen, ſo hier aus tiefem, düſterem Schweigen die Stoßſeufzer der verlierenden Spieler. Hiehin, dorthin durfte ich nicht, ich gedachte des Vergangenen. Wenn ein Hund einem gebiſſen, ſo geht man lange in weitem Umwege um jeden Hund. Und doch wollte ich ein Obdach, denn meine Füße wankten, und die Glieder ſchlotterten im Froſt; aber aus dieſen Fenſtern ſcholl Gejauchze, aus jenen ängſtlicher Spieler Angſtgeſtöhn. So trübe und verzweiflungsvoll war mir nie im Gemüte, ſo ratlos wankte ich nie langſamen Schrittes

von Haus zu Haus, durfte in keines, und draußen erwartete mich doch vielleicht der Tod!

Als ich zum Himmel aufsah, ob da von oben mir nicht Rettung komme, erhob sich rechter Hand neben mir lautlos etwas. Ein einzelnes, trübes Licht flackerte unstet durch trübe Fenster, einem Auge vergleichbar, das im Tode brechen will; es war eine verfallende Hütte, die da wankend stund wie ein Sterbender unter Lebendigen. Da trieb mich kein Gebrüll hinweg, da hoffte ich ein Obdach, wenn schon ein wankendes, aber eins, unter dem ich vor Menschen sicher sei. Ich klopfte mit leisem Finger, aber stille blieb es drinnen, ich klopfte, klopfte, stille blieb es drinnen. Da legte ich die Hand an die Türe, sie ging auf, über die Schwelle trat ich, suchte die innere Türe, vertrat mir fast den Fuß in den Löchern des Lettbodens, fand sie endlich, und wie ich sie anrühren wollte, zu klopfen, ging sie auf, die Falle fehlte im Schloß. Ein enges Stübchen tat sich vor mir auf, auf einem trübseligen Tischchen schnarchte oder schluchzte ein Weib. Haufen Hudeln rührten sich auf dem Ofen, Kinderköpfe sah ich tauchen in dieselben, es raschelte im Stroh, das einzig die Bettstatt füllte. Stumm blieb ich lange, meine Augen waren zu voll, als daß ich reden konnte. Da hob das Weib seinen Kopf auf und sah trübe nach mir hin, ein gellender Schrei fuhr aus seinem Munde: ‚Herr Yses, Yses, es Gspenst, es Gspenst! My Vater selig chunnt cho luege, wie ihs iez ha!‘ Da konnte ich reden und sagte dem Weibe, wer ich sei, und wie es mir gegangen, und wie ich matt zum Sterben sei. Es hob sich auf und sagte: ‚Su chumm yche i Gottsname, es wird allem a wohl my Hans gsi sy, der dih zum Fenster usgschosse het. Ching, chömmit us drBettschget! Es wott e Ma dry.‘ Zwei blasse Kindsköpfe hoben sich aus dem zerknitterten Stroh. ‚Ching, blybit ume rühyig!‘ sagte ich, ‚es isch uf em Bank Platzg gnue für mih.‘ ‚Chast mr nüt gå z'esse?‘ fragte ich die Frau. Da ging sie schweigend hinaus und stellte schweigend eine Platte kalte Erdäpfel vor mich hin. Ich durfte nicht nach mehrerem fragen, und wenn man vier Tage und vier Nächte nicht gegessen, nur mit einem für zwei Luzernerbatzen

getrunken hat, was hier sechs Kreuzer machte, so wird der Hunger zum guten Koch. Doch es Brösmeli Salz, düechte es mich, sollte ich absolut haben; ich frug darnach. ‚Das ist, was mr im Hus hey,' sagte die Frau tonlos, ‚kes Brot, ke Schmutz, kes Holz, kes Mehl, kes Brösmeli Salz meh!'

‚Du armi Frau!' sagte ich. ‚Ja, weiß Gott, e armi!' sagte sie und schluchzte, daß die Kinder die Köpfe hoben aus den Hudeln und es einem dünkte, der liebe Gott sollte sich müssen erbarmen und einen Engel senden mit einem Brösmeli Brot und einem Chydeli Salz. ‚DrMa wird dSchuld sy,' sagte ich, ‚warum hesch e sellige gno?' ‚Er ist nit eso gsi,' sagte sie, ‚won ih ne gno ha. Er ist öppe nie rych gsi, aber dr gschydisch Bursch wyt u breit. Myni Eltere heys ungern gha, won ih ne gno ha, er isch ne z'weni rych gsi; ih has zwengt. Si chehrte sih no im Grab um, we si wüßte, wien ihs hätt.' ‚Si werde gseh ha, wie er gern wüst tut?' ‚Bhütis nei!' sagte die Frau, ‚er isch manierlich gsi u huslig, es ist nüt drwider z'säge gsi. Mi het ne a alle Orte brucht und gern gha, er isch gstudiert gsi fast wien e Pfarrer. Und dLüt hei kurzi Zyti gha byn ihm, won er hicho isch. Er isch zletscht no Gmeinsrat worde, und ih ha no nüt chönne chlage, er isch no geng öppe zur rechte Zyt heycho. Aber da hets du ungereinist afa böse, wo du di neui Lehr ufcho isch, daß me i de Wirtshüsere so lang blybe chönn, as me enangere nit prügli, und daß me bsungerbar sellige Manne, wie er eine gsi isch, nüt meh z'säge heyg. Er isch grusam e Churzwylige gsi, und si hey ne mengisch erst am Morge am drü furtgla. Ih ha gmeint, ih well das nit lyde, u ha alles gmacht, was müglich. Ih ha gflattiert, plåret, wüst ta, betet, es het alles nüt ghulfe uf dLängi. Oh, es isch e schröckligi Sach, so mit Chinge allei daheim z'si, un drMa isch im Wirtshus, u mi weiß nit, was alles geit, u chunnt er volle hei oder nit! U wenn es Ching gruchset, su meint me, es well über e Ätti plåre, då no im Wirtshus isch. Da isch es mr mängisch ganz schwarz worde i drSeel, u i mym Herze hey Flüech gchochet ganzi Korbete, ih cha nit säge, wie grüslig, gege die, wo die neui Lehr ufbracht hey u dManne so lang lö im Wirtshus hocke, as si wey. U

no jetzt chann ih nit glaube, daß sellig selig werde, u si werdes a Ching u Chingsching erfahre, was si gmacht hey, denn seyt Gott nit: Ich strafe die Bosheit der Väter bis ins dritte und vierte Geschlecht!

‚Es ist also wahr,' fragte ich, ‚was dein Mann gesagt hat von der Lumpenzucht, wie man die indirekt treibe?' ‚Herr Yses!' sagte die Frau, ‚het er wider vo dem gredt, da gsehn ih ne acht oder vierzeche Tag nüt meh, de isch er wider sturme u hürschet umenangere, weiß Gott, wo, dä arm Ma! Er het is notti no lieb, mih u dChing, u de chunnts ihm allmeneinisch übers Herz, we mr so recht drinne sy, wie alles gange isch, u wie er schuld syg a allem, u de redt er Sache, daß ih geng förchte muß, dRegierig lay ne häyche.' ‚DRegierig isch also nit die, wo er seyt?' fragte ich. ‚Bhütis Gott nei!' sagte die Frau. ‚Mi weiß mängisch lång Stück nit, wer dRegierig ist, aber de chunnt es se wider a, acht Tag lang muß alles zablen, was gisch, was hesch, und niemer weiß, ob er drGring bhet oder nit, u de isch's lång Stück wider, wie wenn niemer daheim wär. U das isch dSchuld, daß es so geyt, und daß die böse Lüt, wos bös meine, Meister werde je länger je meh, u daß me de Chinge dVäter vrführt u de Väter dChing, u daß my Hans a Lyb u Seel zgrung geyt u mir drmit. Schlaf, wed chast, aber ih muß zu mym Hans, muß ne ga tröste, muß ne suche heyzbringe, er chunnt zletscht sust no in es grüsligers Unglück u vrma sih doch nüt desse, dä arm Hans!' Damit strich sich die arme, blasse Frau die Haare über den Kopf zurück, setzte ein Stück von Kappe auf, kehrte das Fürtuch, die säuberere Seite auswendig, deckte die Kinder mit Stroh und Hudeln noch besser zu und eilte stumm in die Nacht hinaus.

Die Lampe glomm immer düsterer, es ward mir schaurig im engen Stübchen. Es war mir, als entbänden sich sechs tränende Kinderseelen sechs magern, blassen Leibchen und setzten sich zusammen aufs schmale Ofenbänkchen und beteten dort zusammen für Vater und Mutter, für alle verirrten Leute, und bäten den himmlischen Vater, daß er sie doch nicht wolle verloren gehen lassen an der Seele in ihrem leiblichen Elende. Sie wollten ja gerne mit der

armen Mutter hungern, für den armen Vater arbeiten, wenn sie nur einst zum himmlischen Vater könnten in sein schönes Reich. Aber es stelle sich der hungrige Leib und das böse Gelüsten ihnen mitten auf den Weg, und, wie der Mutter Brust die Nahrung fehle für das jüngste Schwesterchen, so vertrockne ihr im Jammer die geistige Speise, und wenn der liebe himmlische Vater nicht helfe, so wüßten sie nicht, wie wieder zu ihm kommen, niemand führe sie, alles hemme sie. Und ihr Weinen tönte wie Engelchor, und es ward mir, als zerginge mein Herz in mir. Und heller wards vor meinen tränenden Augen, sechs Engelchen mit goldenen Flügeln, strahlend wie Diamantenlicht, schwebten um die sechs Kinderseelen und hauchten süße Nahrung ihnen zu und fächelten Mut und Trost über sie hin und die Zuversicht, daß sie mit Gottes Macht bei ihnen bleiben und sie führen werden unverloren in des Vaters himmlisches Reich. Mit den Engelchen glänzten auch die sechs Kinder auf wie in himmlischer Freude und begannen himmlisch zu singen zu des Vaters Ehre. Da regte es sich dunkel in den Winkeln, und finstere, grauenvolle Gestalten flatterten herauf und schlugen mit den Flügeln nach den Engelein, hackten mit den Schnäbeln nach den Kinderseelen. Aber die Engelein wichen nicht, deckten die Seelen mit ihren Flügeln und schossen Lichtesstrahlen feurigen Blitzen gleich gegen ihre wütenden Gegner. Furchtbar wogte der Kampf; größer, gewaltiger, Menschen zermalmend wurden die Gestalten, ich hielt es nicht mehr aus, das Fenster stieß ich auf, stürzte in die Nacht hinaus, unnennbares Entsetzen setzte mir Flügel an, ich floh; wie lange, wie weit, ich weiß es nicht.

Ein Morgen dämmerte, eine große Stadt lag vor mir, hinter ihr das unendliche Meer, mit Schnee war das Land bedeckt. Ich stürzte durch die nächsten Gassen an des Meeres Strand, durch wogendes Gedränge dem Hafen zu. Hundert Ellen lang wiegte sich dort in des Meeres schäumendem Schoße ein furchtbares Ungetüm, mit mannsdicken Fesseln gebunden an des Hafens Damm. Turmhoch spritzten die Wasser aus den geöffneten Toren seines unförmlichen Kopfes,

fürchterlich peitschte dessen Schwanz die Wasser zu donnernder Brandung auf. Weit klafften voneinander auf dessen Rückens Mitte mächtige Flügeltüren, hinter ihnen gähnte ein finsterer Schlund, Treppen von glänzendem Holze, gerandet mit strahlenden Messinggeländern, führten in die Tiefe, Kahn um Kahn glitschte durch sichere Bahn an des Ungeheuers Mitte, Treppen senkten sich von oben nieder, Menschenschar um-schar wogte hinauf, betrat das Tor, verlor sich in die Tiefe.

Staunend stand ich an des Ufers Rand, die herandrängende Masse warf mich in einen Kahn, Stoß um Stoß förderte mich willenlos auf des Ungeheuers Rücken, durch die klaffenden Tore hinunter über die glänzenden Treppen in die gähnende Tiefe. Dort strahlte in herrlichem Saale von funkelnden Kronleuchtern aus blendendes Gaslicht wie Sonnenglanz durch die weiten Räume, durch die steife Engeländer stogelten, magere Berliner nach juten jebratenen Jänsen fragten, schöne Italienerinnen Kühle sich fächelten, alte Weiber das ‚Intelligenzblättchen' lasen, das alle Tage herauskömmt, und junge Herren vor den Spiegeln stunden und sich ungeniert mit ihren Taschenkämmen durch die Haare fuhren, während schöne Kellner herumschossen und die Leute behandelten, als ob diese eigentlich die Bedienten, sie, die Kellner, aber die Herren wären von wegen den gefältelten Chemisettlene und durchgelaufenen Schühchen. Mit meinem Ränzchen am Rücken stund ich da, akkurat wie vom Himmel gefallen, und wußte dazu nicht, wo. Ich trat auf dem spiegelglatten Boden mit Vorsicht zu einem der Herren Kellner und stotterte: ‚Um Vergebung z'frage, wo ...' ‚Mach Platz!' schrie er mich an und schnurrte weiter. Ich schritt mit Vorsicht zu einem zweiten: ‚Um Vergebung z'fragen ...,' da erhielt ich von ihm ohne alle Komplimente einen Mupf, daß ich weit hinfuhr wie auf einem Zybereis, einem dicken Engeländer zu. Der spedierte mich ohne Bedenken weiter einer alten Dame, die eben das ‚Intelligenzblättchen' las, in den gebrechlichen Schoß. Ihre Brille fuhr dahin, und sie ließ einen jämmerlichen Schrei aus.

Indessen war das eine gute Dame, und als sie meine Angst und Verlegenheit sah, beruhigte sie mich und fragte, was ich für ein Landeskind sei, daß ich da stehe oder sitze fast gar wie ein Lappi. Als ich ihr gesagt hatte, daß ich aus dem berühmten Lande Bern sei und nicht wisse, wo ich jetzt sei, da kriegte sie Mitleid mit mir und sagte mir, daß ich in einem neumödischen Dampfschiffe sei, welches in den neu entdeckten sechsten Weltteil fahre, wo Schneider ganz sicher eine rare Sache sein werden. Man habe gefunden, die gewöhnlichen Dampfschiffe seien im Winter gar zu kalt und brauchten doch so viel Holz, daß man bald keines mehr haben werde. Da sei ein Engeländer auf den Einfall gekommen, Walfische für Dampfschiffe zu gebrauchen. Man habe nun die allergrößten, die man habe auftreiben können, lebendig eingefangen und sie ausgehöhlt bis an Herz, Lunge und Leber, so daß ein großer Platz entstanden, die Walfische aber doch lebendig geblieben seien. Den Platz habe man nach der allerneusten Mode ausstaffiert und die Walfische wohl dressiert, daß man sie leiten könne, wohin man wolle. Da brauche man nun weder Holz noch Kohlen, es sei schön warm darinnen, und es gehe zehnmal geschwinder als ein gemeines Dampfschiff. Und, was das Beste sei, wenn es Sturm gebe, so fahre man durch die Tiefe des Meeres, wo es alles schön still sei, und von Seekrankheit sei keine Rede. Und wie sie das sagte, so rasselte es, daß es eine schreckliche Sache war, und auf einmal gab es einen Ruck, daß Engeländer und Berliner am Boden lagen, und dahin schossen wir, daß ich mir akkurat eine Vorstellung machen konnte, wie es gehe, wenn man grittlige auf einer Kanonenkugel fahre. Auch war ein Sausen und Brausen von den Meereswellen, daß man gar keine Konversation machen konnte, so daß es einem recht wohlkam, daß man das ‚Intelligenzblättchen' zum Lesen hatte, man wäre sonst vor Langeweile fast gestorben. Denn hinaus sah man auch nicht viel, es kam nur gar wenig Licht von außen, nämlich durch die Löcher, wo der Walfisch sein Wasser ausspritzte. Diese waren eigentlich auch unsere Atemlöcher, weil man während dem Fahren den Eingang auf dem Rücken schloß von

wegen den Wellen, und weil es dem Walfisch doch zuweilen in den Sinn kam, in die Tiefe zu fahren, wo wir dann samt den Berlinern und Kellnern elendiglich ertrunken wären, wenn man oben offen gelassen hätte. Wenn es regnete, so legte man dem Walfisch eine große, blaue Brille über jene Löcher, damit wir unten nicht naß würden. Wenn man mitten im Regenwetter hindurchsah, so sah man den Himmel im schönsten Berlinerblau und freute sich über das schöne Wetter.

Es gefiel mir nicht übel im Walfisch drunten, besonders da die alte Dame eine besondere Zuneigung zu mir faßte, mir das ‚Intelligenzblättchen' erklärte und statt meiner mit den Kellnern redete, so daß ich endlich etwas zu essen bekam. Meine Dankbarkeit war groß. Als daher der Dame, nachdem sie eine chocolat crême versorgt hatte und einen Guggummerensalat dazu, hinten am Rock ein Häftli absprang, nahm ich meine Nadelbüchse, die ich immer im linken Hosensack trug — im rechten hatte ich den Rest meiner Luzernerbatzen, die auch hier nur drei Kreuzer galten — und nähte der Dame das Häftli währschaft an. Als man mich hantieren sah, hatte ich keine Ruhe mehr; im ganzen Walfisch redete man von dem geschickten Schneider, der hereingekommen wie vom Himmel herab; an das ‚Intelligenzblättchen' dachte niemand mehr, seitdem man wußte, wer ich war. Ganze Berge von Kleidern türmten sich vor mir auf, ich hatte nicht einmal mehr Zeit zu einer Promenade. Den Engeländern sollte ich ihre Löcher plätzen, die sie mit ihren breiten Daumen aufrissen in ihren Gilets, den Berlinern ihre Hosensäcke, die sie jämmerlich zerstachen, wenn sie mit ihren spitzigen Fingern nach Silbergroschen grübelten; den Hosen der Kellner fehlte es allenthalben, und die Damen brachten Dinge, die ich dem Namen nach nicht einmal kannte, ja, selbst der Walfisch stöhnte und grunzte oft, als ob er sagen wollte, ich sollte ihm wieder flicken, was man beim Aushöhlen unachtsam zerrissen, welches doch ganz sein sollte. Ja, im ganzen Meere machte meine Fertigkeit großes Aufsehen, und man sah, wenn der Walfisch einen Augenblick untertauchte, bei

der blauen Brille Heere Fische, die sich drängten und stießen, um hinunterzusehen, wie da einer sitze und nähen könne. Wie eine Hex nähte ich darauflos, war aber mit dem, was ich vor mir hatte, noch nicht halb fertig, als draußen ein greulicher Lärm entstand mit Flotschen und Schnauben; alles fiel durcheinander, fast grad auf bäumte sich der Walfisch und wäre sicher geflogen, wenn er Fecken gehabt hätte.

Aber er mußte warten, wie er auch wütete und sich bäumte. Wir waren nämlich unvermerkt in den sechsten Weltteil gekommen, und dort hat man keine Schiffe. Wenn man auf dem Meere zu tun hat, so haut man mit einer neuen Aargauer Waldsäge eine Insel, groß oder klein, je nachdem man sie nötig hat, tausend Fuß unter der Oberfläche des Meeres ab, hängt zu beiden Seiten Ruder ein und fährt mit einer solchen ganz sicher und pomadig auf dem Meere herum. Zwei solche Inseln, jede sieben Stunden breit und dreißig lang, waren auf uns losgekommen, und wie unser Walfisch zwischen beiden durchschießen wollte, so schoben sie ihm einen eisernen Wellenbaum durchs Maul und hielten ihn damit wie mit einem Schlagbaum, deren man viele im gesegneten Deutschland sieht. Und doch war unser Walfisch so stark, daß beide Inseln zitterten und der Wellenbaum, der wenigstens zwölf Fuß dick war, sich krümmte wie ein Geiselstecken. Wir schrieen unten ganz entsetzlich, denn wir wußten erst gar nicht, was es gab; da scholl auf einmal eine zarte Stimme durch eins der Nasenlöcher herab, und als wir hinaufsahen, sahen wir ein glatt rasiertes, ganz natürliches Menschengesicht mit einer ordinären Brille auf der Nase, und dieses sprach: ‚Excusez, Messieurs et Mesdames, heyt nit Angst! Ih möcht nume frage, ob dr key Schnyder da unte heygit.‘ Ich winkte und deutete, sie sollten sagen: ‚Nein!‘ Aber umsonst, alles brüllte, wer lauter: ‚Mr hey eine! Mr hey eine!‘ ‚Eh bien,‘ sagte der Herr, ‚so lätschet mr ne gut a, und de will ih n ech wider la fahre. Und damit ließ er einen glänzenden, gut gezwirnten Faden herunter durch das Nasenloch, denn die Haupttüre durfte man nicht auftun, weil der

Walfisch noch immer wüst tat. Alles stürzte auf mich los, um mich anzulätschen, kein Mensch hatte Mitleid mit mir, sogar die alte Dame lüpfte an meinem Knie, damit ich desto eher oben sei, und kein Mensch gab mir einen Kreuzer für meine Arbeit oder sagte nur ‚Dankeygist!' Nicht einmal Faden und Nadel konnte ich einpacken, und die Nadel reut mich noch immer, so eine gibt es nicht mehr. Meister Löchner in Bern hatte sie mir verehrt, er hatte siebenundfünfzig Jahre damit gearbeitet, sie stüpfte nie, machte immer gleich große Stiche, und wenn sie stumpf werden wollte, was etwa alle zwei Jahre geschah, so brauchte man sie nur stächlen zu lassen.

An dünnem Fädelein zog man mich rasch durch das Nasenloch des Walfisches hinauf, es nimmt mich nur wunder, wie ein so dünner Faden halten konnte. Während man mich so hinaufzog, kutzelte ich wahrscheinlich den Walfisch in der Nase, da zog er Wasser ein und trieb es durch die Löcher hinauf wie durch eine Kristierspritze. Potz Hagel, wie jagte mich das zum Loch hinaus, wie eine Kugel zwischen denen durch, welche oben gezogen hatten, und in die weite Luft hinaus an dünnem Faden, akkurat wie ein papierener Drache, mit dem die Knaben spielen! Der Druck der Luft wollte gar nicht aufhören, ich fuhr immerzu, daß es mich afange dunkte, ich könne den Mond mit einem Ellstecken guseln.

Endlich ließ das Fahren lugg; ich fing an zu sinken, schneller, immer schneller, der Atem verging mir fast, und ich dachte, das werde ein lustig zBodecho sy. Ich pfiff akkurat wie eine Stutzerkugel durch die Luft und endlich in etwas Lindes, Weiches hinein, das meinen Fall hemmte, milderte, stellte; aber fast wäre ich in dem Linden erstickt, wenn nicht die Leute in unerhörter Schnelle mich herausgeschaufelt hätten mit Schaufeln, welche ungefähr so groß waren wie die Tennstore an einer Zehntscheuer. Sowie ich heraus war, schabten mit langen, langen Messern die Leute mich ab und strichen, was sie abgeschabt hatten, aufs Brot und aßen es mit großem Appetit. Da merkte ich, daß sie, um meinen Fall zu

hemmen, eine ungeheure Ankeballe, so ungefähr wie der Gurten bei Bern, von schönem, lindem Grasanken untergestellt hatten, in die war ich gefahren ungefähr bis in die Mitte, und kein Glied tat mir weh. Sie sagten mir, sie hätten immer mehrere solche zweg, um sie unterzustellen, wenn einer aus der Luft falle, was hier öfters geschehe. Und obgleich mir nichts wehtat, weinte ich doch und fragte, warum sie mich geraubet, und ob sie im Sinne hätten, mich als Hung aufs Brot zu streichen oder Fleischschnitten aus mir zu machen und dann aus mir und den Ankenschnitten ein deutsches Butterbrot. ‚Nein, nein, du guter Mann,‘ trösteten sie, ‚du sollst es gut haben bei uns und reich werden! Denn höre: wir hatten letztes Jahr eine böse Zeit und mußten fast von lauter Holzäpfeln uns nähren. Der scharfe Saft fraß uns Löcher in unsern Glauben, wie man bei uns eurem Magen sagt. Da meinten einige, ihn herauszuschneiden sei das Kürzeste, und ließen einen Metzger kommen, der machte an einigen die Operation. Da machte man die sonderbare Entdeckung, daß der Glaube mit der Seele genau zusammenhängen müsse, denn kaum war der Glauben raus, so wurden die einen zu Vieh, andere zu Schweinen, Katzen, Hunden, sogar zu Klapperschlangen, andere verreckten. Da sah man, daß man einen üblen Weg eingeschlagen, und beschloß, die Sache einem Schneider anzuvertrauen, der die Löcher plätzen oder sonst flicken solle, so gut er könne. Darum haben wir dich geholt und führen dich unserem Lande zu.‘ Vergebens stellte ich vor, daß ich dieser Arbeit nicht gewohnt sei, indem sie mir noch nie vorgekommen; zudem hätte ich meine gute Nadel vom Meister Löchner selig im Walfisch gelassen. Aber es half nichts, ich mußte mit.

Das war nun ein merkwürdig Land, ich könnte sieben Tage und sieben Nächte hintereinander erzählen von dem, was ich gesehen. Dort bei der Linde oben muß ich aber links. Was mir am merkwürdigsten schien, war das: sie hatten dort gar keine Regierung, es wurde alles von Leisten aus regiert. Man hat an andern Orten auch Leiste, aber immer doch noch eine Regierung daneben. Hier

finde man sie durchaus überflüssig, sagte man, sie koste dem Lande nur Geld, sagte man, und nütze ihm doch nichts, die Leiste machten ja alles und kosteten nichts. Da sah ich, daß die Leute im sechsten Weltteile wohl so gescheut waren als die in den fünf alten.

In einen solchen Leist eingeführt zu werden, kostete etwas Mühe; besonders exakt war man in denen, welche das Ruder in Händen hatten, in den andern, welche es suchten, nahm man alles Hudelpack. Die Menge bringe die Strenge, meinte man. Ich hatte es natürlich gut in dieser Rücksicht. Ein jeder, dem ich am Flicken seines Glaubens war, wollte mich in seinen Leist führen, und wenn ich eine freie Stunde hatte, was mir selten geschah, da ich gar zu viel zu flicken hatte, so war ich in irgendeinem der Leiste, bald in einem himmelblauen und bald in einem gybeligelben; denn, was mich sehr kurios dünkte, dort nannte man die Leiste nur nach den Farben des Regenbogens, der, wie bekanntlich, nach der Sündflut den Sündern als Zeichen gesetzt wurde, daß Gott ihnen gnädiger sein wolle, als sie es verdienten.

Einen Auftritt, der sich im Purpurleist zutrug, werde ich nie vergessen; es schüttelt mir noch immer meine Kuttlen wie sieben Ketzer, wenn ich daran denke.

Es sollte dort nämlich etwas sehr Wichtiges verhandelt werden, die Galerie war überfüllt, die Mitglieder vollzählig bis an einen, der es klüger fand, diesmal mit Krankheit sich entschuldigen zu lassen. Es sollte entschieden werden, ob die Bänke mit Roßhaar oder mit Federn gepolstert werden sollten; sie hielten darauf, einen schönen Leist zu haben, und schonten kein Geld dafür. Ich war auch dort und hatte meine Freude daran, ehe die Sache anging, die Mitglieder zu überzählen und zu denken: ‚Dem habe ich seinen Glauben geplätzet und dem auch; der hatte so viel Löcher darin und der andere so viel.‘

Einer war im Leist, man sagte ihm nur Siebendick und Einistlang, der hatte behauptet, das Roßhaar, mit dem die purpurfarbenen Bänke gepolstert seien, mache ihm allemal, wenn er lange

darauf sitze, obgleich er ein Hinterstück habe, das schon Denkwürdigkeiten aller Art ausgestanden, bald den Pfnüsel und bald den Durchlauf. Es sollte nun untersucht werden, ob Federn besser seien. Mit gespannter Erwartung harrte man des Anfangs, der Präsident hatte bereits beide Hände auf sein Pult gestemmt, wiegte vorsichtig, gewichtig seinen Körper vorwärts. Der, welcher hier immer das erste Wort hat, daher billig nie das letzte, lüpfte bereits seinen Der, da sprang auf die gedoppelte Türe, bebend in ihren Angeln. Gesträubt die Haare, aufgesperrt die Nase, stürzte eine schwarze Figur herein. Die Augen quollen aus ihren Höhlen, aschgrau war das modernde Gesicht, sie bebte von der Fußsohle bis zum Haupte, hoch ein fliegend Papier haltend in klappernder Hand. Vor den Präsidenten stürzte die Figur, ihn ankeuchend aus fliegender Brust: ‚Da, Herr Präsident, leset, leset dr tusig Gottswille, leset! O mir armi Sünder!‘ Eilig faßte der Präsident die Schrift, die der wankende Mann ihm mehr gegen das Gesicht als in die Hand stieß. Alles stund auf, Bedenklichkeit wälzte sich auf allen Gesichtern; aber stille wards im Saale, man hörte nichts als des zitternden Mannes klappernde Glieder.

Mit möglichster Hast bei angestammter Würde öffnete der Präsident die Schrift, tat den Mund auf und las mit immer langsamer werdender Stimme: ‚Entwurf-Gesetz über Tierquälerei,‘ und eine ziemliche Verblüfftheit verbreitete sich über alle Gesichter, und mit verblüffter Stimme frug der Präsident: ‚Aber Hochgeachteter, was soll ich damit?‘ ‚Laßt ablesen,‘ bebte des Hochgeachteten Stimme, ‚dr tusig Gottswille! DrGegenstand muß heute behandelt werden.‘ ‚Aber Hochgeachteter,‘ sagte der Vorstand, ‚das ist nicht möglich, es ist gegen das Reglement, und zudem haben wir heute viel wichtigere Dinge von wegen dem Roßhaar und den Federn. Das muß noch heute behandelt werden von wegen dem Pfnüsel und dem Durchlauf unseres verehrlichen Mitgliedes Siebendick. Ob eine Kuh oder ein Kalb mehr oder weniger auf der Welt seien, ist ja gleichgültig, besonders wenn das Futter so rar ist.

Zudem iſt der Gegenſtand nicht vorberaten, nicht auf den Traktanden und liegt, was die Hauptſache iſt, nicht auf dem Kaffeetiſch.'

Wie der Präſident das ſagte, ſo ſchlägt mit jämmerlichen Gebärden der Mann die Hände über dem Kopf zuſammen, blötſcht mir nichts, dir nichts mitten im Saale auf die Knie und heult gerade aus wie ein Schloßhund, mit Reſpekt zu ſagen. Da meint der Präſident, es fehle dem Manne im Kopfe, blinzt den dienſtbaren Geiſtern mit den Augen, und ſie nähern ſich vorſichtig dem Manne auf den Knieen. Da preßte derſelbe mitten durch das Schluchzen ſeine Stimme und ſchrie: ‚Nein, Hochgeachtete, nein, ich bin nicht verrückt, auch nicht voll; aber hier bleibe ich liegen, bis der Entwurf in Behandlung kömmt. Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, ihr würdet euch meiner und euerer erbarmen.' ‚Hochgeachteter,' ſagte leiſe der Präſident und deutete mit dem Finger nach dem Kopfe, ‚es rappelt alſo nicht?' ‚Nein, nein!' rief der zitternde Mann. ‚Glaubet mir doch, es muß behandelt ſein! Hört, warum!' Da deutete ihm der Präſident, zu ſchweigen, und ſagte, er wolle abſtimmen laſſen, ob man zur Tagesordnung ſchreiten oder den Mann vorläufig anhören wolle. Da wollte Herr Siebendick aufſpringen und opponieren. Aber der Präſident ſagte, hierüber dulde er keine Oppoſition, das ſei ſeine Sache; und es bleibe dabei, ſagte er mit Majeſtät. Wer der Meinung ſei, daß man den Hochgeachteten anhören wolle, der ſolle lüpfen. Da lüpfte alles außer Herr Siebendick. Der arme Mann ſtellte mit Mühe ſein Schluchzen ein, und als er aufſtund, war eine große Glungge Waſſer am Boden, die er geweint hatte, ſeine Knie waren ganz naß davon, und mit ſchwacher Stimme begann er:

‚Geſtern kam ich wie gewohnt nach Mitternacht heim, denn, wie bekannt, ſind die Geſetze nur für den Pöbel, und ich war gar nicht gſtürmter als gewöhnlich. Ich nüſterte unter meinen Schriften, warf wieder ein Pack zu den andern Päcken auf den Ofen, den mir mein Hausherr mit zwei eichenen Säulen unterſtützen ließ, ſo daß er wieder viel erleiden mag. Da fliegt eine Schrift herunter, ich blaſe den Staub ab, es iſt eine Mahnung von unſerem Oberkellner

oder ersten Markeur, endlich einmal das Gesetz über Tierquälerei zu entwerfen und vorzuberaten.

Ich wurde böse und fluchte, es sei nicht genug, daß wir alle Tage die Gesetze, welche irgendeinem unter uns oder sonst einem Kumpan aus besonderem Grunde nicht anständig seien, abändern müßten, jetzt sollten wir noch gar neue machen um Kühe und Kälber willen! Die Schrift warf ich ins Kamin und kroch zu Bette.

Da begann eine fürchterliche Schwere sich in meine Glieder zu wühlen, eine unaussprechliche Müdigkeit durchdrang mir Leib und Seele. Als ich sie so recht fühlte in unaussprechlicher Pein, wars mir, als stüpfe mich jemand auf meinen hintern Teil und rufe: ‚Hü, uf, du Dolders Keib!' Dreimal versuchte ich, aufzustehen, dreimal fiel ich wieder zusammen. Endlich stund ich auf wankenden Beinen, aber es waren viere! Man stelle sich mein Entsetzen vor: ich und vier Beine! Auf allen Vieren war ich zwar oft gewesen, aber vier Beine hatte ich noch nie gehabt. Aber ich hatte keine Zeit zum Nachdenken, auch ward es mir dumpf im Gehirn; ich fühlte nur, ich dachte nicht. Man legte mir ein Geschirr an — mir ein Roßgeschirr! — zerrte mich hinaus zum Stalle, drückte mich an meinem so reizbaren Maul in die Gabel eines Chaischens, und bald hieß es wieder: ‚Hü!' Es war mir, als ob an jedem Bein eine Welt hinge, als ob meine Beine unten bei den Gegenfüßlern vernietet und vernagelt seien, aber eine fürchterliche Peitsche knallte über mir, unter meinem Bauche durch; am Leitseil wurde mir mein empfindlich Maul blutig gerissen, ich mußte meine Beine heben, ich vermochte es endlich. Ich sollte aber noch das Chaischen ziehen, endlich gar noch springen, ich und springen! Aber die fürchterliche Peitsche ruhte nicht über mir. Blut floß aus meinem Maul. Zehnmal weniger Qual hätte mir der Tod gebracht.

Wir hielten vor einem Hause, es rührte sich noch niemand in demselben, Hühner flogen um uns her und Pfauen und stritten sich mit Hunden um den Mist, den ich fallen ließ, schlugen um den Mist sich wie Könige um Weltteile; müssen nicht den freigebigsten Meister

gehabt haben. Endlich erſchienen Drucken um Drucken, Pack um Pack und füllten die Chaiſe um und um und hoch auf. Endlich kam eine Dame, dann wieder eine, endlich noch ein Herr, ſetzten ſich in die Sachen mitten hinein. Nun hieß es wieder: ‚Hü!‘ Den ganzen Karſumpel ſollte ich ziehen. Dreimal zog ich an, dreimal umſonſt, dreimal fuhr mir die Peitſche rund um den Leib. Endlich gings. Aber jetzt ſollte ich noch ſpringen mit meinen Welten an den Beinen, es war ſchrecklich, und dennoch ging es endlich — ich ſprang! Bald hieß es: ‚Ú, ú!‘ Ich Tor glaubte mich am Ziele. Da traten ein Herr und ein Kind an die Chaiſe und krochen noch zu den andern hinein, und mit dieſem allem, mit der fürchterlichen Laſt ſollte ich wieder ſpringen mit meinen Beinen. Das war ein fürchterliches Schleppen die fürchterlich langen Wege hin, die unendlichen Raine auf, wo der Herr, der zuletzt einſtieg, mit vielen weltſchen Worten die Damen nötigte, in der Chaiſe zu bleiben, und ich hatte weder Kraft noch Atem, ihn zu beißen oder zu ſchlagen!

Die Stunden verrannen, die Sonne ſtieg, der Schweiß lief unter mir zuſammen, weit hinaus hing meine Zunge, die Peitſche knallte immer häufiger, am Zaum riß man mich, daß Blutstropfen um Blutstropfen die Straße färbten. Der Herr und der Sohn wechſelten ab mit Peitſchen und Reißen. Endlich hörte ich: ‚Ça ne va plus!‘ Nun weltſcheten ſie:, Für um einen demi basch Brot!‘ oder: ‚Une petite portion Haber!‘ und wiederum vom Warten bis Mittag, weil es nur noch eine bonne lieue ſei. Ich wollte ſchreien, wollte klagen, wollte mahnen, der Gerechte erbarme ſich ſeines Viehs, aber ich konnte von dem allem nichts, ich war ſtumm! Ich konnte nur meine Beine ſchleppen, nur ſtumme, ſchreckliche Wünſche wälzen im gepeinigten Gemüte.

Auf einmal verſtummte das Weltſchen hinter mir, aber noch enger ſchnürte ſich mir die Bruſt, um den Hals preßte ſich erſtickend ein enger Kommet, und am Kommet hing eine Laſt, gegen die das Chaischen mit ſeinem ſämtlichen Pack Kinderſpiel war. Wunden brannten mich am ganzen Körper, neben mir lief ein zornglühen-

der, fluchender Mann, der mich schlug mit allem, was in seine Hand kam. Vor mir lag eine steile Bergeshöhe, an derselben auf wand sich ein spiegelglatter Eisweg. Ich konnte auf ebenem Wege meine Last kaum bewegen, hatte nicht Stand mit meinen glatten Eisen, die mein Peiniger aus Geiz nicht spitzen ließ. Nun sollte ich den Berg hinauf! Ich konnte kaum stehen und sollte zwei Salzfäßchen ziehen! Ich fiel nieder, er riß mich auf; ich wälzte mich am Boden, er trat mich mit Füßen; ich streckte alle Viere von mir, er legte mir Feuer unter den Schwanz, hieb, trat, fluchte, bis endlich das Fuhrwerk oben am Berge stund vor einem Wirtshause.

Wie ich nach stundenlangen Martern dahin gekommen, wußte ich nicht. Oft war mir gewesen, als wollte meine Seele vornen zum Kopfe hinausfahren; aber ich konnte nicht schreien, ich war stumm! Wie ich allmälig zu mir selbst kam, durchdrang mich eine fürchterliche Elendigkeit; mein ganzer Leib war ein Schmerz, Wunden brannten, Quetschungen zuckten, Mattigkeit nagte an den Gliedern, Hunger und Durst quälten. Niemand führte mich dem warmen Stalle zu, niemand wusch meine Wunden, niemand kümmerte sich um mich, niemand redete von ‚für einen demi basch Brot' oder einer ‚petite portion Haber.' Da stund ich in fürchterlicher Winterkälte Stunde um Stunde, und drinnen saß mein Teufel, soff Branntenwein, kärtelte, fluchte über den Donners Keib, der nit fürers möge, dem er es aber weisen wolle, daß er daran denken solle.

Mein Schweiß ward zu Eis, Eis umfing meinen Kopf, zu Eis wurden meine Glieder, eine Kälte durchdrang mich, gegen welche Brand und Glut Wollust ist. Plötzlich war ich nicht mehr ein Pferd, stund vor keinem Wirtshause mehr, ich fühlte, ich war ein — Kalb! ‚Lachet nicht, Hochgeachtete,' sagte er, ‚lachet nicht! Ihr könntet euch versündigen. Ein Kalb war ich, lag auf einem Wagen, und der eisige Höllenschmerz, der noch an mir wütete, kam von den Füßen, die gräßlich zusammengeschnürt waren. Da lagen wir, ein ganzer Wagen voll Kälber, auf- und übereinander; im Trabe fuhr der Fuhrmann über Stöcke und Steine, und jeder Ruck schmerzte, als

ob die Beine entzweiriſſen. Anfangs konnten wir noch brüllen, bald verging uns die Kraft dazu. Ein zweizentneriges lag auf mir; um nicht zu erſticken, drängte ich meinen Kopf ſeitwärts; er fiel zum Wagen aus, hing in das Rad hinein, wurde leider nicht abgefahren, ſondern ſchlug nur ſo ins Rad wie ein Waſſerhammer und wurde fürchterlich zermalmt, doch nicht zum Tode. Was war ein Chaiſchen ziehen gegen dieſe Höllenfahrt, die ohne das geringſte Labſal ſtundenlang dauerte!

Endlich hielt der Wagen, wir wurden hinuntergeworfen, die Bande aufgelöſt, ſollten nun ſelbſt laufen, laufen mit zerſchlagenem Kopfe und erſtarrten Beinen, laufen, umringt von bellenden Hunden und blutigen Menſchen, die wir nie geſehen! Wir konnten, wir durften nicht laufen, da biſſen die Hunde ein, riſſen Stücke Fleiſch aus den Beinen; wir ſtürzten, blind in Wut und Schmerz, davon, da biſſen die Hunde uns in die Naſe, die blutigen Menſchen ſchlugen mit ſchweren Knitteln uns auf den Kopf; liefen wir oder ſtunden wir, ſo wurden wir geſchlagen oder gebiſſen. So ging es einen langen, unendlichen Weg einem großen Hauſe zu. Dort faßte man die Halbtoten wieder auf, ſchnürte noch fürchterlicher die Füße zuſammen, warf mich, von allen das erſte, auf einen blutigen Schragen. Vor mich ſtellte ſich ein fetter, blutiger Metzger und wetzte mit aller Muße ſein blankes Metzgermeſſer; es zwitzerte und funkelte gräßlich vor meinen Augen. Während er mit Wolluſt ſein Meſſer ſtrich, rief er einem Jungen, ob er es das erſte Mal probieren wolle? Der Junge kam, nahm das Meſſer, ſtach es in meinen Hals, wühlte damit im Halſe herum, aber es floß kein Blut, ich konnte nicht ſterben. In fürchterlicher Pein rollte ich meine austretenden Augen, da ſah ich über mir hangen den Kopf einer geſchlachteten Kuh, in den hervorquellenden, braunen Augen glänzte mir eine Schrift entgegen, wie ſie dem Nebukadnezar glänzte an der Wand ſeiner Speiſehalle; ſie lautete: ‚Du fauler und unnützer Knecht, leide, was deine Taten wert ſind! Du lebteſt nur für deinen Leib, fühle nun an deinem Leibe, was du an andern geſündigt!‘ Im Halſe

wühlte mir immerfort das Messer, ich konnte nicht sterben. Die Pein wuchs ins Unaussprechliche, und am Herzen begannen zu nagen Buße und Reue. Da sah ich, zerschmelzend in Pein, von neuem auf, über mir hing noch der tote Kopf, aber in seinen braunen Augen glänzte eine neue Schrift, sie sagte: ‚Stehe auf, du Diener deines Bauches, tue deine Pflicht, mache morgen gut, was du seit Jahren veruntreut! Sonst wirst du Nacht um Nacht auf diesen Schragen kommen, und von Nacht zu Nacht soll steigen deine Pein, bis der Tod dich nimmt und zur Hölle dich bringt!‘ Da zuckte ich in Todesqualen zusammen, vor meine Augen traten unser Reglement und unser Kaffeetisch. Ich sah auf nach den braunen, toten Augen, wollte Stündigung, um Erbarmen bitten, aber keine Schrift sah ich mehr, nichts mehr in denselben als einen unaussprechlichen Schmerz. Aber aus meinem Halse glitt das Messer, von den Füßen fielen die Stricke, ich seufzte auf, meine Glieder bewegten sich wieder — ich erwachte.

Ich fand mich wieder als Mensch, ich lag in meinem Bette, aber zerknirscht an Leib und Seele, die Zunge war ein Brand im Munde. Je mehr ich zum Bewußtsein kam, desto lebendiger kehrten die Schrecken wieder der vergangenen Nacht, jedes Haar an mir ward ein Angstgeschrei. Ich stürzte mich zum Tisch, entwarf mit fliegender Seele dieses Gesetzprojekt, brachte es in Todesangst und bitte in Todesangst wie ihr armen Sünder Gott um das Heil eurer Seelen: Vergeßt diesmal, nur diesmal Reglement und Kaffeetisch, nehmt von mir den Fluch der Säumnis und Untreue! Sonst kehrt Nacht um Nacht der grause Spuk zurück, und die Wellen der Hölle schlagen über mir zusammen.‘

Wiederum sank der bebende Mann in die Knie, schlug die Hände über den Kopf zusammen und heulte jämmerlich.

Alle Gesichter waren blaß geworden, der Präsident stund auf und frug mit bedenklichem Gesicht, ob man den Fall für wichtig genug halte, die Tagesordnung zu unterbrechen und in den Antrag des Hochgeachteten einzutreten. Schon lüpfte der, der immerdar

der erste lüpft, als ein anderer, mit einem Bleistift in der Hand, sagte, er müsse sich doch die Frage erlauben, ob die Erzählung des Hochgeachteten sich eigne, für in die Feder gefaßt und dem Druck übergeben zu werden. Da legte sich wieder eine sehr große Bedenklichkeit über alle Gesichter, der Präsident machte sein allerbedenklichstes und sagte, das sei der wichtigste Fall, der ihm während seiner Amtsführung vorgekommen; er fordere tiefe Erörterung, und merkwürdige Meinungen könnten zum Vorschein kommen. Daher trage er darauf an, die Öffentlichkeit aufzuheben und somit allen, welche nicht Glieder des Leistes seien, den Schuh in den Arsch zu geben. Da ich wußte, wie unerchannt sie in diesem Weltteile den Schuh geben, so machte ich mich über Hals und Kopf davon; aber heute noch ists mir, als sehe ich den Mann auf den Knieen liegen und höre sein jämmerlich Geheul."

„Aber wie ging es darauf im Leist?" fragte ich, bei der Linde angekommen, meinen redseligen Begleiter. Das könne er mir nicht sagen, sagte er; durch ein sehr merkwürdiges Ereignis sei er, sowie er aus dem Versammlungssaale getreten, aus diesem Weltteile wegpraktiziert worden. Natürlich hätte ich gerne gewußt, wie. Er aber sagte mir, er müsse ungesäumt zum Wirt im Kaltenecken, der habe letzten Abend seiner Katze den Stiel abgeklemmt zwischen der Kellertüre, den müsse er wieder zusammenflicken, ehe er ganz erkaltet sei. Aber wenn ich nächsten Sonntag ins Kappelenbad kommen wolle, so sollte ich den Rest vernehmen und noch ganz andere Dinge. Ich sagte zu.

Du mynelis, was werde ich hören!

Der Eselikrieg im Repsacker.

Ungerecht geht es zu in der Welt. Jedes Kind weiß noch etwas vom Siebenjährigen Krieg und vom Napoleon, vom Stecklikrieg und den Aargauer Speckbuben, von den Österreichern und den grauen Stieren, die sie mitbrachten; aber vom denkwürdigen Eseli-

krieg im Repsacker schweigt man, die Lenker des Staates halten ihn unter sich, den Kindern verheimlicht man ihn. Der Nachwelt will man ihn vorenthalten schnöderweise, aber diese Absicht soll vereitelt werden. Darum höre, o Schweizerland, das denkwürdige Ereignis und spare es im Andenken deinen Enkeln auf und lasse es widerhallen an deinen Bergen, daß man das Echo hört in allen vier Weltteilen! Es geht noch über Louis Napoleon.

Es ist ein Ort im Schweizerlande namens Repsacker; schöne Bauernhäuser füllen, reiche Äcker und Matten umgeben es, der Repsbau ist im schönsten Flor, und Klee haben sie dort, daß jeder Kuh das Herz im Leibe lacht, die von weitem gegen den Repsacker kömmt. Alles gedeiht dort, nur arme Leute nicht. Für die ist dort kein Platz, so wenig als für Klee, wenn der Grind einreißt. Es ist nicht, daß man die armen Leute reich zu machen sucht, damit sie auch reich würden; die Milch gab man nicht etwa besser oder wohlfeiler, das Land nicht um billigern Preis, die Löhne nicht um so freigebiger, wog das Mehl nicht um so richtiger, aber man hatte keinen Platz für sie. Man hatte eine souveräne Verachtung gegen die Armut, deswegen arbeitete man ihr nicht entgegen, aber wenn man arme Leute gemacht hatte, so duldete man sie nicht. Man glaubt dort, wie man selbst die Armut verachte, so würde man auch ringsum verachtet werden, wenn im Dorfe arme Leute wohnten.

Es ist daher im ganzen Lande vielleicht kein so guter Bauernort wie der Repsacker. In schönem Wohlbehagen lebten sie seit Jahren dort, küchelten an der Fasnacht, hatten Ankenbock und Hung an der Auffahrt, und wenn sie an der Sichleten fünfkreuzeriges Fleisch und dreibatzigen Wein bekommen konnten, so waren sie nicht Narren und kauften sechskreuzeriges oder vierbatzigen.

Einmal an einem schönen Abend saßen die Bauern auf den Bänken vor den Ställen akkurat hinter den Misthäufen und stellten, von der Straße aus gesehen, ebenso viele sprechende und prächtige Brustbilder dar, daß es einem wunder nimmt, daß der Bayernkönig nicht schon seine Malerschule nach dem Repsacker gesandt hat, um

Studien zu machen. Gemütlich und behaglich rauchten sie ihre Pfeife Dreikreuzerigen, denn wenn sie Dreikreuzerigen kaufen konnten, so waren sie nicht Narren, Batzigen zu verbrennen. Durch die Straße daher kam ein kleiner Karren, mit einem Eselchen bespannt, eine Frau und ein Mann liefen nebenbei, aber kein Bauer machte einen gwundrigen, langen Hals, denn warum sollte man einem Esel nachsehen, wenn man vier Rosse im Stalle hat? Nur hie und da eine Jungfrau blickte hoffend auf den Esel, in der Meinung, er bringe einen Hudilumper, der ihr für ihr ältestes Hemd, welches das Plätzen nicht mehr vertragen mochte, neue Haarschnüre geben werde. Apropos, die Hudilumper werden nächstens einkommen für eine Abänderung des sie betreffenden Gesetzes. Wird ihnen wohl entsprochen werden.

Bei einem der ersten Häuser hielt der Mann den Esel an und frug nach dem Ammann. Er mußte zweimal fragen, ehe er den Bescheid bekam, er wohne im angeren Hause.

Dort, wo der Ammann hinter dem Misthaufen saß, lenkte der Mann mit dem Esel dem Schopfe zu. Da stund der Ammann auf und frug: „Was wottsch mit dym Esel? Wed öppis mit mir witt, su la drEsel nume uf drStraß! Er het wohl Wyti dert.“ „Vrzieht!“ sagte der Mann, „ih ha welle frage, ob ih hie nit chönnt über Nacht sy.“ „Gang du ume wyters!“ sagte der Ammann und setzte sich wieder; „solang dsHus steit, isch no ke Esel i myne Ställe über Nacht gsi (von den Stuben sagte er nichts). Dert äne isch dsWirtshus, das ist für selligs Vieh.“ Ohne ein Wort zu sagen, lenkte der Mann um, stallete im Wirtshaus sich und seinen Esel ein, fragte und lauschte nach etwas, man wußte nicht recht, nach was, ging, kam wieder und legte sich dann zu Bette.

Am folgenden Tage früh ging er wieder zum Ammann und wies sich aus als Burger vom Repsacker, der gesinnet sei, hier zu bleiben in seiner Burgergemeinde. Der Ammann schnauzte ihn an, man habe hier keinen Platz für sellig, und die Welt sei groß. Der Eselimann sagte, er hätte bereits Platz für sich und seinen Esel, und die

Welt sei freilich groß, aber an einem Ort müsse man sein. Da legte sich der Ammann aufs Unterhandeln und stellte vor, daß hier kein Verdienst sei, die Leute hätten ihre Sache selbst zu brauchen, es heyg sih scho menge welle setze, aber es sei no nie kene zwegcho, me heyg chum gnue für seye selber. Aber der Eselimann ließ sich nicht abwendig machen und sagte, er wells emel probiere, er hätte schon empfangen. Der Ammann ließ merken, daß es auf einen oder zwei Neutaler nicht ankäme, man könne an andern Orten sellig Leut besser brauchen als hier. Der Eselimann sagte, das mache nicht einmal Hindersäß und Einzug, und wenn es öppe mit de Rechtsameni gang, wie er denki, daß es gah söll, su heyg er de am ene angere Ort o nüt dvo u doch dsRecht drzu so gut as e angere. „Bisch o du vo dene Donnere eine!" sagte der Ammann, „wohl, du chunnst as recht Ort! Mr vrmöge de no besser als dNiderbipper, ech drMarsch z'mache." „U du bisch o vo dene eine, wo kei arme Burger dole wey u se abschüssele u se zTod schliege, we si chönnte. Aber mach ume, was chast! Ih förchte dih nüt!"

Und der Eselimann fürchtete sich wirklich nicht, er war auch im Repsacker daheim und hatte daher auch seinen eigenen Repsackerkopf, und das sind Köpfe, man kann mit Kanonenkugeln dagegen schießen, es gibt nicht einmal ein Dümpfi. Wenn einer derselben der Villmerger Kirchturm gewesen wäre, Major Sauerländer hätte noch lange schießen können. Er setzte sich dort, richtete sich ein, begann sein Gewerbe, wozu er den Karren mit dem Esel brauchte, und fand bald, daß da ein recht guter Verdienst sei; die Leute hatten Geld, und die Männer wußten auch hier nicht um alles, was Weiber und Töchtern kauften. Seinem Esel bekamen die schönen, ebenen Wege und die küstigen Esparsettenstorzen auch gar wohl, er fing an zu glänzen und mutwillig zu werden, sang mit seiner etwas fatalen Stimme morgens und abends das schöne Lied:

„We dR . . . Meitschi zMärit wey, su tüe si dNase rümpfe;
Dem eine fehlt es an dem Geld, dem andere a de Strümpfe."

Das rührte aber die Repsackerbauern nicht, im Gegenteil fraß

ſich der Ärger bei ihnen alle Tage tiefer ein, daß ein Repsackerer ein Eſeli habe und damit im Lande herumfahre. „Was werden die Leute ſagen!“ dachten ſie. „Auf allen Märten und in allen Wirtshäuſern werden ſie uns unſern Eſelibauer vorhalten,“ ſagten ſie. Sie hielten es für eine viel größere Schande, einen Eſel zu haben als ein Eſel zu ſein.

Aber was iſt begegnet im Repsacker, welch gräßlich Unglück, was laufen die Leute zuſammen, was ſchlagen die Leute die Hände über dem Kopfe zuſammen, was donnert ſo fürchterlich aus dem Ammannsſchopf hervor, was heult dort ſo herzzerreißend die ſtattliche Tochter?

Man denke, was ihr Gräßliches begegnet!

Des Statthalters Sohn auf dem Hirskuchen hatte ſie zu Gaſt gehabt und zwar diesmal bei Sechsbatzigem, ſonſt zahlen dort die Buben ihren Meitſchenen nur Vierbatzigen. Daher wars ihr ſauwohl, und ſie meinte ſich nicht übel. Auf einmal ſehen alle Leute zum Fenſter hinaus und lachen, die Straße herauf kömmt der Eſelifuhrmann, und der Eſel ſingt eben wohlgemut ſein ſchmelzend Lied. „Da chunnt de Repsackerbure ihre Küng!“ ſagte einer. „Si hey ne zum Grichtſäß gmacht, er ſöll de all Sunnde uf em Eſel zChile ryte,“ ſagte ein anderer. „Es heißt, die Bure im Repsacher welle all ihri Roß a Eſle tuſche, ſi ſyge ringer z'fuere u mache eim no churzi Zyti,“ ſagte ein anderer. „Es ſchickt ſih gar wohl für ſeye,“ ſagte ein anderer, „es frißt ne de öpper dsRepsſtrau und dKlee- und dEſperſetteſtorze, dKühyer weys neue lieber dsHeu apart.“ „Un ihrer Chnecht u Jumpfere cheu ſi neue o nit mit fuere,“ ſagte ein fünfter. „La gſeh, Meitſchi!“ wandte ſich endlich einer an des Ammanns Tochter, „du chaſch is dr beſt Bricht gå, du biſch ja dsAmmes Tochter im Repsacher.“ Nun fiel alles mit Fragen und Spöttereien über das arme Mädchen her, das nichts zu machen wußte als das Glas zum Mund zu führen und zu ſagen: „Wo dåm weiß ih nüt, das iſch erheyt u erloge, es iſch e vrfluchti Lugi, u, wes drÄltti wüßt, då chönnt Sorg ha, wo ſelligs redt!“

Des Statthalters Sohn begann sich zu schämen und machte sich fort, das Mädchen mußte alleine heim und heulte sein Unglück vor dem Hause aus. Jede Mutter, jeder Vater nahm den innigsten Teil daran. Wäre dem Ammann sein Haus verbrannt, das beste Roß gefallen, die Halben hätten es ihm gegönnt; wäre ihm seine Frau gestorben, man hätte ihr die Ruhe gegönnt, und alle Mütter hätten gehofft, eine ihrer Töchter könne Frau Ammännin werden. Aber das wegen dem Eselifuhrmann konnte allen begegnen, das ging das ganze Dorf an, das konnte und durfte niemand leiden. Die Straßen waren voll Leute, die Männer fluchten, die Weiber zankten, alle Mädchen heulten, denn nun hielt sie niemand mehr zu Gast, nicht einmal bei Vierbatzigem. Da rief des Ammanns mächtige Stimme dem Polizeier, daß er den Gemeindrat biete, daß er sich auf der Stelle versammle von wegen etwas Wichtigem.

Der Polizeier sprang davon, als ob er die Beine des größten Floh in ganz Repsacker unter dem Leibe hätte; in einer halben Stunde saß der Gemeindrat vollständig bis an den Gemeindschreiber, der noch melken mußte, da seine Frau und Töchter vom Ammannhaus nicht wegzubringen waren. Lange saß der Gemeindrat, Gewichtiges wurde geredet, es war über Mitternacht, als die Männer nach Hause gingen. Die Sonne guckte schon am großen Himmelsfenster, als die Männer den Weibern alles erzählt hatten, was sie wissen wollten, und ehe eine alles wußte, was sie wollte, durfte der Mann nicht auf die andere Seite, so war es seit Mannsdenken der Brauch im Repsacker. Wird wohl auch noch an andern Orten so der Brauch sein. Es heißt, es werde gegenwärtig im Repsacker ein neues Gesetz vorberaten, daß jede Behörde eine Uniform tragen müsse. Der Vorschlag laute: „Die exekutiven Behörden, worunter auch die Gemeinderäte zu zählen sind, tragen Gloschleni, die untern einfärbig, die obern aber gestrichelt."

Als die Sonne vollends herauf war, gingen zwei stattliche Männer dem Eselifuhrmann langsam zu und trafen ihn, eben sein liebes Tierchen einspannend. „Los, lo das ume sy u chumm i dStube, mr

hey dr neuis z'ſäge!" ſagten ſie. Er fuhr fort und ſagte, ſie könnten es ihm hier auch ſagen. „He nu ſo de," ſagte der eine, „ſu los: DrGmenrot lot dr ſäge, daß de i Zyt vo acht Tage drEſel verkaufiſch, odr drGmenrot löy dr uſebiete." „DrGmenrot ſoll mr is Füdle blaſe!" antwortete kaltblütig der Eſelimann, „u ih ha dsRecht, e Eſel z'ha, ſo gut as ſi dsRecht hey, Roß z'ha." Sy Eſel heyg ſo gut dsRecht, da z'ſy, als anger Eſle, u we all Eſle us em Dorf müßte, ſu wäre nit vil King uf em Repsacher, die nit um e Ätti pläre müßte. Die Reden wurden immer lauter, wütender, aber der Eſelimann ließ ſich nicht einſchüchtern. Er war ſeit Jahren nicht im Kanton Bern geweſen, ſondern, wie wir Urſache zur Vermutung haben, in Baſelland, wo der Lump ein ebenſo lautes Wort führt wie der Hinterſetzte. Die Gemeinräte waren darauf und daran, ihn in die Finger zu nehmen, als ſie bedachten, das Ding könnte Geld koſten, und mit dem Beſcheid den Rückweg antraten, er werde es über acht Tage erfahren.

Alſo uſebieten wollten ſie ihm, wenn er ſeinen Eſel nicht abſchaffe, ſondern ihnen zu Schmach und Schande im Lande herumfahre. Die acht Tage verrannen, der Eſel ſang immer noch ſein munteres Lied. Da wurde wieder Gemeindrat gehalten über das Uſebieten. Es ergaben ſich Schwierigkeiten, der Mann war ihr ſelbſteigener Burger. Der Fall verwickelte ſich immer mehr, ſie hatten keinen hintern Spittel, wo ſie ihn hinſtecken konnten. Der Ammann weinte faſt, daß die alte Zeit nicht mehr ſei, allbets hätte es ihn nur ein Wort gekoſtet im Schloß, ſo hätte der Hund ſich packen müſſen; die Alten hätten darauf gehabt, daß die Familien und die gſeßnen Lüt gäſtimiert würden. Es hätte einiſt einer von einer Familie u das no vo de mingere, Hutmacher glehrt, u du heyge ſi dä mir nüt, dir nüt ga Amerika gſchickt, wil ſi kei Hutmacher heyge welle i drFamilie ha. Es nähm ne zTüfel wunger, was ſi erſt mit eme Eſelima agfange hätte. Keiner wollte es probieren, ins Schloß zu gehen, die Bewilligung zu nehmen; me wüß wohl, wies afe gang, ſagten alle. Die kühnere Partei wollte zufahren u dä Donner uſegheye; wenn er einiſch duſſe ſyg, ſu ſyg er duſſe, u er chönn de luege, wien er wider

ychechömm. U wenns an es Prozediere gang, su heyge si öppe Geld gnue, für dä abzsprenge. Der besonnene Teil sagte, das mache sich nicht mit Prozedieren; wenns selb wär, es wäre ihne recht, e sellige möchte si wohl no usghalte, aber das sei eine Administrativsache, und drRegierungsrat heyg i selligem sy eigene Gring. Etwas sollte gehen, sie wußten nicht, was; der Schweiß stund ihnen in großen Bollen wie kleine Rüben auf der Stirne.

Da kam eine in den Gemeindrat, es gibt nicht in einem jeden Dorfe eine solche. Es sei doch trurig, sagte die, sellig Manne z'ha, die da hocke wie dÖlgötze u weder hingere no füre wisse. Wenn dManne ne nit z'helfe wüsse, su welle diesmal dWyber dSach abtrybe. Weiteres war nichts zu vernehmen, sie mochten fragen, was sie wollten. Als sie endlich genug ghocket waren und heimkamen und ihre Weiber privatim frugen, was gehen solle, so vernahmen sie nichts. Vergebens drohten sie, sie würden ihnen ein ander Mal auch nichts mehr sagen. Die Weiber sagten, da möchten sie auch dabeisein, und die Manne mußten auf die andere Seite, ehe sie das Geringste vernommen hatten.

Am andern Morgen nahm die Eselifrau ihren Milchhafen wie gewohnt, ging und klopfte ans gewohnte Ort. Die Bäuerin tat auf. „Gute Tag geb Ech Gott! Ih möcht e Halbi Milch." „Ih ha ke Milch meh für dih," sagte die Bäuerin mit triumphierendem Gesicht, „gang hey u milch drEsel!" Die Frau ging kaputt ins nächste Haus. „Gang hey u milch drEsel!" war auch hier der Bescheid. An alle Türen klopfte die arme Frau, hielt an jeder nötlicher an um Milch. „Gang hey u milch drEsel!" hieß es an allen Türen. Es war eine Verschwörung im ganzen Dorfe, so einig waren die Weiber im Repsacker nie gewesen, seit zwei dort wohnten. Wie die arme Frau von Haus zu Haus ging, stellten sich sämtliche Bäuerinnen mit untergestellten Armen ins Dachtrauf, jagten die arme Frau mit spöttischen Blicken Spießruten. „Milch drEsel! Milch drEsel!" scholl es von allen Häusern, schien jeder Zaunstecken zu schreien. Ganz zerknirscht floh die Frau heim und weinte Ströme heißen Wassers. Sie

ſchickte Kinder aus. „Melchit drEſel! Melchit drEſel!“ ſcholl es ihnen entgegen, ſcholl es ihnen nach, und heiße Tränen weinten alle mit der Mutter. Weinende Leute traf, als er heimkam, der Eſelimann ſtatt ein gutes Kaffee; kaum konnte eines vor Schluchzen den Handel erzählen. Der fluchte ein Gſätzli über ſeine geliebten Mitburger, ging dann fort und ſagte kein Wort.

Im Repsacker nun alles voller Freude; der werde nun eine andere Bhuſig ausſuchen wollen, hieß es. Und die Weiber jubelten und ſagten den Männern, wer ſie ſeien, ume ſo Dolders Fleiſchdütſcheni, Kuderbützeni; wenn ſie ihre Weiber nicht hätten, ſo miech en iedere Löhl mit ne, was er wett. Die Mannen wußten nicht viel zu ſagen, waren aber froh über den Austrag und ſagten, es nehme ſie nur wunder, wo er eine Bhuſig überchömme, emel in drNähi nit, da nehm, ſo Gottel, kene eine mit eme Eſeli.

Aber was kommt dort durch die Gaſſe vom Hirskuchen her, iſt das nit der Eſelima? „Was Tüfels führt er am Hälſig, iſchs no ei Eſel? Nei, bim Donner, het dä Tüfel nit e Geiß? Luegit, er bringt e Geiß, e Geiß bringt er! Der donnerſchießig Kerli!“

Da gabs Lärm im Dorf und Feuer, und der Lärm iſt noch nicht ſtill, und das Feuer iſt noch nicht gelöſcht; es heißt, der Handel komme an die nächſte Tagſatzung, ſtehe bereits auf den Traktanden, und auf die Inſtruktion der Stände ſei man ſehr geſpannt.

Der große Kongreß auf dem Kaſinoplatz in Bern.

Es het gwimmelt u gwogt dStadt uf, voll ſy dLauben gſi, bſetzt dStraße; nit Öſtrycher ſys gſi, nit Franzoſe, nit Engeländer; ſi hey Röck agha u Kittel, ſy vo wyblicher Raſſe gſi u hey teilwys Zübere unter em Arm gha, die Lüt nämlich, wo dStadt ufgwimmelt ſy. Alles iſt ſchwarz von ene gſi, es het eim faſt gruſet drob. Und obe abe us dr neue Stadt, wo di neue Hüſer uf ſchlechte Füße ſtande und uſſe fir ſy und inne nir, iſts o ganz ſchwarz cho wie dDuhle, wenn ſi zügle wei. Und drzu iſt dStadt faſt leer gſi vo rechte Lüte, mi het

niemer gseh, vo wege es ist heilige Sunntig gsi, u da sy dHerre mit ihre Fraue spaziere gange use i dEngi und es paar no gar vor ds unter Tor oder am Künizberg na. Drum het das Gschäft fast niemer gseh als e alti Jumpfere, und die het gmeint, es syg drJüngst Tag, und dunde im Rosegarte syge si afange ufgstande, und de e alte Herr, dä mitts drycho ist und links und rechts Müpf übercho het. Dä het gflucht und gseit, es syg gar kei Ornig meh i drStadt, am Werchtig werd me i de Laube bschüttet vo Säuzübere und am Sunntig vo de Köchene brämt. Es müß es apartigs Zeiche sy, daß die zsämmefahre, wie wenn alle drTüfel i dBei gfahre wär.

Alles ist gege Kasinoplatz zugfahre, und dert ist es Drück und es Gständ gsi wie am ene Zystig uf em Kühmärit, wenn dKühyer ab de Berge sy. Bsunderbar um e Brunne ume het es käset durenandere. Sie hey enandere ganz frömd agluegt, und wenn eini di anderi agrührt het, su het die abgwüscht, und doch het me de Gsichtere a ne agseh, daß es luter Chöcheni sy, frylich fürnehmi und gmeini. Us de beste Hüsere sy dagsi u de settigi, wo nume no bis a dTor cho sy, bis i Altteberg und a Marzilirain, und settigi, wo bi gmeinere Lüte diene, die nume eys Meitli vrmöge, wo de i alles yneschött, allne drSchuhwüsch sy muß und doch de i alli Spitzli gstoche sy schött. Nit wyt vom Brunne sy öppe es Dotze oder zweu zsämmegstande, si hey e Gattig gmacht wie alt Kanone us em Burgunderkrieg oder Surchabisstande, die me im Chloster Muri gfunde het; me het nes vo wytem agseh, daß das Wirtshuschöchene sy. Vo dene Schlingle vo Chöche, wo ganzi Pfünder Anke i dsFüür gheie und dGasserolle mitsant de Eiere drSchüttstei ab, wenn ne öppe es fuls i dHand chunnt, het me keini gseh.

Lang ist das so düreanderegange wie Bläterli im ene Glas, wenn me Bier yschenkt. Endlich het sih dMasse afa söndere und Glychs und Glychs sih zsämmela, wien es öppe recht ist uf der Welt und öppe im Himmel o sy wird.

Znächst bim Brunne hey di Weltsche ihri Nase gha und znächst drby de dSeeländere und Oberländere und de di andere, wo städt-

lich dahercho sy, und de die, wo nume Händsche a de Hände gha hei und es Halstüchli um e Chopf, und zletst de so di ganz gmeine, wo no „jo" säge, unter em Gitzimist lebe und bald Chöchi sy, bald Untermeitli und mängisch no Roß und Gutschner zsämme vor emene Chindewägeli.

Natina ist es still worde, nume drBrunne ist no gange u de Weltsche ihri Schnäbel, alles het uf e Brunne gluegt, aber dä ist geng dr glych gsi, und rede het er nit welle, da hey si enandere afa müpfe und hübscheli frage, was's eigetlich gä söll, und mi heyg nit drWyl, dr ganz Abe da z'stah und drBrunne azluege, mi heyg o syni engagements. Di eini het em Chammerdiener vrsproche, um sibni daheime z'si, für mit ihm es Piket z'mache; di anderi het bald heymüsse, für mit em Chammermeitli e neui Mumpferine z'probiere, drGutschner heyg vrsproche, drzu z'flöte.

Vo de Mindere het me es paar gar wehlich ghöre chlage, si heyge dCherzestöck no nüt putzt, und si müsse sy Seel dra hi. Wenn dFrau heychömm und si merk, daß das nit gmacht syg, su chehr si us wie dr lebendig Tüfel. Si mein, das müß geng am Morge gmacht sy, und heyg kei Vrstand drvo, was dsGwuaffiere für Zyt ewegnähm, we dHaar no nit dra gwahnet syge. E Teil syge so gstabelig, si heyge se scho mengist mit emene buchige Schyt knütscht, wie mes em Flachs o mach, wenn er wohl ruch syg, aber es well alles nüt bschüße.

Das Gebrummel nimmt zu, es Surren ist uf em Platz gsi, als wäre hundert Dampfmaschinen im Gang. Heftig hey di Weltsche und dSeeländere mitenandere dHänd vrworfe, und di zweu Dotze alte Kanone hey glasse drygluegt und ei Schnupfdrucke na dr andere glärt.

Di Weltsche und dSeeländere hei sih am beste uf parlamentarische Formen vrstonde und hey zanket, wer zerst dsWort ergryfen söll. Endlich hei dSeeländere nit ungern nagä unds glaubt, daß di Weltsche nit Dütsch chönne. Eini von ene mit ere stotzige Nase und ere herzhafte Stimm ist uf e neue Brunne ufekletteret und het agfange: „Hochgeachtete, hochgeehrte — si het nämlich

regelmäßig dRatsvrhandlunge gleſe — Frůndinnen! My Herr ſeyt allbets, e Preſident ſyg bin ere Vrſammlig dHauptſach, und wo år preſidiere chönn, gangs geng gut. Es wird daher wohl am beſte ſy, mir wehle e ſettige, då cha de furtfahre. Wenn dWahl öppe mih treffe ſött, ſu wett i agno ha, ih wår grad dobe. Gåt Vorſchleg! Es het es jedes dsRecht drzu, mir ſy alli glych, di Gmeinſte wie di Fürnehmſte, und wenn vo drMatte oder us em Alteberg da ſy, ſu hey ſi dsRecht, ihri Meinig z'ſåge, ſo gut als die a drJunkeregaß und die i dr neue Stadt."

Name um Name hey ſi brůllet. Mehr um Mehr het dSeeländere gmacht, aber wie ſis o agſtellt het, dStimme ſy nit uf ſi gfalle, ſondern hey ſih teilt zwůſchen Stůdeli Steiger und em Sterne=Stineli. Du wott dSeeländere, daß ſi ſih ſölle grad erkläre, ob ſi dWahl anåh wette, ſi well da nit ga vrgebe dsMehr mache. Aber da ſeyt Stůdeli Steiger, ſi ſölle nume furtfahre bis zletſt, es ſyg de no geng früh gnue, ſih z'erkläre. DiSeeländere het můſſe dsMehr mache, aber vrflůmeret ungern, ſi hets o gha wie mänge andere Präſident, då lieber macht, was er im Gring het, als was dOrnig iſt.

Di Bůrſchen hey dsSterne=Stineli welle, di Ståtlichen dsStůdeli Steiger. Frylich ſy meh Bůrſchi uf em Platz gſi, aber alle, wo afange drei Batze uf drSyte gha hey, für ſih la ſtädtlich z'kleide, hey für dsStůdeli Steiger gſtimmt. Um wenig Stimme het dsSterne=Stineli vorzoge und het Kompliment gmacht, ſi Platzg unter de alte Kanonen z'vrla, und no länger, bis es obe uf em Brunne gſi iſt. Wo es du einiſch dobe gſi iſt, da iſt es du dagſtande wien e Elefant, het e Priſe gno und no eini und no eini und het dVrſammlig agluegt, und dVrſammlig het ihns agluegt, und villicht luegte ſi no jetzt enandere a, wenn dSeeländere ihri Galgefreud hått chönne vrberge. So chömms, het die gſeit, wenn me bi ſo wichtige Wahle Perſone vorziehy, wil ſi e größere Lämpe unter em Chini heyge. Es wår doch afange Zyt, z'wůſſe, was gah ſött! Da iſt dsStineli ufbrönnt wien e Bumbe und het gſeit: „Es iſt wohl gut, daß nit en iederi es Redhus iſt wie du! Aber wer öppis z'chlage het über ſyni

Meiſterlüt, ſölls jetzt ſäge, drfür ſy mr zſämmecho, mr wey ne einiſt drMeiſter zeige!"

Da iſt e Lärme vom Bode ufgfahre, als ob es paar tuſet Gäns unter es paar Millione Frösche gfahre wäre, und jetz het es n ieders brüllet, was es i Gring het möge bringe, weltſch und oberländeriſch, aargaueriſch und berneriſch, nidaueriſch und ſchwarzeburgeriſch. DsBärehöfli ſyg ſturm worde und zringſetum gange, us alle Hüſere ſyge dKatze gſchoſſe wie bim Erdbebe zLiſabon, und mengi heyg me emel acht Tag nit umegſeh, und im Gaſino heyg drHerr Delai afa zügle und gmeint, dDotationskummiſſion ſyg hinterenandercho u ſpeu Füür. E jederi het dr andere welle bigryflich mache, was ſi vo ihre vrfluchte Meiſterlüte z'lyde heyg, und keini het uf di anderi gloſt, drLärme iſt geng grüslicher worde und dsSterne=Stineli geng meh i Vrlegeheit cho, es het ey Priſe um di anderi gno, aber wo du dDrucke lär worde iſt, da het es ſys Lebe nüt meh wüſſe azfa. Es het gredt, aber ſih ſelber nit vrſtande, es het gwunke, aber niemer het ſih ſynere gachtet. Da het Sterne=Stineli erfahre, daß es e Naſe het, es paar hundert Chöchine nume z'gſchweige, vrſchwyge de i drOrnig z'ha. Es hätts niemerem glaubt vorher. Villicht ſtünds no dert, und drStadtrat bruchti nit Chöſte z'ha mit öppis Geiſtrychem uf e Brunneſtock, wenn nit es paar Weltſchi gwüßt hätte, wie me dsVolk bihandle muß.

Die knüpfe gſchwind dHalstücher zſämme, es rots, es gäls, es grüns, binde ſe a Bäſeſtil, wo im Südeltrögli glege iſt, und gä dmStineli die Fahne, es ſöll ſe recht ſchwinge.

Stineli het ſih das nit zweumal la ſäge, es iſt drmit umegfahre, daß es e grüsliche Luft gä het, mi ſeyt vo wunder wien e wettige. Bis ga Fryburg ſyg er gfahre und heyg dert drGroß Rat kehrt und zringſetum tribe, daß er nit meh gwüßt heyg, won er ſtand. U wo die Fahne ſo da umegfahre iſt, hey die Chöchene afa dAluge uftue. „Lue, lue, was geyt!" het eini hie gſeit und eini dert, und eini het hie gſchwige und di andere dert, und zletſt het es es großes Stillſchwyge gä, und mi het nüt meh ghört als dsRuſche vo dene drü

Halstüchere am Beseftil. Nu het Stineli e tiefe Atemzug ta und grüft: „So chas bim Tüfel nit gah, daß alli zsämme brülle, weles lüter, es söll eis nam andere rede! Seh du!" wandte es sich zur Seeländerin, „du hest dsMul geng z'vorderist, red jetz!"

Die het sih das nit zweumal la säge, ist gleytig uf em Brunnetrog gsi u het afa rede, es het fry klepft über e Platz, wie wenn allbets drPostillion klepft, wo mit drNeueburgerpost chunnt. „Hochgeachtete, hochgeehrte Freundinnen," het si gseit, „vor allem us muß ih mr dsDuze vrbätte ha und trage druf a, daß mrs unter üs ganz abstelle. Wenn mr üs nit selber ehre, su chönne mrs vo andere o nit fordere. Ih ha no nie ghört, daß Chüng und Cheisere enandere duze, ja, i de fürnehmere Hüsere ehre Frau u Ma enandere. ‚Mi muß sih fürnehm darstelle, su wird me fürnehm,' seyt my Herr, ‚und wenn me sih gmein macht, wird me vo de Säue gfresse. Das erfahre si jetz zLuzern und no a andere Orte,' seyt my Herr. Doch, um vo drNebetsach uf dHaupsach z'cho, mir sy da, um e Brein z'bilde, is fest aneanderezschließe. Wenn mir zsämmehey und einist nit choche wey, was Tüfels wey si fresse zBern, wo unter hundert Fraue nit eini weiß, wie me dsChrut brühyt und dFisch usnimmt, und dHerre so meisterlosig sy, daß ne drTüfel nit gut gnue choche cha? Wenn si fresse sötte, was ne ihri Fraue chochete, wo di einte meint, drGrasanke müß grün sy, di andere, dSchnepfe syge jungi Storche, dÖpfelschnitz pflanze me im Garte nebe de Zibele, und fürn e bruni Saße dörf me keis Mehl näh, wils sust e wyßi gäb, vo Hunderte ließe sih nünenünzig scheide. Mr hey e Gwalt, es glaubts niemer, wenn mr zsämmehei, mir chönne se ringgle, daß es kei Gattig het, und alt und neu müsse is no pfyfe drzu. Darum stelle ih drAntrag, e Verein z'stifte, der is zsämmebind und zum ene schöne Ganze organisiert. Wenn de das erchennt ist, su will ih de my Meinig wyters säge."

Stineli machte das Mehr, ob man einen solchen Verein wolle oder nicht. Unzählbare Händ si ufgfloge mit Händsche und ohne Händsche, mit Brämeni und ohne Brämeni, eyhellig sy die Chöchene

vo dr ganze Stadt. DrBär vor em „Bäre" ſoll zittert ha, ſeyt me. „Alſo e Chöchivrein?" het eini us dene alte Kanone grüft und het drby glachet, daß ihri ganzi währſchafti Vorderſyte ufe= und abegange iſt wie am ene Bachſtelzli dsSchwänzli. Aber dSeeländere het grüft, mi ſött ſih ſchäme, ſettig Gſpäß z'ha i ſon ere ernſthafte Sach, wo dChind u Chindschind no drvo rede werde und alli Natione. Nationalvrein müß er heiße. Selb de nit, in e ſettige well ſi nit, ihre Herr fluch all Tag über dNatione und ſäg, i ſellig Vreine gang nume dsHudelpack, wo nüt z'vrliere heyg. Aber Sicherheitsvrein ſchick ſih wohl, i die gange di honätte Lüt, het e hübſchi Städtlichi gſeit. Da well ſi de o no öppis drzu ſäge, het e Bürſchi grüft, dSicherheitsvreine ſyge gege dReligion, drum heyg ſe dRegierig vrbote. Si heyg nüt gege dRegierig, und dReligion ſyg ere o aſtändig, mi chönn no mengiſt churzi Zyti drby ha, bſunderbar am ene Sunndig i drNamittagspredig. Schutzverein gfiel ihre am beſte. Settig ſyge drBruuch gſi, wo ſi no daheime gſi ſyg, und di rychſte Lüt ſyge drinne gſi. Da hets e neue Lärm gä. DOberländere und dSeeländere hey gſchraue: „Abe mit de Schutzvereine!" Da het dSeeländere dsSterne=Stineli gmüpft und gſeit: „Schüttlet doch dFahne!" Nadem die es paar Mal hin= und hergwadlet het, hey die Chöchene wider afa luege, und di Seeländere het brüllet, wegem Name ſyg das vorgryflich, dHauptſach bim ene Vrein ſyge drei Sache: es Comité, Statuten und e monatlichi Ylag, über die dsComité z'vrfüge heyg, und über die es Rechnung gä ſöll, wenn es es gut findt. Vor allem us müſſe mr es Comité ha, de ſoll e jederi, wo zum allgemeine Beſte öppis z'ſäge weiß, hie uf e Brunne cho unds vortrage. Us allem nimmt de dsComité dsBeſte und macht Statute drus. Die cha me de am ene andere heilige Sunntig, wenn dHerre und dFraue wider mitenandere ſpaziere und me am rühyg=ſte iſt, vorlege."

„Wer der Meinig iſt, heyg uf!" rief dsSterne=Stineli. Das Mehr hets gha, und dsComité iſt gwehlt worde. Zerſt dsSterne=Stineli und du dsStüdeli Steiger und dSeeländere und dsJeanette vo

Muralt und dGattung bim „Affe" und dsFanny Jaggi, und dsMari Sibepfyffer wär bim ene Haar drycho. Aber du het dsStüdeli Steiger erklärt, wenn me das nähm, su well es mit dr ganze Sach nüt z'tüe ha. Und du ist du anstatt dsMari Sibepfyffer dsRosali Zeerleder gwehlt worde. Es het di Bürsche fast welle gmühye, daß di Städtliche meh drinne gha hey. Aber es het gar mängs vo de mindere Bürsche heimüsse, wil si scho um achti zNacht esse und dÖpfelschnitz früh übermüsse und dKuttleschnitte, wo me mengist am ene Sunntig zNacht het, o nit grad gmacht sy.

Wo du endlich dsComité gmacht gsi ist, su het du dsSterne-Stineli gseit, wer jetz öppis z'säge heyg, söll da ufecho, aber geng nume eis untereinist. Und mi söll doch öppen e Stabelle übercho und darstelle, su müß me nit so gnue borze, wenn me ufewell.

Währet di andere uf dStabelle gwartet hey, het sih dSeeländere gschwind ufegmacht und het grüft: dr erst Atrag, wo si a dsComité stelle werd, syg, dDienstebüchli abzschaffe. Es lig e vrfluchte Zwang darin, si choste Geld, mängist heyg me no dsSchinders Umtribe, wenn si eim drHeimetschyn vrniste uf drPolizei, und überhaupt sygs gege dVrfassig, wo dGlychheit ufstelli. Nu heyge dMeisterlüt o keine Büchleni, wo ne dDienste dryschrybe chönne, was si welle. O anderi Zügniß söll me keini meh anäh. Das Zügnißgä syg on es Vorrecht, wo eigetlich dVrfassig längste abgschaffet heyg, wenn me recht luege wett. Aber leider syg dVrfassig no key Wahrheit.

Da ist majestätisch dsStüdeli Steiger uftrete und het gseit: was di Präopinantin gseit het, chönn es nit billige. Vo drVrfassig sygs besser, mi redi nit. Das syg so e Sach, es chönn si e jedere näh uf si Wäg. „Aber wenn dHerre ohni Dienstebüchli key Magd i dStadt la wey, su hey si dGwalt, und yne muß me doch geng zerst, wenn me dinn sy will. Aber wenn me einist dinne ist, de muß me luege, z'mache, was me cha. Darum schlan ih vor, es wyts und es längs Buch z'chaufe. De sölle alli Meitleni, wenn si schangschiere, dryschrybe, wie si mit ihrer Herrschaft heyge chönne zfride sy, oder was si z'chlage heyge, wie dFrau und was mit em Herr syg. Dert cha

me de luege, was das für Lüt syge, wenn me dinge will. Wenn nu e Herrschaft gar wüst ist oder am ene Meitli gar no es schlechts Zügniß git, su schrybt me dry, daß keys meh zun ene dingi. Das lehrt se de scho luege, was si schrybe, und wie si sih ufführe, denn da bin ih o drMeinig, si müsse is ha, mir sy unetbehrlich, und wenn mr üsi Rechti wüsse z'vrfechte, su chönne mir dBedingunge mache. Ohni üs chönne si nit lebe, mir aber sy unabhängig, und wenn mr nimme Chöchi sy wey, su chönne mr gut Parteie mache. Son e Handwerker oder e Wirt schlecket dFinger bis a Ellboge, wenn er eini vo üs überchunnt. Wenn mrs so afa, su werde is dDienstebüchli nit vil scheniere."

Das Wort vom Munde nahm der Rednerin eine leichtbeinige Gestalt, es war Fanny Jaggi. „Ih danke dr wohlehrwürdige Vrsammlig für dEhr, daß me mih gwählt het," het die gseit. „Na myne schwache Chräfte will ih gern zum allgemeine Beste bytrage, es ist mr nume leid, daß my Erziehung nit ygrichtet gsi ist für e settige Ehrepfoste. Was di andere vorgschlage hey, ist nit übel, aber dsWahre hey si nit troffe. Daruf möcht ih jetz cho. Nume im Vorbygang muß i nume no bemerke, daß myr Präopinantin gar nüt z'traue ist, ih will vor ere gwarnet ha. Überhaupt muß ih bemerke, daß ih innigst überzügt bi, daß eigetlich niemer nüt vrsteyt als ih und niemers eigetlich gut mit ech meint als ih. Vor allem us wirde ih bim Comité druf dringe, daß de Chöchene di wichtige Vorteil gsicheret werde, die si bi ihrem schwere Dienst vrdiene. Ih wirde druf atrage, daß e Chöchi, wo Entermee mache cha und Gflügel drussiere, uf z'wenigste zeche Dublone Lohn ha muß. De müsse is zwe frei Namittage zugsicheret sy, eine für z'arbeite und eine für z'spaziere, drSunntig vrsteyt sih vo selber. Aber am ene Sunntig het me die Gernase, dChammermeitleni, geng z'vorderist, und die nehme eim di agnehmste Gawalliee vor em Mul weg. Am ene andere Tag, zum Bispil am ene Mändig, wäre mir de dsHähneli im Korb, und das wär gar agnehm. Obedry ist dsSpaziere nit nume amüsant, sondern o bsunderbar gsund, bsunders wer de Vrstopfun-

gen unterworfe iſt. De ſoll kei Frau meh ſelber uf e Märit. Wenn me e Sach choche ſoll, ſo muß me ſe chaufe, daß me ſe choche cha. Da chaufe wegem e Chrůzer dFraue mengiſt Sache, wo me e ganze Buchwald bruchti, für ſe lind z'mache, und de redt me eim doch geng vo Holz ſpare. Wenn e Frau zweu Eheibehähneli um nún Batze chauft, und mi bringt dr ander Zyſtig zweu wie Kapúnli um zwölf hey, ſu ſoll me grad drei Batze i Sack gmacht ha, wil dä Stock drUnterſchid nit merkt. Endlich möcht ih no öppis i Anregung bringe, das nit übel wär, und über das ih n ech möcht bätte nachezdenke: es ſchynt mr, es wär zweckmäßig, wenn me no ey Märit hätt und no es zweuts Neujahr. Aber, wie gſeit, das einſtwyle nume im Vorbygang, nume daß me gſeht, wie ih das öffetlich Wohl im Aug und am Herze ha."

Das heyge aber ander Lůt o no, het Roſali Zeerleder gſeit, e galante Geſtalt. „So zum Biſpil ſchlaft jetz kei grechtſige Mönſch meh bim andere für geng, nit emal Ma und Frau, und ůs niſtet me geng no mit em Chammermeitli zſämme. Künftig ſoll me nie meh hi dinge, wo me nit es eigeds Bett het mit Umhänge und zweu Ohreküſſenen. Vo Holz- und Waſſertrage ſoll gar kei Red meh ſy. Pfui, da bſchyßt me dKleider und chönnti ſih gar no gſchände. Überhaupt vo anderer Arbeit als vom Choche wey mr nůt wůſſe, und dÖpfel ſoll me künftig grüſtet chaufe. Es macht nůt ſo wůſt Finger wie die chätzis Öpfel. De ſoll eis, das afange drů Jahr Chöchi gſi iſt, i keis dritts Etaſche meh dinge und i keis Plainpied und niene, wo es allei Meitli iſt. Drei Stege ufzgah es Tags eſo mängiſt, cha me keim vrnünftige Mönſch zumute. DPlainpied ſy fyſter und fücht, und gwöhnlich ſy nume gmeini Lůt drin; und allei Meitli z'ſy, iſt geng e fatali Sach und dégoutant. Da ſoll me ne ihri Neſter mache und dNachtgſchirr da umechräze und de ga choche! Ferner wey mr drLohn i gſetzlichem Geld und früſches Brot, und ſchade würds nůt, wenn mr am Donnſtig Weggli hätte und am Sunntig, wo me keini früſche macht, Hung und Anke zum Deſcheniere. Überhaupt muß Ornig gmacht ſy mit em Eſſe. Mit Reſte wie Hünd und Hähneli wey

mr is nimme la futtere, und dsFleiſch ab ihrem Tiſch uf emene dreckige Teller wey mr o nimme. Si chönne entweder für ûs aparti la choche, oder mir wey grad i drChuchi bhalte, was mr nötig hey, ſelb wär dsChürzeſte. De muß de die vrfluchti Suppe zNacht abgſtellt ſy, wo me nit emal recht füüre darf, und Bratis und Salat oder es Schofferettegchöch ygführt ſy. Und ûſe Gaffee wey mr na dr alte Gwicht und dNidle nam alte Mäß. Ih hoffe, mi werd daraus chönne etnäh, daß mr am allgemeine Wohl meh glege iſt als dene, die ſettig Neuerunge ygführt hey und ds allgemein Beſte nume im Mul hey."

No währet dsRoſali Zeerleder gredt het, het e Vierſchrötigi zuchedrückt, het uf e Brunne welle und ſih a dsRoſalis Rock welle ha und hätt die i Brunne gſtoße, wenn dsSterne-Stineli nit gſi wär. Es iſt dsKräuchi Marei a drMatte gſi, und das het gſeit: wegem Spaziere gfiel es ihm gar wohl zweumal i drWuche. Aber es förcht, es mög de mit de Strümpfe nit ko, es gang dä Weg mängiſt bös gnue, bſunderbar wenn me kurzi Kitteli aheyg, die laye es n ieders Loch a de Strümpfe füre. Darum ſött me o drymache, daß eim dMeiſterfrau vo ihre etlehne müß, wenn me ſelber keini ſufere heyg oder keini ganze.

Mit unbſchryblichem Hohn iſt die Gmeinheit ufgno worde, und dsKräuchi Marei iſt froh gſi, ſih chönne z'vrſchlüfe, und wird ſih ſyr Lebtig bſinne, ehn es meh redt in ere honätte Vrſammlig.

Hinder em Brunne ſy dOberländere gſtande, und die ſy bös gſi, daß ſi keini i dsComité bracht hey. Jetz het doch eini von ene rede ſölle, lang het keini welle. Endlich het ſi dsMädeli Marcuard drzu la vrſtah. Es iſt es brühmts Meitli gſi vo wege ſyr Schönheit, drLyb und drChopf ſy glych ſchön gſi, und mängi Frau iſt ſchalus worde über ihs.

„Eigetlich ſött ih nüt ſäge," hets gſeit; „die, dene dVrſammlung dsVertraue gſchenkt het, werde wohl drVrſtand ha für alles. Doch chönnte ne zwo Sache etgah, und ſyni Fründinne möchte deßwege, daß es ſe vorbrächt und di andere ſe ufs Notum nähme.

Di erſti iſt wegem Brännte. Es iſt gar nimme z'choche. Di junge

Fraue hey meiſtes drPfnüſel und dHerre ſüſt e böſi Chuſt im Mul und meine no drzu, mi chönn niene choche als bim „Falke“ und bim Herter. Chum het me e Platte uf e Tiſch gſtellt, ſu fat dFrau a dNaſe rümpfe und drHerr a gränne. De werde ſi de gwöhnlich zerſt uneys. DFrau bhauptet, dSach brännteli, und drHerr meint, ſi räukeli. Wenn ſi de gnue zſämme zangget hey, ſu bſchicke ſi de zletſt no dChöchi yne, und dFrau putzt ere ab wegem Brännte und drHerr wegem Räukele. Mi möcht mängiſt e Narr werde drob. Da iſt my Meinig die, daß me nienehi dingi, oder dHerrſchaft gäb eim e Revers uf Stempelpapier, daß ſi wegem Choche eim kei Vrdruß meh mache well, ſondere dSach näh well, wie me res git. Dazu ghörti, daß me drFrau vrbiete wurd, i dChuchi z'cho, ſi wüſſi doch drinne nüt azfa als z'ſchnauſe, und es nimmt mih wunder, was ſi ſäge würde, wenn ne dChöchi i ihres Salon o alles wette ga uſchnauſe! Ih bi o vollkomme drMeinig, daß dVrfaſſig no kei Wahrheit iſt und no nit usgleit, wie es ſih ghört.

Zweutes heyt dr alli ghört, daß dGasbelüchtung ſoll ygführt werde. E gute Bekannte het mr gſeit, i Engeland heyg me die o i de Hüſere. Dert bruch me keini Cherze meh, mi choch und heiz drmit; dMeitleni heyge gar nüt z'tüe drmit, als es Hähneli z'dräbye, und, was dsAgnehmſte ſyg, dsGas gäb kei Rauch und hänk kei Ruß a. Ih möcht daher druf atrage, daß me alles müglichе awendeti, dsGasfüür yzführe, und ds ander Füür abſchaffeti, wenigſtes i de erſte und zweute Etaſche. Ih haſſe nüt meh, als dCherzeſtöck z'putze, und bim Choche cha me ſih z'brämes o faſt nit erwehre. Wenn me liecht ordlichi Händ ha will, ſu brucht me Seife für es Sündegeld. Mi cha ſe nit mit drFrau zſämme ha wie dChammermeitli, und vo dr gmeine Seife ma me o nit; wenn dsChammermeitli wohlſchmöckt, ſu ma me doch o nit ſtinke. Wenn me nume vo dr gmeinſte Handſeife nimmt, ſu choſtet dsTäfeli allweg drei Batze, und mängiſt muß me es halbs vrrible, bis me dHand nume grau het, vrſchwyge de wyß.“

Da iſt mit ſchwerem Tritt dGattung bim „Affe“ cho und het mit chrauſpeliger Stimm grüft: „Öppis Dumms eſo! Mi gſeht wohl,

di junge Meitleni ſy hoffärtiger als witzig. Ih ſchyße uf wyße Händleni, wo hell nůt abtrage, und mit dene me kei Hafe us em Loch nåh ma. Wenn me keini Cherzeſtöck meh het, ſu gits o keini Cherzeſtümpleni meh. Und wie will me ſyni Briefli ſchrybe, wo me z'ſchrybe het, wenn me jung iſt, wenn eim um zechni dsGasliecht ufhört, wie me ſeyt, daß mes i dHůſer nit länger nåh chönn? Und wenn me altet, ſu ſteyt me mångiſt zNacht uf, wenn me nit ſchlafe cha, und macht öppis Warms und mångiſt öppis Guts, wenn niemer um de Weg iſt. Wie ſött de das gah, wenn me keys Fůůr meh het? Und was wår das fürn e vrfluchte Zwang, wenn me nit e halb Stund früher oder e halb Stund ſpåter fůůre chönnt, wies eim öppe i Gring chunnt, ſondere geng exakt i drMinute, wo me dsGasfůůr bſtellt het? Nei, mit öppis Dumms eſo chömmet mr nit, ſuſt wott ih mit dr ganze Sach nůt meh z'tůe ha. Aber eis wott ih: künftig ſölle de Meitlene nit nume dHaſebålg ſy und dFedere, ſondern o drSchmutz, wo ſi abnehme, ſygs nu ab em Rindfleiſch, oder wenn ſi Gåns brate, und alli Monet ſöll me dene, wo ſchnupfe, es Pfund Singlingſang gå oder mynethalb Holländer." So het dsGattung bim „Affe" grůft, und lang iſt es ſtill gſi.

Endlich iſt eini cho wien e fürnehmi Frau und het bſunderbar ſchön Maniere gha, es iſt dsJeannette vo Muralt gſi. Die het du gſeit, aber ganz weltſch: wegem Gasliecht well ſi de ihri Meinig im Comité gå und jetz es anders Alige vortrage. Für domestique comme il faut ſygs zBern es trurigs Lebe, bſunders was dWohnunge atreff. Da ſyge keini Appartement für dDienſte wie zParis, mi heyg mångiſt nume nit es Stůbli, für Toilette z'mache, vrſchwyge de es Salon, für öpper z'empfa. „Mångiſt cha me das Hundsſtålli nit emal heize. De ſoll me zum Brunne, a Zug, a dsWetter, dByſe ma gah, wie ſi will. Wenn es ſchneit, wenn es regnet, und mi nimmt e Pariſol zum Brunne, zum Biſpil für Salat z'wåſche, was me ja mit eir Hand ſo gut wie mit zweue cha, ſu iſt me imſtand, eim no uszlache. Mångiſt muß me no lang warte. Kurz, mi riskiert uf alli Arte, ſy Gſundheit z'ruiniere. Darum dunkt es mih, ſyg es ganz e billigi Forderung, daß mes hie o mach wie zParis, wos nit ſo nötig wår, wil dDienſte dert

ganz anders logiert sy als hie, wo mängist drHerr und dFrau selber nit wüsse, wo schlafe, für es Salon chönne z'ha und sibe und e halbi Chrone am Huszins z'erspare. Dert macht me dBrünne y, nit bloß mit Strau. Mi baut e deckti Stube drum fast wien es Salon. Das sött hie o gscheh, und wenn mr üse Kredit am rechte Ort bruche wette, mr brächtes zweg, bsunders wenn mr vrspreche würde, in es jedes vo dene Salon am ene geignete Ort dsPorträt oder dBüste vom ene Herr vom Stadtrat ufzstelle, es wär e chlyni Usgab. De chönnt me se möblierc, grüni Sessel zringsetum oder remburierte Bänk, es paar Kanapee, e Pendüle, es paar Spiegel, e Toilette, es chosteti e Chlynigkeit. Dert chönnte mr de üsi Gschäft i aller Bequemlichkeit abtue, üsi Gsundheit wär gschonet, mir chönnte üsi connaissance epfa und enandere mitteile, was is alle wichtig sy muß: wie tür mr dsChrut arechne wey, und was für Hüt me zParis treyt. De dunkt mih no eis: die Salon sötte uf Stadtchöste vom erste Wintermonet a bis zum erste Mai erlüchtet und gheizt werde. Das chönnt me perfekt mit Gasliecht und Gasfüür, es wär e chlyne Choste, und wenn mr ihri Porträt ufhänke wey, su chönne si billig o öppis meh tue. DHauptsach ist, daß mr die Herre, wo dsGasfüür mache, drfür gwinne, und das ist liecht, mi muß ne nume o vrspreche, ihri Büste o i üse Salon welle ufzstelle, villicht mache si se no selber. Es söll ne dra glege sy, so vil vo ihrem Füür abzsetze als müglich. Es söll nume es jedes tue für e allgemeine Zweck, was ihm i syr Stellung und bi syne liaisons müglich ist. Wenn das gscheht, su bin ih überzügt, mir sy imstand, üsi Lag zBern recht erträglich z'mache."

Da seyt dsSterne=Stineli: „Ja, selb ist wahr; wenn me awendet, su zwängt me öppis, und mit Gwalt führt me e Geiß hinte ume. Vor dryßig Jahre hätt ih o no öppis welle abbringe, aber jetz het es böset mit mym Kredit. Wo anno 1813 dÖstrycher cho sy, da hey dBerner für dsTüfels Gwalt dsAärgäu umewelle und hey scho zweggmacht uf em Rathus für dsGeld und dsPulver, wo si im Aärgäu hey welle reyche. Wohl, du han ih du mym Herr öppis gseit, vo wege ih bi zHolzike daheim i drGmeind Schöftle. Dem han i gseit, si sölle

mr nume dsHerrgetts sy! Und du het du dä scho gwüßt, was er z'tüe het. Und wer bim Tüfel zmornderist uf em Rathus zrucknimmt und erchennt, si welle dÄärgäuer rühyg la, sy si gsi! Und mir het mes z'verdanke gha, daß zselbist dsÄärgäu nit ist zu Bern cho. Ih bi sider zweumal im Äärgäu gsi, aber ih gange nimme und will myni Mitteli ganz us em Kanton zieh, si möges de ungern ha, wie si wey. Ih ha nes gseit, was si mir z'vrdanke heyge, und ha o gmeint, es wär billig, daß si mr dra denkte mit emene Pensiönli oder mynethalb mit öppis dahin und daweg. Aber e Chrüzer ist e Chrüzer, wo si mr gä hey! Nit emal ‚Dankeigist!' het me mr gseit, dsGunträri, mi het mih no usglachet! Aber ih will nes scho ytrybe und wett e Narr sy, meh öppis für se z'tue, si chönne selber zun ene luege, wenn si doch so witzig sy wey. Und wenn si no zechemal tiefer i Dreck sötte cho, dsSterne-Stineli hilft ne nümme!

Aber jetz muß ih dVrsammlig ufha. Es ist vil gredt worde, und wenn alles recht zFade zoge wird und ygführt, su chönne mr zfride sy emel einist. Ih muß pressiere und hey. Mr hey hinecht Jude und Roßweltsche; di einte weys kauscher, und di andere sy sust schmäderfräßig. Sobald mr de drChabis ygmacht hey, su will ih de dsComité zsämmerüfe. Adie wohl!"

Da rief die Seeländerin: „Es lebe unsere Emanzipation! Hoch!" „Hoch!" tönte es über den Platz und abermals „Hoch!" und noch einmal „Hoch!" In der Enge fuhren die Leute von den Bänken auf, sie meinten, es hätte gedonnert.

Du seyt im Stadtabgah dsKräuchi Marei zun ere Fründin: „Du," hets gseit, „was für e Person hey si so usbrüllet?" „Ih has nit recht chönne vrstah vor dem Brüll," seyt dFründi, „aber es het mih dunkt, si säge: ‚DMannsperson sölle lebe!'" „Die Uflät," seyt dsKräuchi Marei, „so öppis graduse z'säge. Da hey si mih de wohl möge uslache wege de Strümpfe, das ist doch öppe nüt anders gsi! Ih muß es säge, ih hasse dMannsperson nit, aber ih wurd mih doch schäme, wenn ih scho nume dsKräuchi Marei bi, das über e ganze Platz eweg ga uszbrülle. Nei, säg me mr nüt! Die, wo am fürnehmste tue wey,

sy doch de am End di wüsteste Hung. Gut Nacht, Lisi, und schlaf wohl!" „Tue ihm o so, Marei!" sagte Lisi, und beide gingen hin, taten die Schnitze aufs Feuer und machten die Kuttlenschnitten zweg.

Und was dieser große Tag für Früchte tragen wird, wird die Zukunft lehren.

Anekdoten und Ähnliches.

Aus Hinterasien.

In einer Zeitung aus Salemdemdem, einer Stadt in Hinterasien, steht folgende Nachricht für Grämpler:

„Unser Ballotierkasten ist untauglich geworden, das Schloß schnappt leicht über, und über Nacht hält er die Kugeln nicht. Übrigens ist er in vortrefflichem Zustande und wäre besonders dienlich zu einem Hühnerkasten, um junge Hähneli auszubrüten. Er würde sehr billig erlassen, doch ohne Kugeln, über die ist bereits zuhanden einer Kleinkinderschule verfügt."

Es scheint, sie seien in Hinterasien weiter, als man bis dahin glaubte, da sie bereits bei den Kleinkinderschulen sind.

Wie man den Sonntag an einen Kühmärit tauscht.

Im Elsaß ist eine Stadt, man sagt ihr nur Straßburg; wär daneben eine schöne Stadt, wenn die Leute nur wüßten, was sie wären, welsch oder deutsch, Christen oder Heiden oder gar nichts.

Nun wohnen in Straßburg viele Juden, und die wissen, was sie sind, und schämen sich nicht, es zu zeigen. Wir kennen die Straßburger Juden wohl, die, wenn im hintersten Graben ein mageres Kuhli ist, es schmöcken und noch ganz andere Köbeni sind als die Bleienbacher. Nun hatten die Straßburger drei Märte, und die waren auf Samstage gestellt seit vielen Jahren. Am Samstag haben aber die Juden ihren Sabbat, den halten sie heilig: kein Werk tun sie, weder groß noch klein. Sie märten um alles und mit allen, doch nicht mit Gott. Es ist noch Ordnung unter den Juden, und niemand wird behaupten wollen, daß die Juden es nicht machen können, weil sie von sieben Tagen einen heilig halten. Sie gingen also den Straßburgern am Samstag nicht auf ihren Märit, und die Straßburger kamen in Verlegenheit mit ihren alten Kühen. Was machen nun die Straßburger, die saubern Christen? Verlegen sie die Kühmärte auf den Freitag? Nein! Auf den Montag? Nein! Auf irgendeinen andern Tag in der Woche? Nein! Auf den Sonntag verlegen die Straßburger ihre Kühmärte, auf den Sonntag! Den Tag, den sie als Christen Gott heiligen sollten, den stehlen sie Gott und geben ihn den Juden! Warum? Ho, warum? Weil ihnen an Kühen und Juden mehr gelegen ist als an Gott und ihren Seelen. Wenn die Juden Christum noch einmal kreuzigen wollten, die Straßburger lieferten ihnen das Holz um gut Geld. Das müssen unsaubere Christen sein, die Straßburger! Möchte kein Straßburger sein.

Wenn einmal Gott die Menschen erlesen tut, und er stellt die Deutschen und

die Franzoſen zuſammen, ſo läßt er die Straßburger ſtehen, denn ſie ſind ja nicht deutſch, nicht welſch. Stellt er die Katholiken zuſammen und wieder die Reformierten, ſo luegt er die Straßburger nicht an, weil ſie keins von beiden ſind. Stellt er Chriſten zuſammen und Juden, ſo bleiben wiederum die Straßburger übrig, denn ſie ſind weder Juden noch Chriſten, haben weder Sonntag noch Sabbat. Wenn man dann an jenem Tage ein verlaſſenes Häufchen ſieht, das niemand will, das Gott nicht für Juden, nicht für Chriſten will, nicht für deutſch, nicht für welſch, das niemand bei ſich will, und man geht hin und frägt die, wo niemand will: „Wer ſeid ihr?", ſo wird das Jammergeſchrei ertönen: „Straßburger, Straßburger, ach Gott!" Bedenkt doch, Straßburger, wenn es ſo gehen würde, was menſchlichem Anſehen nach wohl möglich wäre, wie wäre euch? Beachtet dieſes Müſterchen! Es iſt eine Frucht der viel geprieſenen Toleranz unſerer Tage, die, genau beſehen, nichts anderes iſt als radikale Irreligioſität, die unter dem Mantel der Toleranz wie ein Dieb in der Nacht ſich einſchleichen will. Paßt auf!

Eine Läſterung.

An einem Orte, wo die gerne hingehen, wo gerne wüſt tun und ihre Weiber es nicht vernehmen ſollen, kam einer in ein Wirtshaus und forderte etwas zu eſſen.

Das war einer, dem noch nie einer mit der Wahrheit etwas Gutes nachgeredet hatte, und wenn er an einem Orte abſitzt, ſo gehen ehrliche Leute gerne weg; denn wenn man mit Schweinen umgeht, ſo wird man gerne von ihnen gefreſſen. Man brachte ihm ein ſchönes Stücklein Fleiſch, aber er verachtete es, trieb es auf dem Teller herum und ſchrie nach etwas Beſſerem. Man bot ihm dies, man bot ihm das, aber nichts war ihm recht. Endlich brüllte er: „Bringt mir ein Stück von einem Donnerwetter!"

Wart nur, Bürſchli, hab nur Geduld! Du weißt nicht, wie lange es geht, bis das Donnerwetter, das du dir ſammelſt über deinem ſündigen Haupte, ſich entladet über dir. Du weißt nicht, du frevelhafter Burſche, wie es einem wird, wenn ihn unſer Herrgott mit Donnerwettern ſpeiſet und tränket und Donnerwetter um Donnerwetter ſein Teil werden in alle Ewigkeit. Aber warte nur, du Frevler! Du wirſt es erfahren mit Heulen und Zähneklappern, wenn unſeres Herrgotts Langmut zu Ende iſt und du auf Donnerwettern reiten mußt dem zu, vor dem auch das „Intelligenzblättchen der Stadt Bern" eine Angſt hat, daß es alle Farben kriegt, wenn es nur deſſen Name hört. Wird auch ſchwarz ſein übers Nierenſtück!

Eine zweite.

An einen Tiſch, auf dem ein großer Haufe Erdäpfel lag, einige Kacheln mit abgenommener Milch ſtanden, ſetzte ſich mit vielen ein Knechtlein, zog die

Kappe ab und wollte beten. Als der oben am Tiſch, der den Hausvater vorſtellen ſollte, das ſah, rief er: „Das Donnerwerch la nume ſy! Solang du bi mir biſt, gibe ih dir z'freſſe, und du heſt niemerem drfür z'danke!"

Das muß fürchterlich mit einem Menſchen ſtehen, der sBeten nicht mehr ertragen kann an ſeinem Tiſche, weil es ihn an Gott mahnt und er an Gott nicht mehr denken darf von wegen ſeiner Ruchloſigkeit. Ja, mit jenem Hausvater ſteht es übel! Landauf, landab iſt er bekannt als der wüſteſte, der zu Bern zum Tore eingeht und zu Solothurn über die Brücke fährt. Alles hat ein Abſchüchen ab ihm, und ich glaube nicht, daß ein Hund Brod frißt, das er ihm darhält. Wart auch du nur! Es kömmt auch dir die Zeit, wo jedes deiner frevelhaften Worte dir zu einem Schwefelpfuhl wird, in welchem deine Seele ſieden muß, beten möchte und nicht kann. Dann wirſt du erfahren, was beten iſt, wenn du beten möchteſt und nicht beten kannſt!

Ein Stoßſeufzer.

An grüner Halde oberhalb Rhineck lagen zwei im grünen Graſe und ſahen hinab auf den herrlichen Bodenſee und ſeine mit üppigen Dörfern prangenden Ränder. Dem einen leuchteten die Augen, und er wollte eben aufjauchzen vor lauter Luſt zur Ehre Gottes, als hinter ihm ein ſchwerer Seufzer knallte, als wenn er aus einem Sechspfünder käme. Er ſah um ſich, und ſeines Kameraden trübſelig Geſicht ſtarrte aus dem grünen Graſe auf gleich einer lebendigen Seufzerbüchſe.

„Aber um Gott!" ſagte er zu dem Geſicht, „während ringsum die Herrlichkeit Gottes in der Sonne Pracht ausgebreitet iſt, iſt es finſter über dir! Was ſineſt auch?"

„Ach," ſagte das finſtere Geſicht, „ich wollte, der Bodenſee wäre eine Milchſuppe, und in dieſe würde man alle böſen Weiber einbrocken, und der Teufel (wird wohl dem „Intelligenzblättchen," nicht durchs Mark, wäre eine Kunſt, aber durch die Beine fahren) müßte ſie ausfreſſen!"

Potz Tüfel, möchte nicht Tüfel ſein; wenn der nicht am Bauchweh draufgeht, ſo tut ihm nichts mehr!

Ein dito.

Hinten in einem wüſten Krachen in zerfallender Hütte ſtund auf gebrechlichem Tiſche eine magere Erdäpfelſuppe; ein ſtruber Mann und ein angelaufenes Weib aßen daran. Als die Kachel leer war, wiſchten ſie die roten Löffel am ſchwarzen Tiſchtuch ab, und während das Weib Tiſchtuch und Löffel in die Tiſchdrucke packte, ſuchte der Mann im Ofenecken einen Stecken und legte die Kappe auf. Er war des Holzfrevels angeklagt, leugnete und ſollte

ins Schloß, um von der Anklage durch einen Eid sich zu reinigen. Als er die Türe in der Hand hatte und in finsterem Schweigen über die Schwelle schritt, rief ihm sein Weib nach: „Su fluch doch de! Su nimmt dih doch einist drTüfel, es wär scho lang nüt schad um dih gsi!"

Gräßlich muß es in einer Ehe und im Herzen aussehen, wo solche Worte mitgegeben werden auf einen so verhängnisvollen Weg. Und was für solche Menschen der Teufel ist, begreifen noch viele Menschen nicht, verschweige denn das „Intelligenzblättchen," dessen Referent zwar, wie das Gerücht sagt, auch sozusagen ein Mensch sein soll. Kann möglich sein, denn das sind gewöhnlich Menschen, die nicht gerne vom Teufel etwas hören, aber welche!

Wie man doch erschrecken kann!

1.

Da, wo man von einer schönen Hügelseite hinübersieht gegen den Schwarzwald, wo man den Rhein sieht, wie er schwermütig sich dreht und windet und langsam, langsam nur sein liebes Schweizerland verläßt, da zog einmal ein schwermütiger Zug langsam und schwarz einer Kirche zu. Voran auf einem Schlitten fuhr ein Sarg, der eine weibliche Leiche barg, und vor dem Zuge schritt wie schwermütig der Leiche Mann und tat nötlich wie üblich. Bergab geht es immer rasch, aber ob das Wirtshaus zog oder die Kirche, ich weiß es nicht, kurz, der Schlitten kam in Schuß, fuhr an einen Pfahl, der Sarg sprang voneinander, die Leiche in den Schnee hinaus, sitzt da mir nichts, dir nichts und fängt an sich die Augen zu reiben und zu gähnen wie jemand, der von langem Schlafe erwacht. Da fehlte nicht viel, der ganze Zug hätte Reißaus genommen dem Rhein zu; der betrübte Witwer zeigte viele Lust dazu. Doch faßte er sich endlich, bewillkommte die teure Erwachte und zog mit ihr den Berg wieder auf.

Ums Jahr kommt akkurat der gleiche Zug wieder den Berg ab, der gleiche Schlitten, die gleiche Leiche, der gleiche Mann voran. Der tat gleich nötlich wies vorig Mal und hatte das Nastuch fast immer vor den Augen und wischte ab, daß es eine strenge Sache war. Er achtete sich keines Menschen, nicht einmal der Steine, die im Wege lagen, und stolperte hinter dem Schlitten her, daß es ein jämmerlich Luegen war. Schon war man dahin gekommen, wo letztes Jahr das Unerwartete begegnet war, und der Pfahl steht vor dem Roß, da fährt auf einmal der gebeugte Witwer auf und schreit: „Hott, hott vom Pfohl! Sust gohts wies vorig Mol!"

2.

Zärtlichſt und in Tränen zerfließend, hat eine junge Frau in Gegenwart ihrer nächſten Verwandten und Kinder von ihrem alten Manne Abſchied genommen, war einer Ohnmacht nahe, als er den letzten Atemzug tat, und verging faſt, als ſie ihm die Augen zudrückte. Darauf bat ſie, ſie einige Augenblicke alleine zu laſſen, damit ſie ſich ſammeln könne am Bette des teuern Toten. Man entſprach ihrem Wunſche. Lange blieb ſie drinnen, es wurde bange denen draußen. Da ging leiſe die älteſte Tochter hinein ins düſtere Totenzimmer, ein Luftzug riß ihr die Türe aus der Hand und ſchmetterte ſie zu. Da fiel mit hölliſchem Gepraſſel eine Schublade mit Geld auf den Boden, am offenen Bureau ſtand die Mutter und rief ſchreckensbleich: „Du Uflat, heſt mr ne ächt gweckt?“

Neuer Berner Kalender

für das Jahr 1843.

Ein Buch für die Gewissen, welche
gutmütige Wahrhaftigkeit vertragen können.

Das Rühmen.

Jeder Menſch hat ſeine Fehler und jede Zeit ihre Laſter; nun iſt aber der Menſch oft blind für ſeine Fehler, die Zeit für ihre Laſter, und wenn ſie ſich dann wie Steine über den Weg legen und der Menſch, darüber ſtolpernd, den Kopf einſchlägt, ſo iſt es auch austubaket mit den Augen, wenn ſie ihm jetzt auch aufgingen. Zuweilen ſtolpert aber auf gleichem Wege einer gerade vor ihm, dann kann er den Stein noch ſehen und meiden. So bin ich ein Zeitkind und erkenne ihre Laſter auch nicht von mir aus, bis jüngſt ein Bauer über eines ſtolperte und die Naſe einſchlug; da gingen mir die Augen auf.

Das war ein halbleinerner Diplomat und ein Pfiffikus, wie ich keinen kannte, und er meinte es ſelbſt oft, und wenn er Wein hatte, ſo rühmte er ſich, er förchte keinen, und wenn es ſein müßte, ſo wollte er unſern Herrgott übers Kübli lüpfen.

Der hatte viele Dienſten und einen eignen Gebrauch: der rühmte jeden Dienſt und hob jeden über den andern empor auf Koſten der andern und hinter dem Rücken der andern. Mit Rühmen erſpare er viel Geld, rühmte er oft, und ſeine Leute haßten einer den andern wie drTüfel, aber an ihm hingen ſie wie an einem Vater.

Dem Sami ſagte er im Stalle: „Du biſt e ganze Kerli! Wenn ich dich nicht hätte, ich wüßte nicht, wie huſen; von den andern iſt keins kein Batzen wert; ſobald ich mich öppe kehren kann, will ich dir daran ſinnen."

War er mit Dani beim Fahren, ſo ſagte er: „DrSami iſt e Hundsbub und nit e halbe Bireſtil wert. Sobald ih drSchwäher im Lätt ha und öppe vrmag, Lohn z'gä, ſu ſchicke ih ne, u du mußt Meiſterchnecht ſy."

Dem Ludi ſagte er auf dem Felde: „Si haſſe dih all gar vrflü-

meret, aber acht dih deſſe nůt, wenn ih nume mit dr zfride bi! U du laſt dih a wie no kene, fahr ume ſo furt! Ih will dr de dra ſinne, und es muß dr de bal kene meh z'bifehle ha."

Zu Joggi, der ſeine Sache im ſtillen machte und die Bähre immer am ſchwereren, den Stecken am dreckigen Ort nehmen mußte, ſagte er nicht viel und ließ ihn machen. Aber wenn die andern ihm Streiche ſpielten, ſo lachte er ſich faſt krank und ſagte zu Babi, ſo hieß ſeine Frau: „Son e Baſchi muß me im en iedere Hus ha, vo wege, wo me kene het, ſött me ne ſelber ſy."

Der Meiſterjumpfere ſtellte er den Fuß in den Hafen, daß ſie längs Stück meinte, wenn des Bauern Babi ſtůrbe, ſo fehlte es nicht, daß ſie nicht des Bauren Babi würde. Dagegen meinte Stůdi, die Koſelmagd, ſie ſei der Hahn im Korbe, deswegen machte ſie am Sonntag ein Büſchelimůli, die andern ſechs Tage aber gab ſie niemand ein gutes Wort.

Dem Buben aber ſagte der Meiſter: e liſtigere Tůfels Bub hätte er noch nie geſehen; wenn er noch einen ſolchen hätte, ſo wollte er den Teufel auf dem Breitfeld fangen. Öppis ſo gradane gebe es nicht aus ihm, entweder werde er ein Herr oder werde gehängt, eins von beiden. Er ſolle ſtyf Achtung geben, was die andern brichten, und ſoll es ihm ſagen, er wolle ihm dann auch ſagen, was er ihnen ſagen ſolle, öppe dem einen hie und da einen Stich, dem andern aber was Schönes, „aber ſtüpf ſe geng ſo ſüferli uf, eis gege ds anger!" Wenn ers gut mache, ſo müſſe er eine Kappe haben mit dem längſten Zottel, den er finden könne, und eine Kutte, daß der Statthalter keine ſchönere habe.

Das Eingricht gefiel mir bſunderbar, aber kurios dünkte es mich, daß der Hof ein Wagen ſchien, an welchen acht Roſſe angeſpannt ſeien, viere vornen und viere hinten, und alle zogen vom Teufel, aber der Wagen ging nicht ab Platz; dann zog längs Stück kein Roß mehr. Wenn Dani fahren ſollte, ſo wollte Sami kein Karrenſalb haben, und wenn Joggi melchen wollte, ſo wollte Ludi miſten, und wenn die Meiſterjumpfere kochen ſollte, ſo wollte Stůdi nicht

Waſſer tragen, und wenn Stûdi aufs Feld wollte, ſo ſprengte die Meiſterjumpfere es den ganzen Tag ums Haus herum. Sie haßten einander alle wie Gift, und der Bube machte geng ſûferli „gſi, gſi!“

Der Meiſter aber ſchimpfte im allgemeinen, daß es ſchlecht gehe, im Vertrauen aber ſagte er jedem: „Ich weiß wohl, daß du nicht ſchuld biſt, aber dâ Hagel iſt nût wert und der auch kein Schuß Pulver.“ So redete er von einem zum andern, und wenn ihm dann einer ſagte: „So ſchicke die Hagle fort!“, ſo ſagte er: „Du haſt wohl recht, wenn Babi nicht wâr, und du weißt wohl, man kann nicht immer machen, wie man will.“ Dann ſind die Dienſten durcheinandergſchoſſen wie ertaubet Katze, dMeiſterjumpfere het usgſchirret, daß afe dMurkrôtleni und dMuheime drBûntel gmacht und Pech gâ hey, und Stûdi het kuppet, daß mes mit drMiſtgable hått chönne chutzele bis halb yche, es hått kei Gur usgla. Und drSami het drLudi i dFinger gno, daß drLudi längs Stück gmeint het, er heyg ke Gring meh, ſo het ne drSami ghaaret.

Jâ, du iſt du drSchinder los gſi, und beid ſy zum Meiſter gloffe. Der Sami hat gemeint, der Meiſter ſolle den Ludi noch einmal haaren und dann fortſchicken, und Ludi hat gemeint, der Meiſter ſolle den Sami aufhängen bei den Haaren als wie den Sohn Abſalon, und er wolle dann Joablis machen. Und beide ſagten: „Was iſts an ihm gelegen? Du haſt ja ſchon lange ſelbſt geſagt, er ſei nichts wert.“

Der Meiſter gab unter vier Augen dem Sami recht, gab dem Ludi recht, aber er ſchickte keinen fort, ſprach ſich nicht recht aus, und das ging hôlliſch ûbel an. Ein jeder meinte, das wâre doch jetzt der ſchicklichſte Anlaß geweſen, wo der Meiſter hätte zeigen können, wie wert er ihm ſei. Der Meiſter ſah wohl, daß das ûbel anging, und war in gruſamer Verlegenheit und bſchickte den Buben und wollte hören, wie die Sachen ſtünden. „Sieh, Meiſter,“ ſagte der Bube, „es iſt bös, es trauet dir neue keins mehr recht, und es niders muckelt, es ließe ſich nicht länger für einen Narren halten, es wolle wiſſen, woran es ſei. Und ich muß es ſagen, es geht mir faſt

ſelbſt ſo, ich habe auch noch keine Kappe mit einem langen Zottel und keine Kutte wie der Statthalter. Ih weiß nit recht, ſoll ih meh öppis uf dr ha oder nit." „Wart, du Dolder Bub!" rief der Bauer, tat einen langen Griff und ſchüttelte ihn bei den Ohren, daß er meinte, der Challe vo dr große Glocke zBern hange ihm im Gring und ſchlag an all Wänd. „Du ſollſt wiſſen," ſagte der Bauer, „mit wem du redſt! Aber los, wenn du ſtyf furtfahrſt, mr alles z'bringe, ſu kaufe ih dr zur Kutte und zur Kappe no es Füürſchlachemeſſer vo de ſchönere eis."

Der Bub dachte: „Merk Mar!"

Er wollte den Dienſten ſein Leid klagen und davon anfangen, wie der Meiſter es allen machen werde, allein ſie haßten ihn alle, trauten ihm nicht, ſagten ihm, der Meiſter hätte ihm noch viel zu wenig getan; wenn er ihm den Lohn hätte geben wollen, den er ob ihnen verdient, ſo hätte er ihn an den Beinen aufhängen müſſen mit dem Kopf in einem Ameiſenhaufen.

Der Bube dachte: „Wartet nume! Es byßt nit e jedere Fiſch a erſt Angel."

Da ſtarb dem Bauer der Schwäher, und viel konnte er erben. Jetzt, dachte ein jeder, jetzt ſei alles gewonnen, und ein Herrenfreſſen ſtehe ihm bevor, wenn der Bauer mal anrichte. Alle wurden hell auf, als ob ſie ſchon alle Tage linds Brod und Küchli hätten; eins ſah das andere ſpöttiſch an, als ob es ſagen wollte: „Jetzt machſt du es nicht lange mehr!", taten einander alles Leid an, dieneten aber dem Bauer in die Augen, als ob ſie die Arbeit freſſen wollten. Und der Bube berichtete dem Bauer viel über die glückliche Stimmung, und wie alle durchs Feuer liefen für ihn und er voran. „Jetz wey mr luege!" dachte er.

Das tat dem Bauer wohl, er geriet auch in eine glückliche Stimmung und dachte, wenns ſo ſei, ſo wollte er nicht ein Narr ſein mit dem Lohn, und mit dem Rühmen brauche er nicht mehr ſo handlich zu ſein; ja, es fiel ihm ein, dem Joggi noch abzuziehen, weil der der Baſchi ſei und nicht viel dazu ſagen werde. Und Joggi ſagte

nicht viel, und die andern gönnten es ihm noch, weil sie meinten, jetzt kriegten sie desto mehr. Aber sie kriegten nicht mehr. Der Bauer fand es auch nicht nötig, sich um seine Knechte viel mehr zu bekümmern, fand wahrscheinlich, sie sollten an der Ehre genug haben, bei ihm dienen zu können; zuweilen putzte er sie aus und wollte z'Schützewis den Meister machen. Einzig die Meisterjumpfere konnte machen, was sie wollte, die machte ihren Schnitt.

Die Zeit merkte der Bub und benutzte sie. Einem um den andern jagte er einen Spryßen ins Fleisch, und wenn ihm einer auch sagte: „Schwyg, du Lusbub!", der Spryßen blieb sitzen und eiterte. Er sagte einem jeden, was der Bauer diesem gesagt und jenem, und stellte jedem dar, wie gerade auf ihm der Meister nichts habe, ds Konträri. Sie glaubten es lange nicht, bis einmal beim Erdäpfelhacken oder Repsjäten, wo die beste Zeit zu Verschwörungen ist, wenn der Meister nicht dabei ist, der verflümerete Bursche den Hasen aufstach und den Ludi fragte, was ihm der Meister für die Haare gegeben, welche der Sami ihm ausgerissen? Ludi wollte auf den Buben zu, der flüchtete sich hinter Sami, bald hätte es eine neue Rauferei gegeben, aber zu des Bauren Schaden blieb es bei den Worten. Diese Worte aber brachten den ganzen Bauren an Tag, und viel hätte es nicht gefehlt, daß sie mit den Hauen auf ihn z'Dorf gezogen wären. Aber der Bube war klüger, er legte einen Plan zu einer Verschwörung vor, der angenommen ward, und dem Meister ging es übel. Wie, ein ander Mal.

Das habe ich erfahren, und es tat mir die Augen auf, es sollte sie aber auch andern auftun; ich will nicht sagen, wem, aber: „Merk Mar!"

Die Furcht.

Die vollkommene Liebe treibet die Furcht aus; wo aber die Liebe nicht vollkommen ist, da bleibet Furcht, da soll sie auch bleiben.

Wie die Liebe zu etwas zieht, so hält die Furcht in der Ferne, gestattet höchstens ein zagend Nähern; wie die Liebe entsteht aus dem

Bewußtſein einer innigen Einigung, eines Freiſeins von allem, was der Geliebte haſſet, ſo entſteht die Furcht aus dem Bewußtſein, etwas in oder an ſich zu tragen, welches eine gegenüberſtehende Kraft haſſet, nicht duldet; wie die Liebe um ſo inniger ſich anſchmiegt, ja, ſo größer der Glaube an Kraft und Macht des Geliebten iſt, um ſo heftiger läßt die Furcht erzittern und ſchreckt ab, je übermächtiger ſie die widerſtrebende Macht, das Weſen, mit welchem man zwieſpältig iſt, glaubt.

Die Furcht iſt ein Kind der Sünde, und von der Sünde geboren, wird ſie auch erſt nach der Sünde ſterben; wenn die Liebe aber vollkommen iſt, da iſt auch die Sünde tot.

Wie nun die Sünde mit jedem Menſchen geboren wird, ſo auch die Furcht, und wie die Sünde aufwacht, ſich regt und bewegt, ſo folgt die Furcht ihr auf dem Fuße.

So iſt kein Sterblicher ohne Furcht, und das Wort furchtlos iſt ein leerer Schall. Die Menſchen wiſſen aber gar oft nicht, was ſie ſagen, weil ſie nur Töne auffaſſen und nachplappern, die mit den Tönen bezeichneten Dinge aber nicht ins Auge faſſen.

Die einfache, urſprüngliche Furcht iſt die des ſündigen Menſchen vor dem heiligen Gott, erzeuget durch das Bewußtſein, daß die Sünde in unſerem Herzen wohne, Sünde unſere Hände vollbringen, daß Gott aber die Sünde haſſet und ſtrafet an den Menſchen. Dieſes erwachte Bewußtſein und die damit geborene Furcht erzeugte das Bedürfnis nach Sühnung, nach Abwendung des Zornes. Der Menſch brachte, was er liebte, Gott dar als Opfer, um deſſen Zorn zu kühlen. Aber, je mehr er ſeiner Sünde ſich bewußt war, deſto mehr ſcheute er ſich, dem Heiligen zu nahen; er wußte, daß Gott das Unreine nicht duldet in ſeiner Nähe, er zitterte für ſein Leben. Daher erwählte er ſich Prieſter, ſtellte ſie zwiſchen Gott und ſich, verbarg ſich hinter dieſen wie hinter einem Schilde, glaubte hinter dieſem Schilde mit all ſeiner Unreinigkeit ſich ſicher, und wenn hinter dieſem Schilde hervor die Propheten mit glühenden Worten das Volk peitſchen wollten, ſo tötete das Volk die Propheten.

Der große Vater da droben meint es gar gut mit seinen Kindern, will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Darum hat er in die zeitlichen Strafen der Sünde einen Stachel geleget, der uns zur Umkehr treibet. Darum hat er uns die Arbeit gegeben, welche dem übermütigen Mutwillen Ziel und Schranken setzt. Darum hat er uns die Furcht gegeben, welche den Trotz der Seele in Fesseln schlägt. Darum endlich sendet er den Tod, welcher den nach Vollkommenheit sich sehnenden Menschen erlöset aus dieser gebrechlichen, wechselnden Welt.

So, wie aber die Sünde überwallete den Menschen, so überwölkte sich der Himmel, und, wie die ursprüngliche Natur des Menschen unterging, so schwand auch Gott aus den Augen der Menschen. Wie des Menschen Auge finster wurde, so drang die Sünde mehr und mehr in alle Glieder; es blieb die Furcht, aber sie zitterte jetzt vor erdichteten Götzen oder den Götzen dieser Welt, ward entweder zur Gespensterfurcht oder zur Feigheit. Denn das ist der Unterschied zwischen Furcht und Feigheit, daß die erste vor dem allmächtigen Gott erbebet, die andere aber vor Mächten zittert, die man seiner Abkunft, seiner Bestimmung nach unterjocht haben sollte.

So kann einer frech und ruchlos sein und wiederum feig und furchtsam, die größte Memme, je nachdem er einer Macht gegenübersteht. Wie des Menschen Natur verdorben wurde bis zur Unkenntlichkeit, so verschwand auch der Furcht eigentliches Wesen in tiefes Dunkel.

Nun ist aber des Menschen Aufgabe, wenn er durch die Vorhöfe der Furcht ins Heiligtum der Liebe kommen wird, daß er sich fürchten lerne vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle, daß er überwältigen lerne die feindlichen Mächte, die um seine Seele streiten. So kann, wer am meisten vor Gott sich fürchtet, der größte Held auf Erden sein, und die Pforten der Hölle überwältigen ihn nicht.

Das nun eben ist die Aufgabe derer, die Gott als seine Statthalter auf Erden gesetzet, daß sie die Furcht im Menschen läutern, Kinder

und Völker vor dem sich beugen lernen, dessen Thron der Himmel, dessen Fußschemel die Erde ist, daß sie überwinden lernen mit unüberwindlichem Mute, was zu beherrschen dem Menschen gegeben ist, der nicht zum Sklaven geboren ist. Es soll die rechte Furcht im Menschen sein, was die Luftsäule über ihm. So, wie diese den Menschen auf Erden erhaltet, daß er nicht geschleudert wird ins schrankenlose Weite, ins Unendliche, sondern festen Fußes wandern kann, wohin er will, wie sie ihm das Blut in den Adern hält und doch dem Körper Bewegungen gestattet und Tätigkeit, gerade so soll der Druck der Furcht den Menschen bewahren, daß er nicht ausschweift zügellos ab den durch Gott gebahnten Wegen, daß er seine Kräfte zusammenhält, zurückdrängt das Böse, anstrebt das Gute.

Diener Gottes sind die Elemente, das gebrannte Kind fürchtet das Feuer, aber sie üben willenlos den Dienst, den Menschen zu schrecken vom Tode. Engel Gottes sind die Begebnisse, aber ihre Sprache, ihre Zeichen verstehen selten die Menschen.

Seine sichtbaren Stellvertreter, deren Sprache verstanden wird, denen die Verständnis ihres Dienstes gegeben ist, sind die Eltern. In der Eltern Bilde soll das Ebenbild Gottes entgegenleuchten den Kindern. Die Strahlen desselben sollen beleuchten jede im Kinde aufsteigende Abweichung, jede sich entwickelnde Sündhaftigkeit. Diesen Abweichungen soll das Kind sich bewußt werden durch der Eltern Deutung. Diese Abweichungen auszugleichen, soll des Kindes Wille erregt werden durch die bestimmte Willensäußerung der Eltern, die aber die gleiche sein soll vormittag und nachmittag. Das Kind wird dem Willen der Eltern seinen Willen entgegensetzen, wird sich erst dann beugen, wenn es die höhere Kraft erfahren hat. Dieser Kampf ist aber nicht schnell beendigt. Das Kind beginnt ihn alle Morgen mit Küssen und Heulen, setzt neu an bei jedem Anlasse. Die Eltern merken es selten bei einem Anlasse, werden nur zu leicht überwältigt durch des Kusses sanftes Kitzeln, durch des Heulens schauerlichen Hall.

Wo aber ein immer gleicher Wille dem Kinde gegenüberſteht, eine immer gleiche übermächtige Kraft jede Abweichung ihm ſchmerzlich fühlbar werden läßt, da wird die Furcht geboren, das Gefühl, das, ſobald in mir die Luſt ſich regt, die Sünde juckt, mir ſaget: „Hüte dich, wahre dich, es geht dir ſonſt nicht gut!", das mir zuerſt ſagt: „Wahre dich, du kriegſt Schläge!", dann: „Wahre dich, du machſt die Eltern böſe!", dann: „Wahre dich, es ſcheidet die Sünde dich und Gott voneinander, und in der Hölle verdirbt die Seele!" Es entſteht das Gefühl, das faſt unwillkürlich vor der Sünde zurückſchreckt wie der Reinliche vor dem Schmutz, der Feige vor dem Löwen, der Menſch vor der Schlange, die vor ſeinen Füßen klappert.

Wie die Eltern dieſe Furcht pflanzen, ebenſo haben ſie der Feigheit zu wehren und den rechten Mut zu wecken und zu nähren.

Es ſterben aber die Eltern früher den einen, ſpäter den andern, und elterlicher Wille und elterliche Kraft tun den meiſten Menſchen not bis in den Tod.

Darum entwickelte ſich aus dem elterlichen Verhältnis, als die Stämme zu Völkern wurden, die Obrigkeit und ward von Gott geheiliget als ſeine Stellvertreterin und nicht bloß deswegen, daß ſie den Zehnten ziehe, ſich opfern laſſe, Agenten mache und Straßen baue, ſondern daß ſie mit feſtem Willen und übermächtiger Kraft die Furcht erhalte vor der Übertretung, ſie ſtrafe, wo es geſchieht, daß ſie mit aller Macht im Zaum und Schranken halte den ſündigen Menſchen, damit Raum gewinne der, welcher von Gott geboren iſt. Und in dem Maße, als ſie dieſe Stellung ausfüllt, iſt die Obrigkeit von Gott und verdient den Namen einer landesväterlichen.

Auch iſt der liebe Gott kein Frömmler und kein einſeitiger, halb blinder Philoſoph, er kennt der Menſchen Trotz, und wie ſchwer es hält, vor dem Abgrund ihn zu bewahren, aus dem Abgrund ihn zu heben; darum hat er noch in andere Dinge Kraft und Macht gelegt zur Wahrung und Reinigung der Menſchen. So liegt in den Kindern eine Macht gegen die Sünden der Eltern, liegt in edlen Vorfahren, in einem ehrbaren Familiennamen eine Kraft für das ge-

genwärtige Geschlecht, ebenfalls eine in der öffentlichen Meinung, ja auch im Besitztum, im bloßen Gelde. Wehe den Eltern, die den Einfluß dieser Kräfte gegen Gottes Ordnung zerstören! An ihnen ist, denselben ihre Stelle anzuweisen und das Maß des Gewichtes zu ordnen, das sie üben sollen auf die menschliche Seele.

So ists. Nun aber gab es eine Zeit, wo es anders war, und jetzt ist wieder eine Zeit, wo es anders ist.

Es war eine Zeit, wo die Furcht alles war und bleiben sollte, wo an das Läutern derselben bis zur Liebe niemand dachte, eine Zeit, wo man nicht mehr daran dachte, daß durch Eltern und Landesväter die Menschen zur Gottesfurcht gebracht werden sollten, sondern wo Eltern und Landesväter die gefürchteten Mächte sein wollten um eigener Macht und Majestät willen. Das war die Zeit, wo die Landesväter sich „gnädig" und „allerhöchst" schelten, vor ihnen die Knie biegen und die Köpfe fliegen ließen, die nicht tief genug sich beugen wollten, wo die Eltern sich „gnädiger Herr Papa" und „gnädige Frau Mama" titulieren, sich die Hände küssen, die Kinder prügeln ließen oder prügelten, daß ringsum die Schwarten krachten, wo in der Schule die Rute der Zepter war und die Lehrer mit den Hintern ihrer Schüler besser bekannt als mit ihren Köpfen. Da war Heulen und Zähneklappern im Lande. In tierischer Furcht bebte die Menschheit, aber um so besser ging es nicht, denn der allerhöchste Landesvater so wenig als die gnädige Frau Mama sind allwissend, und was man hinterm Rücken tun konnte, hielt man erlaubt, wie die Katze auch nicht mauset, wenn die Köchin dabei ist, sonst aber, so viel sie kann.

Gott wollte zum Besten der Menschen, daß diese Zitterzeit zu Ende gehe, und merkwürdigerweise schlug der Blitz zuerst in die Kinderwelt. Aber wo der Blitz einschlägt, da verzehrt er zuerst, und erst später gewinnt das Neue Platz, und wenn man den Menschen ab der Kette läßt, so tobt er zuerst in ungemessenen Sprüngen, und erst später gewinnt er das Maß zu geregeltem Gange. Die Wolken, aus denen der Blitz kam, hingen schon lange am Himmel, es leuchtete

hier und dort, aber der Blitz, den wir den einschlagenden nennen, heißt Rousseau. Ein Stern erster Größe heißet er, er war aber doch nur ein Irrstern, der vielen Glanz hatte, den aber erst die kommende Zeit aus glänzendem Nebel zu einem wohnlichten Körper verdichten muß.

Jetzt sollten auf einmal die Kinder lauter Engelein sein, brühwarm aus dem Himmel, und keine menschliche Hand sollte sie anrühren, kein menschlicher Wille ihrer freien Entwicklung entgegentreten, dann wüchsen ihnen von selbst wieder Flügel, und sie führen lebendigen Leibes wieder gen Himmel. Da gab es zärtliche Mütter, welche ihren Engelein die Näschen nicht mehr putzen durften aus Furcht, sie verschnitten ihnen die Flügel und schadeten ihnen an ihrer Engelhaftigkeit. Diese Ansicht drang aus der Kinderstube in die Schulstube: statt mit der Rute salbete man die Kinder mit Rosenöl; statt den kindlichen Eigenwillen dem geläuterten männlichen Willen unterzuordnen, legte man sich unter ihre Füße; statt Herzen und Knie die Kinder beugen zu lehren vor dem höchsten, reinen Willen, machte man sie selbst zu Götzen und räucherte sie mit Weihrauch hinten und vornen.

Aus diesen Stuben heraus quoll hervor ein neu Geschlecht, und mit gespenstiger Geschwindigkeit drang Lehre und Gebrauch dieser seltsamen Liebe, die nur durch Güte leiten wollte, wie man weiße Lämmer an seidenen, rosenroten Bändern führt, unvermerkt durch alle Verhältnisse und verbrämte sich mit den schönsten Worten und blähte sich auf, als ob sie die erhabenste Weltlehre wäre. Die Väter entkleideten sich ihrer Würde, gingen Hand in Hand mit den Söhnen der Sünde nach, führten Freiheit und Gleichheit ein in die Häuser. Da begannen die Emanzipationen übereinanderzurollen, wie die Sterne rollen würden durcheinander, wenn eines Toren Hand die auseinanderhaltenden Kräfte entfernen könnte.

Von Freiheitsgeschrei widerhallte die Welt, die Apostel der Freiheit und Gleichheit liefen ohne Hosen durch die halbe Welt. Selb-

ſtändig, unabhängig wollte jeder Junge ſein, perſönlich frei in jeglicher Beziehung jeder Schlingel, von jeder Furcht frei jeder Schmutzgüggel, und ein jeglicher kräht von ſeinem Miſte herab, er wiſſe nicht, was Fürchten ſei, er fürchte den Teufel nicht, geſchweige dann etwas anders.

Das ſchien ein prächtiges Heldentum, und die Leute riſſen das Maul auf, konnten das Waſſer nicht halten, ſondern prieſen mit ſüßen Zähren die ſchöne, die göttliche Zeit. Und vom Schwindel ergriffen, ſprangen dienſtfertig die Gelehrten herbei, hoben Gott von ſeinem Throne, verkündeten, er ſei lauter Gnade und Chriſtus lauter Liebe, und Furcht ſei Sünde und für immer vorbei die Zeit der Furcht, denn die Zeit der Freiheit und Gleichheit ſei da, auf Erden wie im Himmel.

Eine ſaubere Lehre!

Altväteriſch hieß, wer der Zucht der Familie ſich fügte, Feigling, Herrenknecht, wer die Zucht des Staates anerkannte, ein dummer Tor, wer der Gottesfurcht ihre Rechte zugeſtand. Die Welt ward auf den Kopf geſtellt, und hochgeſtellte Väter tanzten, was zwölfjährige Buben ihnen pfiffen.

Da entſtanden die Jungens aus allen Nationen und lehrten, unſere ſündige Natur ſei unſer Gott, mit Streicheln und Tätſcheln dieſer Natur werde man auch zum Gott. Der Antoni Unternährer und die bocksbärtigen Kinder des jungen Europa wurden Brüder, und es entſtund in Zürich ein gewiſſer Fröbel, der träumte ſchon von einem Lehrerſtaate, wo einige tauſend bocksbärtige Oberlehrer die ganze Welt durch Dozieren und Demonſtrieren lenken würden wie ein Lämmchen am ſeidenen Bande.

Ja, was recht eigentlich ſchauerlich iſt, dieſer blanke Unſinn ging bereits in die Sprachweiſe über und zeugete davon, wie tief er Wurzel geſchlagen. Die Sünde ſoll man gar nicht mehr bei ihrem Namen nennen, vor den Namen entſetzt man ſich. Wer die Namen dennoch braucht, den ſchilt, den verſtößt man; wer von ihren Strafen redet, den verhöhnt, den verſpottet man; die Sünde aber und

die Sünder duldet man, nimmt sie auf in die beste Gesellschaft, ignoriert, belächelt sie stillschweigend. Wer von Ehebruch redet, verabscheuet man, wer Ehebruch treibt, findet man liebenswürdig. Und weil man es doch nicht vermeiden kann, zuweilen von solchen Dingen zu reden, so hat man eigene Worte dafür gefunden, für Ehebruch und Hurerei zum Beispiel Galanterie, und auf dem Lande sagt man von einem solchen, er sei ein Kôbi und handle mit Strichlizeug. Den falschen Mann nennt man einen feinen Mann, den rein tierischen Menschen einen Lebemann, der wisse, was gut sei. Die Wörter Bildung, Aufklärung, Kunstsinn, ästhetischer Sinn sind weite Hüte, mit welchen man alle die Götzendiener bedecket, welche mit irdischen Dingen den Narren treiben, und welchen dieses Narrenwerk das Höchste in ihrem Leben ist. Da entsteht die schauerliche, abgefeimte Selbstsucht, denn wo die wahre Furcht nicht ist, ist auch die wahre Liebe nicht, und, wo beide nicht sind, da dringt Gärung, Verwesung in alle Verhältnisse.

Geht in die Häuser, wo die Eltern meisterlos die Kinder ließen, auf die spätern Zeiten sich verließen, wo der Verstand kommen und die nötigen Schranken selbst sich zurechtzimmern werde, kein Klapflein ihnen geben, sie mit der Sünde spielen, die eigenen Sünden funkeln und glänzen ließen! Jetzt weinen sie und wimmern, verschüpft und verstoßen in Ecken und Winkeln, daß ihr Bube der wüsteste Hung gegen sie sei und die Tochter ein Unflat, fühlen, wie das Haar im Jammer graut, wie Bitterkeit das Herz verzehrt. Und diese meisterlosigen Kinder lieben ihre Eltern nicht nur nicht, sondern, wenn die Tage kommen, wo die Kraft des Herrn über sie kommt mit ihren Gerichten, dann entladen sich die Flüche der unglücklichen Kinder über die Häupter der schwachen Eltern.

Geht in die Schulen, wo die jungen Bocksbärte den Zepter führen ohne Scham vor den Menschen, ohne Furcht vor Gott, emanzipiert von allem Guten in schnöder Zuchtlosigkeit, der sie Freiheit sagen, wie denn zuweilen ein Mensch auch Madame heißt, und forscht dort nach dem Geiste der Jugend in diesen Schulen! Aufrührerisch, auf-

begehriſch, dünkelvoll, liederlich werdet ihr ihn finden, werdet Kraftworte hören, aber nicht Fleiß finden, werdet hören müſſen, wie ſo ein ſchlotternder Gymnaſiaſt ſich imſtande glaubte, die vier Haimonskinder aufzufreſſen mit Stumpf und Stiel ſamt ihrem Roſſe Bayard. Es graut einem ob dieſem Geſchlechte.

Gehe man in den Staat, in welchem man mit der Liebe, mit dem Verſtande, mit Bildung und ſchönen Worten alleine regieren will und von lauter alten Vorurteilen und neuen Grundſätzen zu reden weiß, ſeht, welche Gärung, welche Auflöſung, welche Verweſung! Da meinen die Regenten, darin beſtehe die wahre Popularität, wenn ſie vorangehen in der Übertretung ihrer eigenen Geſetze, in ſchlechter Handhabung derſelben, wenn ſie ſich gemein machen mit den Sünden des Volkes, vorangingen in der Verachtung der öffentlichen Meinung, ſich dabei verlaſſen auf die Geſetze, welche ihnen ein gewiſſes Maß von Achtung zuſichern. Aber ſeht, wie morſch dieſe Stützen ſind, wie Auflöſung, Untreue allenthalben iſt!

Steigt hinab in den rohen Haufen, der keine Furcht im Herzen hat, dem Gebiß und Zaum aus dem Maul genommen ſind! Hört und betrachtet deſſen Worte und Werke! Da werdet ihr es erkennen, wie weit man mit ſchönen Worten und durch die Finger Sehen, mit Schulmeiſtern und neuen Grundſätzen kommt, ihr werdet ſehen, wie er bereits zum Sprunge anſetzt einem Tiger gleich, der nach Fleiſch ſpringt. Ja, wenn nicht blutige Tage über uns kommen ſollen, ſo muß hier eine Reaktion ſtattfinden, die vernünftig wieder bindet, was die Revolution in dieſem Gebiete aufgelöſet hat; es müſſen die Zügel ſchroffer gezogen werden, und wer von Gott Macht und Kraft empfangen hat, muß ſie wieder geltend machen, wenn er nicht ſelbſt als ungetreuer Knecht gelten will.

Will man aber aus der Revolution auf dieſem Felde in eine neue Ordnung der Dinge, und ſoll dieſe vernünftig ſein, ſo müſſen die Urſachen, welche die Revolution erzeugten, und die, welche ſie erhielten, ausgeſchieden werden.

Es muß alſo nicht bloß die Ungebundenheit der Revolution ein

Ende nehmen, sondern auch die Tyrannei, die Selbstvergötterung der verschiedenen Mächte, welche ihre Kraft von Gott empfangen haben und nach dem Willen Gottes und zu seiner Ehre sie auszuüben haben.

Es darf keine dieser Mächte, seien es Eltern, Staat, Schule usw., sich erhöhen, ihrer selbst willen angebetet sein, die Furcht nur in Beziehung auf sich fordern wollen, sonst wird sie erniedrigt, wird als falscher Götze in den Staub getreten werden. Eine jede soll es klar aussprechen, klar ausdrücken, daß sie nur eine Mittelmacht sei, die zu Gott leiten soll, darum auch von Gott gesetzet ist. Darum heißt zum Beispiel eine Obrigkeit von Gott; erfüllt sie aber ihren Zweck nicht mehr, so bläst jeder Wind sie hinweg.

Und wenn die Eltern, auf eigene Kraft bauend, als oberste Gewalt von den Kindern gefürchtet sein wollen, so kommt die Zeit, wo die Kinder die kurzsichtig und schwach gewordenen Eltern verspotten, betrügen, ihre Übermacht sie fühlen lassen; nur wo sie als Vasallen der höchsten Macht ihre Kraft geübet, finden sie Anerkennung, solange diese Macht ihnen das Leben läßt.

Erst dann, wenn alle diese von Gott geordneten Mittelmächte nicht abfallen, sondern den obersten Herrn anerkennen und sich nur in seinem Dienste, erst dann werden sie einig unter sich werden und wirken, eine jede nach ihrer Kraft zum gemeinsamen Zwecke. Unter den Abgefallenen ist lauter Streit und Zank, und eine stört das Reich der andern und damit auch das eigene.

So gibt es überkünige Eltern: Benz und Hans, Charles und Fritz, die wollen allein Meister sein, weisen die Kinder gegen jede andere Macht auf, gegen Lehrer, gegen den Staat, und von Gott schweigen sie, und wenn andere den Kindern von Gott etwas sagen, so merzen sie es aus als alte Vorurteile. Vielleicht können die schon an ihren eigenen Vätern das Beispiel nehmen, wie es ihnen auch gehen wird.

Es gibt Lehrer, die gegen Gott und Menschen, gegen Staat und Eltern aufreizen direkt und indirekt, bis sie selbst zugrunde gehen.

Ganz besonders liegen Staaten an dieser Krankheit darnieder

und Staatskünſtler, und, je radikaler oder je deſpotiſcher dieſer Staat iſt, um ſo weniger will er einen andern Willen anerkennen als den ſeinen, um ſo mehr will er alle Macht in ſich zuſammenfaſſen und andere Mächte zerſtören. Die Staatsgewalt ſoll die einzige Gewalt, der Staatswille der einzige Wille, ein Staatszweck der einzige Zweck im Staate und Rechtszuſtände die einzigen Zuſtände ſein, welche zu berückſichtigen ſeien. In einem ſolchen Staate wird durch die oberſten Behörden den untern alle Macht entzogen, und wiſſen ſie doch ſelbſt nicht zu gebrauchen; die untern Behörden machen, was ſie wollen, das heißt, gewöhnlich nichts, oder eine iſt gegen die andere zum Zeitvertreib. Es iſt Gärung, Verweſung in allen Gliedern.

Darum, ſcheint mir, ſollen alle, in denen eine Macht über andere liegt, ſich betrachten als im Dienſte Gottes, ſich ſelbſt zu heiligen und andere zu heilen durch die heilſame Furcht vor der Sünde, die Furcht aber zu läutern durch die Liebe, die ſteiget in dem Maße, als die Sünde weichet, auf daß einmal, wenn mit dem ſterblichen Leibe die Sünde begraben wird, die Furcht mit der Sünde ſich zu Grabe lege, die vollkommene Liebe aber den freien Geiſt ſelig mache. Darum müſſen Eltern, Schulen und Staaten die rechte Zucht wieder üben Hand in Hand, auf daß wir willig und freudig der Zucht Gottes uns fügen, die da wirket eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit.

Kurioſitäten vom Jahre 1841.

Vorwort.

Schon waren die Kurioſitäten für das Jahr 1841 geſchloſſen und abgefaßt in freiſinnigem Geiſte, der frei herausſagte, was ihm recht ſchien — denn darin ſcheint die Freiſinnigkeit nicht zu liegen, daß man nachgaaggen muß, was eine Partie oder eine Majeſtät für recht ausgibt — als das Jahr 1842 daherkam wie ein begrabenes, aber

wieder heraufbeschworenes Gespenst. Louis Philipp begann den Tanz gegen die Presse mit Bestimmungen und Prozessen, für deren Gewinn seine Minister sorgten. Flugs tanzten andere Majestäten ihm nach, kleine und große, mit Preßgesetzen und Preßprozessen, und, wo eine große Majestät, die etwas erleiden mag, bloß schräpft, da hängt eine kleine, die nichts erleiden mag.

Zugleich erhielt der Kalendermacher einen Kurier direkt aus Rußland mit der Nachricht, daß einige Baskiren bereits den Fuß im Bügel hätten und das Händli am Säbeli, um ihm die Kuriositäten zu vertreiben, ja, daß er Sibirien riskiere, falls er nach Rußland käme. Nach den neuesten Nachrichten soll es auch in Bayern nicht richtig sein. Der gleiche Kurier vertraute ihm unter der Hand, daß nächstens auf einem Kongresse zu Querfurt zum europäischen Staatsgrundsatze erhoben werden solle, daß demjenigen, der einen pflichtvergessenen Beamteten verklage, der Stecken am dreckigen Orte in die Hand gegeben, er selbst aber der Willkür des verklagten Beamteten bloßgestellt werden solle. „Potz tusig!" dachte der Kalendermacher, „da riskierst du dein junges Leben nicht, es wäre ja schade darum; mit Europa kämpfst du nicht, das wäre ja dumm."

Da gedachte er der guten alten Zeit, wo ein ehrwürdiger Zensor mit langen Strichen einen vom Gehängtwerden rettete, während die Preßgesetze zu Lockvögeln zu werden scheinen, um einen zum Gehängtwerden zu verlocken; es wird aus Furcht vor Übervölkerung geschehen. Da hatte der Kalendermacher einen Blitzgedanken. Er band sich einen langen Haarzopf ein und ließ sich eine Brille von Luzern kommen, und durch diese erleuchtet, strich er mit langen Strichen, was gefährlich werden konnte im Jahr 1842. Er machte also die Zensurlücken selbst. Es tat ihm freilich leid um das Publikum, aber das muß sich halt auch in die Zeit schicken, und warum macht es sie nicht besser? Doch tröstet ihn dabei der Gedanke, daß solche Lücken für das Publikum sehr bildend seien und zugleich kurzweilig. Wer denken lernen will, kann sich bei jeder Lücke seine eigenen Gedanken machen und zwar alle Monate andere. Dixi.

Die Wellen des vierziger Jahres rauschten vorüber; sie waren nicht in Blut gefärbt, rauchten nicht vom Pulverdampfe. Mit ihnen rollte von manches Menschen Brust eine schwere Last, aber nicht die Last seiner Sünden, nur die Angst vor den für das genannte Jahr geweissageten Dingen. Unsere Zeit sei aufgeklärt, heißts; glaubs nicht, glaub, die sogenannte Aufklärung, glaub, der radikale Unglaube sei nichts als übergeschnappter oder übertünchter Aberglaube; laßt mal die Zeit ihn prüfen, ihr werdet sehen, wie aus dem radikalsten Unglauben der krasseste Aberglaube wird. Könnte meinen Glauben mit vergangenen, gegenwärtigen, zukünftigen Beispielen beweisen, habe die Leute dazu im Auge, mag sie aber einstweilen nicht ins Maul nehmen. Vom gegenwärtigen Jahre ward nichts geweissaget, wohl wieder vom kommenden Jahre. Wer weiß? Wenn man es am wenigsten erwartet, schlägt oft der Blitz am nächsten ein.

Die äußern Welthändel gleichen dem gärenden Meere: es braust in der Ferne, schwarze Wolken bäumen sich, hohle Windstöße brausen dahin, einzelne Wellen heben schaumgekrönt ihre Häupter und sinken wieder in sich selbst zusammen, alles des Sturmes Vorläufer. Aber ob den Vorläufern der Sturm wirklich folge auf dem Fuße oder später oder gar nicht, muß man erfahrene Schiffer fragen, nicht einen Kalendermacher.

Auch in der Bucht, auf der wir schiffen, gären die Wasser. Wenn sie hier sich legen, brausen dort sie auf, wie von unterirdischen Mächten emporgetrieben. Mutwillige Schifflein streichen durch die Wellen, ziehen die Segel nicht ein, nehmen nicht fester die Ruder zur Hand, tändeln mit den Wellen, spucken spottend in die Gewässer, von denen sie getragen werden. Weiß nicht, aber bei alten Schiffern herrscht der Glaube, daß man keiner Macht, weder einer überirdischen noch einer unterirdischen, ja nicht einmal eines Nebelbildes, ungestraft spotten könne.

Mag es nun kommen, wie es will, am Neujahr lächelte die Sonne, und das war ein freundlich Gnadenzeichen, daß es dort oben hell sein solle für alle die, welche Licht und Trost dort oben suchen wollen; und wenn es dort oben helle ist, so mag man auf Erden schon etwas erleiden. Darum, o altes Mutterli, wenn es dich frieren will auf Erden, darum, o junges Fraueli, wenn es sich trüben will in deinem Herzen, darum, o Meitschi, wenn du verlassen bist auf der Welt, und wenn dir, o Greis, der Mut zum Sterben fehlt und dir, o Mann, der Rat im Leben und dir, o Jüngling, das Licht auf deinen Wegen, schauet nach oben! Der gute Vater da oben hat wieder aufs neue seinen goldenen Sonnenschein verheißen, und dieser goldene Sonnenschein ist ja im Leben und im Sterben der einzige Trost, der uns nicht verläßt, die Welt nicht nehmen kann.

Da brach es zuerst los in den Lüften. Schreckliche Winde wüteten, Blitze durchfurchten den Himmel (4. und 11. Januar), Schnee und Regen wirbelten durcheinander. Wärme und Kälte wechselten innert wenigen Stunden (sieben Grad plus mit zwölf minus), schreckliche Bilder, wie es auch wechseln könnte in des Menschen Leben.

Ob es so wechseln wolle, wußte man nicht; aber immer heftiger schauerten die Verfassungsfieber in den verfassungssüchtigen Kantonen.

In Solothurn sah es einen Augenblick schrecklich aus, nicht nur als ob das Fieber, sondern als ob die Pest ausgebrochen wäre. Denn da legten sich plötzlich alle, die einen ins Zeughaus, die andern in die Kaserne, die dritten gar in die Käfi, es war aber nur, um sich desto bequemer die neue Fassi über die Ohren ziehen und überwintlige zunähen zu können, denn hintendrein will gar niemand, weder die im Zeughaus noch die in der Käfi, das Fieber gehabt haben. Mit den Solothurnern ist das beste Leben, aber man muß sie nicht zu etwas machen wollen, das sie nie werden, und man muß nie meinen, Licht von Flachssamenöl sei besser noch als Sonnenlicht.

Im Aargau, potz Wetter, ging es ständlige zu, und die Refor-

mierten ſteckten die Katholiken in die neue Verfaſſig wie in einen Sack, es ſoll aber gar nicht bös gemeint geweſen ſein. Im Aargau nämlich ſind etwas weniger Katholiken als Reformierte. Damit ſie friedlich beieinander ſeien, die Stärkern die Schwächern nicht überwörteln möchten, mußten nach der alten Ordnung im Großen Rate von beiden Sorten gleich viel ſitzen. In der neuen Ordnung war dieſes durchgetan, und das gefiel den Katholiken ſo übel, daß ſie nicht nur taten wie die Katze im Sack, ſondern ſchrien, als ob man ſie wirklich am Spieße hätte, aber nicht ihretwegen ſchrieen ſie, ſagten ſie, ſondern wegen der Religion, die man auch in den Sack tun wolle. Weiß nicht, was daran iſt; das wohl iſt wahr, daß gewiſſe Leute . . . . . .

Sei das nun aber im Aargau drunten, wie es wolle, genug, die Reformierten mochten das Brüllen nicht, wollten den Katholiken die Hand aufs Maul halten, denn ſie ſagten, nach dem Brüllen gebe es gewöhnlich Kläpfe, und wenn man die ärgſten Brüleni beim Kabis nehme, ſo blieben die Kläpfe aus. Sie bedachten nicht, daß das, was Reformierte an Katholiken tun, als Religionszwiſt angeſehen wird. Sie ſagten zwar, die Sache ſei gar nicht religiös, denn an der Spitze der Reformierten ſeien ja Katholiken. Aber, was

. . . . . .

Darum brach das Feuer im Aargau aus. Die Katholiken ſtürmten, die Reformierten ſchoſſen, eine neue Villmergerſchlacht entbrannte, beide Teile ſahen oft hinter ſich. Wenige fielen, und wer weiß, wie es gegangen wäre! Da fiel plötzlich der Kirchturm, in welchem die Katholiſchen ſtürmten, und da ſie nun nicht mehr

ſtürmen konnten, ſo liefen ſie davon, und die Reformierten hatten geſiegt. Hat denn eigentlich Villmergen die traurige Beſtimmung, in jedem Jahrhunderte Bruderblut zu trinken?

Nun Waffenlärm in der ganzen Schweiz, Soldaten auf allen Straßen, in Regen und Schnee in echt ſchweizeriſcher Waffenluſt, viele nicht mit fünf Batzen im Sack, viele mit ungeplätzeten Fürfüßen, und bei dreien, welche aus einem Dorfe abmarſchierten, wäre nicht ein einziger guter Schuh zu finden geweſen. Dieſen allen muß es übel geweſen ſein im Fricktal drunten in Kälte und Näſſe auf bloßer Streu und bei gefrornen Erdäpfeln. Vielleicht begreifen es die jetzt, wie gut es wäre, wenn ein junger Kerli allezeit für zwei Paar gute Schuhe ſorgte und für einen Notpfennig in den Tagen der Not. Was ſolls aus einem jungen Hudel Beſſeres geben als einen alten Hudel? Solche ſo unerwartete Aufgebote ſendet Gott als Vorläufer jenes Aufgebotes, wo es zum letzten Male heißt: „Marſch und tue Rechnung von deinem Haushalt!“

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Die Bernerſoldaten ſollen ſich ſehr gut im Aargau aufgeführt haben, ſie ſtachen in keine Bilder, entheiligten keine Kirchen, drückten keine Armen, hatten im Gegenteil großes Mitleid mit der Armut. Das iſt ſchön von ihnen, bringt ihnen große Ehre, und tun ſie immer alſo, ſo beſchämen ſie viele, und mancher iſt mehr wert unter ſeiner ſimplen Hüpe als . . . . . .

. . . . . .

Mit zitternder Hand und bebenden Knien ſchreibt der Kalendermacher folgende drei andere Müſterchen aus dem Aargauerkriege nieder, weiß Gott, wie es ihm ergehen wird, allein ſie müſſen heraus.

Ein armer, alter Sigriſt ſollte in einer Kirche das ewige Licht löſchen, wußte nun nicht gleich, wohin er mit dem Öle ſolle, da brüllte ihm ein . . . . . .
zu: „Schütt dä Donner aus!“

Einem reformierten Feldprediger ſoll das Maß zu einer Predigt gegeben worden ſein; ſobald er es überſchritt, ſollen die Trommeln gewirbelt, er ſelbſt aber zwei Tage Arreſt erhalten haben. Solche Verhöhnung . . . . . .

. . . . . .

Es wurde im Namen der Regierung den katholiſchen Gemeinden folgende Verpflichtung zur Unterſchrift zugeſtellt: „Wir Ammann und Räte der Gemeinde N. verpflichten uns zuhanden der hohen Regierung des Kanton Aargaus unter ſpezieller Hab- und Gutsverpfändung der ganzen Gemeinde, daß weder im jetzigen Zeitpunkte noch in Zukunft Aufruhr und politiſche Umtriebe in unſerer Gemeinde ſtattfinden ſollen. Alle Folgen, die aus dergleichen entſpringen könnten, verſprechen wir im Namen unſerer ſowohl als unſerer Gemeinde zu tragen und zu beſtreiten und ſetzen hiefür, wie oben bemerkt, unſer aller ſpezielles ſowie unſerer Erben und unſerer Gemeinde Hab und Gut ein."

Der Dey von Tunis oder der Paſcha von Ägypten . . . . . .

. . . . . .

Wie die Katholiſchen dieſe Geſchichte aufnahmen, beweiſt der Kanton Luzern. Dort donnerte es ſchon lange den Bergen nach, gräßlich ſchimpfte man ſich aus. Die einen ſchalt man Pfaffen und Pfaffenknechte, die andern Hudelbuben und verſoffene und hergelaufene Halunken. Mögen auf beiden Seiten etwas recht haben. Aber darin haben ſogenannte liberale Regierungen und liberale Regenten unrecht, daß ſie die ſämtlichen geiſtlichen Perſonen mit Mißtrauen betrachten und behandeln . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Nur im Kanton Luzern gings landauf, landab, und am Verfaſſungsfieber ſchlotterte das ganze Land, und jede Partei ſchrie ihren Sieg zum voraus aus, und die Regierung hätte ſich und andere auch gerne gelegt wie die in Solothurn, hatten aber nicht Platz für alle, mußte endlich abſtimmen laſſen den 31. Jenner, war ge-

rade ein schöner Wintertag, aber der kälteste im Jahr, 13 1/2 Grad, nachdem es den ganzen Monat am Himmel gestürmt wie auf Erden, das Meer unzählige Opfer forderte, die Flüsse nicht nur überliefen, sondern andere Bette suchten. Und siehe, mit einem Mehr von zwölftausend Stimmen gewann die sogenannte Pfaffenpartie. Daran war das Aargau schuld und die Meinung, daß liberale Regenten ungestraft ein Sau . . . . . .

. . . . . .

So beginnt das Jahr, das wie ein erstarrter Knäuel ungefürchtet zu unsern Füßen lag, furchtbar zornig sich aufzurollen einer todbringenden Schlange gleich.

Um dem Jenner einen schönen Schluß zu machen, will der Kalendermacher noch sagen, daß in diesem Monat in Bern eine sehr ehrwürdige Frau starb, nämlich die Frau Schultheißin May; wenn der ihre guten Werke alle nachkommen, was werden die Engel luegen! Das war eine wohltätige Frau, wie sie selten sind; die hatte nämlich nicht nur ein warmes Herz, sondern auch ein klares Auge. Sie kannte die Leute und half ihnen nach Stand und Bedürfnis; sie handelte mehr, als sie sprach; sie gab selbst und nicht aus fremdem Sack und doch im eigenen Namen. Das war eine Frau, wie sie in Städten selten sind, und der liebe Gott wird große Freude gehabt haben, als die brave Frau May zu ihm in den Himmel kam.

Februar.

Dieser Monat ging kühl und schön ein, brachte viel Schnee, auch manchen schönen Tag, aber nur vier Merkwürdigkeiten. Wär vor alten Zeiten viel gewesen, heutzutag aber ist man nicht zufrieden, wenn nicht alle Tage etwas begegnet, daß man sturm an der Leber werden möchte.

So, wie ein altes Weib sich Zähne einsetzen läßt, ins Maul nämlich von wegen Beißen und Schwatzen, so füttern auch die Franzosen ihr altes Maul, das heißt Paris, wo ja für ganz Frankreich

gefreſſen und geſchwatzet wird und zwar mit Kanonen und rundum. Nun können aber die Zähne ebenſo gut in die Hände beißen, die ins Maul wollen, als in die Zunge, die aus dem Maule will. Und wohin werden die Kanonen wohl zuerſt ſchießen? Ins Maul hinein auf die Pariſer oder für die Pariſer auf den Feind? Diesmal iſts den Pariſern wohl gegangen wie dem Simſon, der ob dem Flattieren in Delilas Schoße ſüß entſchlief, um gebunden zu erwachen.

Dann las man aus einer Hauptſtadt von Amerika folgendes: „Die göttliche Fanny Elsner, dieſe unerreichbare Tänzerin, iſt angekommen. Ihre Ankunft verkündigten Kanonendonner und Glockengeläute. Der Bürgermeiſter kam ihr entgegen und hielt eine Rede an ſie. Hierauf bildete ſich der Zug zu ihrer Begleitung. Derſelbe war zuſammengeſetzt aus dem Bürgermeiſter, den Aldermännern, den Richtern des oberſten Gerichtshofs, dann die göttliche Fanny in einem Tragſeſſel, von ſechs Mitgliedern des Senats auf den Schultern getragen. Ihr folgten die Mitglieder des Senats, an der Spitze die Mitglieder der Deputiertenkammer, angeführt von ihrem Präſidenten, die See- und Landoffiziere, das Korps der Journaliſten, endlich die zahlreiche Bevölkerung. Hinter einer militäriſchen Muſik her zog die feſtliche Schaar ins Capitolium, wo Fanny Elsner in die Deputiertenkammer geführt wurde und zur Rechten des Präſidenten ſich auf einem Thronſeſſel niederließ. Mehrere Reden wurden gehalten, worauf die Kammer ſich ins Theater vertagte.“ E nu ſo ja de! Solch unwürdig Zeug treiben die berühmten Amerikaner, ſo tief entwürdigen ſich ſeine Senatoren, ſolch ſchmählichen Götzendienſt treiben ſie mit einer Tänzerin, die übrigens ein ſchön und brav Menſch ſein mag, aber halt doch immer nur ein Menſch wie ein anderer.

Und während man in Amerika ſolch verrückten Unſinn treibt, ſchreibt man in Paris über die Pairskammer, des Landes höchſte Behörde, folgendes: „In der niederträchtigen Lage, in welcher ſich heute die öffentlichen Gewalten herumſchleppen, ermüdet

unſere Verachtung, unſere Entrüſtung erſchöpft ſich, und die Feigheiten der öffentlichen Meinung ermutigen die Verdorbenheit der Regierung. Wir brachten einige Hoffnung in die Pairskammer. Wir verließen ſie, wie man einen Spital von Unheilbaren verläßt. Nein, Leben wird nie mehr in dieſes Knochenhaus zurückkehren! Dieſes Scheinbild einer Kammer, die eine Laune des Monarchen ins Leben gerufen, bewegt ſich in einer Atmoſphäre, in welche weder Licht noch Wärme dringt. In dieſem Saale herrſcht ein Modergeruch, der das Gemüt erkältet und mit Trauer erfüllt. Man könnte glauben, es werde eine konſtitutionelle Komödie durch Leichname aufgeführt."

Wahrlich, die Frechheit geht zu weit! So ſchreibt man in Amerika über eine Tänzerin, ſo in Frankreich über die Erſten des Landes! Das ſind furchtbare Zeichen. Herrgott, verſchone uns mit deinen Gerichten! Dieſe Hirnwütigkeit rechne uns nicht zu, ſchone uns und laß denen zu Ader, die hirnwütig ſind! Doch dein Wille geſchehe!

Und in Bern, was macht man denn da? Ho, da macht man wenig, aber einer hat gſagt, eine Regierung könne nicht . . . . .

März.

Am Himmel war es wunderſchön, lieblich und mild, daher wars auch auf Erden fruchtbar. Langſam an der Sonne ſchmolz der Schnee und tränkte ſchön die immer durſtige Erde. Die Leute ſagten, wenn der Schnee von der Sonne abmüſſe, ſo ginge es bis Jakobstag, und er ging nur durch die Sonne weg, und im April war keiner mehr. War abermals gut, daß Gott witziger war als die Menſchen. Nun hatte man keine Überſchwemmung, wohl aber eine gut getränkte Erde, welche die Wärme ertragen mochte. Die Südwinde blieben Meiſter, und die Wärme ſtieg auf zwölf Grad. Wie ſchön das Wetter war, das Gott machte, um ſo abſcheulicheres Wetter machten die Menſchen, nicht nur Aprilenwetter, ſon-

dern wahre Hurnigelten und Hagelten. Sie hagelten und hurnigelten Adreſſen aller Art im Lande herum, katholiſche, reformierte, bürgerliche, militäriſche, daß es eine blutige Schande war.

Nur im Kanton Bern blieb man mit dieſem Bubenſpiel verſchont. Die Minorität fügte ſich, das Vertrauen zu der Regierung und ihren Gang ſtörte man nicht durch bübiſche Demonſtrationen. Aber was ſoll man zu den St. Galler Ratsherren ſagen, die in einer Adreſſe ans Aargau zu verſtehen gaben, ...

. . . . . .

Was ſoll man zu den militäriſchen Adreſſen ſagen, wo Offiziere erklären, ...

Sind das nicht die Anfänge zur Auflöſung . . . . . .

. . . . . .

Unbedeutender, aber durchaus unrepublikaniſch waren die Adreſſen an einzelne Perſonen, die ſtecken doch nicht das ganze Haus an, höchſtens einzelne Köpfe.

April.

Den Sommer hatte man erwartet, jetzt kam Schnee und immer wieder Schnee bis faſt in die Mitte des Monats. Da kehrte es ſich langſam, es ward warm, heiß, faſt zwanzig Grad Wärme. Die Kirſchbäume blühten, herrlich wuchs das Gras, aber ſchlecht war das Korn, man ſpürte den naſſen Herbſt und das Eis unterm Schnee. Der Monat ſchloß mit einem harten Gewitter, und es war noch kein Laub an den Buchen.

Sonſt gab es nichts Neues in der Welt, als daß der Orléans wieder Kindbetti haben muß, und dafür will ihm ſein Vater zwei Millionen geben. Möchte auch dabei ſein, da gibts gewiß nicht bloß Vierbatzigen und halbweißes Brod.

Wäre aber manchem Kindbettimannli beſchwerlich, wenn er für jede Kindbetti zwei Millionen brauchen müßte.

Mai.

Der war dieses Jahr wirklich ein Maienmonat, in voller Üppigkeit stand die ganze Natur, und am Himmel war es klar und warm. Das Korn nahm zu, das Gras wuchs prächtig; die Trauben sollen sechs Wochen früher sein als 1834. Nur der Blüte machte es zu heiß, denn das Thermometer stieg auf $22^1/_2$, und im Großen Rat zu Bern war große Tröckene; ist aber besser so als allzu flüssig. Und beim schönsten Wetter ward ein armer Knabe mit Branntwein vergiftet; man soll aber nicht sagen, wo. Die Küher aber ärgerten viele Leute; das herrliche Wetter, das üppige Gras waren ihnen nicht gut genug. Aber wenn man sie fragte, warum sie Maultrümmeln machten wie zielige Heufuder, so antworteten sie, das Wetter dueche sie aparti nicht lustig; so gewiß bei der Bergfahrt die Kühe Brämen auf den Rücken hätten, so gewiß schneie es im Brachmonat auf die gleichen Rücken.

Juni.

Und richtig hatten die Küher recht, und so ein alter Küher ist kein Narr nicht. Naß ging dieser Monat ein, den 7. sank das Thermometer auf $4^1/_2$ plus, und Schnee lag über alle Berge bis tief in die Täler herab, bis hart ans gebildete Land. Es waren Leute, und die behaupteten, der liebe Gott habe nicht wegen denen schneien lassen, welche meinten, wenn es ins blutte Holz donnere, so gebe es noch Schnee, und nicht, damit die Küher recht behielten, sondern wegen dem sturmen Resli, der ein Lied gemacht von fünfundzwanzig Versen und eine Versammlung angestellt auf den 6. Juni in der Sauerkabisgrabenweid, um das lange Lied zu singen, und zugleich hätte er Hoffnung gemacht, daß er die ganze Menge mit einem Brod und einer Hamme sättigen werde, von wegen er ist ein sehr gottseliger Mensch, und wenn es giltet, Hungrige zu speisen und Dürstende zu tränken, so verläßt er sich viel

lieber auf Gott als auf die eigenen Mittel. Wird halt auch denken, der liebe Gott vermöge es besser als er. Gläubige von allen Sorten sollten da zusammenkommen. Da verschneite ihnen Gott das Sauerkabisloch, und alle Hoffnungen gingen zuschanden. So legen den Schnee andere Leute aus, sie sollen aber durchaus unrecht haben und die angesagte Versammlung ganz etwas anders zu bedeuten gehabt haben. Man weiß heutzutage nicht mehr, was man glauben soll und was nicht. Sei dem nun, wie es wolle, der Schnee verging wieder, und es ward erbärmlich heiß.

Am längsten Tage brannte es zu Frauchwyl, und acht Stück Vieh und fünftausend Pfund bares Geld sollen im Feuer umgekommen sein. Den 22. wetterte, regnete, hagelte es schrecklich durchs ganze Land bis nach Deutschland hinaus, und in Melchnau flogen ganze Hausdächer im Luft herum. So ein gutes Bäuerlein, das Gott und Menschen geben möchte, was es ihnen schuldig ist, das ganze Jahr huset und spart, arbeitet und betet, und vierzehn Tage vor der Ernte wird ihm alle seine Hoffnung in Grund und Boden verhacket, und alle Arbeit ist umsonst, und wie er den Schulden und den Hauskosten begegnen soll, weiß er nicht — der mangelt Vertrauen zu Gott und muß ein starkes Gemüt haben, wenn er zufrieden bleiben will mit Gott und Menschen. Diesmal wußten die Leute auch, woher das Wetter kam, aber es kam nicht von Gott. Ein anfechtiger Mensch war auf ein Heimatli gezügelt, und in selbem Hause war ein Geist, und der hatte mit dem vorigen Besitzer sich recht gut vertragen. Der neue Besitzer wollte aber den Geist nirgends dulden, er hatte kaum selbst Wyti im Hüsli. Das machte auch den Geist unwirsch, und er tat wüst. Nun ließ der Besitzer mir nichts, dir nichts Kapuziner kommen und bannte den Geist hinauf in eine wüste Fluh, wo er Wyti hätte und niemand geniere. Dort aber gefiel es dem Geist nicht, er fuhr aus mit Schnauben und Tosen unter Wasserströmen, Hagelschlag, Sturmstößen und verhergete das Land bis weit ins Deutschland hinaus. Jetzt sind die Leute bitterbös über den Mann, der zu so großem

Schaden den Anlaß gegeben; er hätte, meinen sie, mit der Austreibung des Geistes wohl warten können bis im Winter, wo des Geistes Ausfahrt weniger geschadet hätte.

Den 26. und 27. waren wieder bedenkliche Tage: Hagel um Bern herum, und im Solothurnergebiet ward das bekannte Mädchen wiederum im Luft herumgetragen. Wenn es in der Eidgenossenschaft irgendwo spuket, so wird im Aargau das bekannte Pulver abgefaßt, und wenn es irgendwo luftet, so fährt in Solothurn ein Meitschi in der Luft herum.

In Bern aber sprengten große Kavalleriemassen auf dem Wylerfelde herum, nämlich akkurat dreihundert Mann. In China dagegen zog der Kaiser die Engelländer am Narrenseil herum, und in Engeland selbst stellten sie die Minister auf die Köpfe, und in Spanien machten sie einen Regenten, ließen es aber zweifelhaft, was er zu regieren hätte. In Deutschland singen sie schön und zwar das bekannte Lied „Sie sollen ihn nicht haben!", aber in jedem Gäu singen sie es anders. Ja, wenn mit Singen was zu machen wäre, die Deutschen lüpften eine Geiß hinten ume. Unterdessen richten sie in Frankreich wieder einen Königsmörder hin, doch ohne bedenkliches Aufsehen. Die Königsmörder scheinen nachgerade außer Mode zu kommen; wäre gut bei einem Volke, wo die Mode alles ist, kein Grundsatz zu finden ist. Während man in Frankreich einen untere tut, gräbt man in Bern eine aus, eine Tochter nämlich, die ein Arzt verpfuscht haben sollte, aber nicht den Namen haben wollte. Ach du mein Gott, wenn man alle verpfuschten Leute ausgraben wollte, wer hätte Ruhe im Grabe? Ich frage.

Unterdessen sollen die Luzerner was anders ausgraben wollen, die Jesuiten nämlich. Pfui Teufel, das wird stinken! In Luzern scheinen die Köpfe hie ume und dort ume zu fahren wie Kabisköpfe in einem Weidlig, wenn der Föhn geht. Kurios, hat schon lange niemand mehr vom mündig gewordenen Volke geredet, in Zürich nicht, im Aargau nicht, in Luzern nicht, nicht einmal in

Baſelland. Es war halt das Volk die Löwenhaut, in welche ſich die Eſel verſteckten, wenn ſie das Männli machen wollten.

Neben dieſen wüſten Ausgrabeten wurde doch in Bern auch etwas begraben und zwar ein wüſter Unflat, der Dotationshandel nämlich. Das war ein Prozeß, den gleichſam ein Bruder und eine Schweſter, die einen reichen Vater erbten, miteinander führten, und die ſind bekanntlich am giftigſten, und „Schelme hier!" und „Schelme dort!" waren die honätteſten Komplimente, die man ſich machte. Kein Menſch dachte mehr ans Ausmachen, und der Kanton und die Stadt ſtrützten ſich gegeneinander wie ein ertaubeter Hund und eine ertaubete Katze. Da kam einer darhinter, der machte fünfe grad, das heißt einen Verglich, der niemand in Sinn gekommen und doch allen Leuten wohlgefiel, daß ſich alle verwunderten, warum der ihnen nicht in Sinn gekommen. Da liefen die Burger zuſammen faſt bei vierhundert Mann, und bis an zweiundſiebzig nahmen alle den Verglich an und waren hintendrein ſehr erſtaunt, daß ſie ſo witzig geweſen, hattens ſelbſt nicht geglaubt. Darauf lief auch der Große Rat zuſammen und war faſt noch witziger als die Burgerſchaft, doch fehlten ihm Gottlob auch Opponenten nicht. Einer wollte eine Rede tun, daß die Berge wanken ſollten und die Häuſer gnappen. Aber kaum hatte er einige Worte geredet, ſo ward ihm ſelbſt gſchmuecht, noch ehe die Berge er geſpürt, und gäb wie er Schmöckwaſſer ſchmöckte, konnte er ſich nicht mehr faſſen.

Juli.

Dieſer Monat brachte ſchön, fruchtbar Wetter, viel Heu, aber noch andere große Merkwürdigkeiten.

Vor allem ziemt es ſich, von dem zu reden, was vom Himmel herabkam, vom Sturmwind, welcher den 18. Juli durch ganz Europa fuhr und von Süden kam, der heiße afrikaniſche Wüſtenwind, der nach Europa ſich verirrte. In der Nacht zuvor hörte man im Emmental ein gewaltiges Schießen, man wußte nicht, wo; es

dauerte bis nach Mitternacht. Das donnerähnliche Geräusch in der Luft war von keinem Wetterleuchten begleitet. Zu verschiedenen Stunden des Morgens brauste der heiße Wind daher, brach die Bäume, schüttelte die Früchte runter, peitschte die Blätter von den Bäumen, ja, versengte wie mit giftigem Hauche Gras und die Ränder der Blätter, warf Häuser über Ort; in Wien soll das Thermometer auf neununddreißig Grad, in Berlin auf sechsundzwanzig Grad gestiegen sein. Auch von diesem Luft weiß man, woher er kömmt. Selben Tages sollte ein wüster Mühlekarrer begraben werden. Nun meinen viele, alles Unwetter komme von wüsten Seelen her, die aus dem Leibe scheiden und, ins freie Reich der Lüfte tretend, solchen Rumor anstellen. Nun aber hatte dieser Mühlekarrer noch apart gesagt, man solle ihm gute Schuhe und Überstrümpfe anziehen, von wegen er hätte einen struben Weg zu machen, und sie würden Mühe haben, bis sie ihn untere hätten. Eben am Sonntag wollten sie ihn begraben, und der Sturmwind warf ihnen Bäume über den Weg, daß sie fast nicht zur Kirche kommen konnten. Die wußten, woher der Luft.

Den 2. Juli versuchten die Tessiner mit erkauftem Gesindel einen Putsch; ist dort ein Keßlerpack. Da italiänerlets. Aber allweg verdient eine mit fremdem, erkauftem Gesindel versuchte Revolution eine harte Strafe. Volksbewegungen sind eine Erbsünde der Republiken, deren Ursachen sowohl in den Untern als in den Obern zu suchen sind, diesen werden wir nie loskommen.

Den 3. war ein großes Fest in Bern, man weihte die Nydeckbrücke ein, ein großes, schönes steinernes Monument, daß man noch Geld hat in Bern und einmal mit dem Geld etwas Rechtes versuchen will, statt es ob Dummheiten zu verschlenggen. Diese Brücke wird aus lauter Quadersteinen gebaut, auf dem Kornhausplatz will ein gewisser Buchwalder aus Luftsäcken oder Windbeuteln eine erbauen ganz auf neue Mode, soll ein rar Stück werden. An dieser Einweihung ging es akkurat wie üblich, viel Volk war auf den Beinen, viel wurde geredet, viel geschossen, viel gegessen,

viel getrunken, ſchöne, lange Lieder geſungen, und endlich ging man nach Hauſe, aber viele nicht den grädeſten Weg. In den Grundſtein ward ein prächtiges Kiſtchen gelegt, angefüllt mit allen Gadenetten, die man auftreiben konnte in der Stadt Bern, und die waren gewickelt in die Reden, die über den Dotationshandel gehalten worden waren, und, was das Kurioſeſte war, um die längſte Gadenette war die kürzeſte Rede gewickelt.

Den 4. ſollten Friedensrichter gewählt werden nach einem nagelneuen Geſetz, das vielen vorkam wie eine Mehl . . . . . .
. . . . . An vielen Orten begehrte man daher dieſe neuen Richter nicht, man hatte an den alten genug. An andern Orten mochte man nicht warten, bis man ſie hatte: die Thuner zum Beiſpiel und die Huttwyler. Werden wahrſcheinlich gemeint haben, der ganze Kanton lucge auf ihr Exempel.

In Frankreich wollten ſie etwas beſſere Ordnung einführen mit den Häuſerſteuern. Da gabs Lärm vom Teufel, ging noch ärger, als wenn die Vermögensſteuer in einigen Kantonen beſſer ſollte eingerichtet werden, oder als wenn bei uns die im Tellen verſchlagenen Kapitale alle füreſollten. Potz, da würde mancher brüllen, als ob er der Uriſtier wäre! In Frankreich aber gabs Mord und Totſchlag. Die Behörden kriegten den Durchlauf, und die Nationalgarden führten ſich an einigen Orten auf wie Spitzbuben; als aber der Philipp ſich nicht erſchrecken ließ, da gutete es bald.

In Engeland wählen ſie neue Ratsherren, ſagen dabei einander alle Schande, treiben ſchmähliche Beſtechungen, ſchlagen ſich halb tot, wälzen ſich im Dreck herum, wohl, das mag mir ſaubere Ratsherren geben! Bei uns geht es doch noch ſchöner zu, aber wenn es wahr ſein ſollte, was man von Beſtechungen hie oder dort muckelt und von Fünfunddreißigern, ſo gebührten ſolche ans Halseiſen vors ehrende Publikum.

In Preußen haben ſie noch immer den Narren gefreſſen an ihrem König, und die Breslauer möchten ihn auch gerne haben und

ſchlecken um und um, es macht ſich aber der König eigelich und tut, als ob er ſichs verbeten wollte. So ein Königsſchleck muß herrlich ſein, aber auch köſtlich. Die Berliner haben noch dreiundzwanzigtauſend Taler, die niemand bezahlen will, vom verndrigen Königsſchleck. Breslauer, Breslauer, machts wohlfeiler und denkt a dNachuſt!

In Wien haben ſie eine unſaubere Geſchichte mit einem Freiherrn namens Geymüller, der en gros den Schelm machte, viele tauſend Menſchen um Millionen betrog, und den man dann unter der Hand unter falſchem Namen laufen ließ. Denn in Öſtreich hängt man die Freiherren und andere große Diebe noch nicht, ſondern nur die kleinen. Das kam nun Bern doch über den Magen, und man ſchrie gar wehlich gegen Vorrechte, denn die Berner verloren viel an dem Spitzbuben, und, wo es an den Seckel geht, da hat man ganz ordinari Anſichten und hält viel auf allgemeine Menſchenrechte.

Seltſam aber wurde das zehnjährige Verfaſſungsfeſt im Kanton Bern begangen, und keinem einzigen . . . . . ,
nicht einmal dem Einwohnerverein in Bern kam es in Sinn, auf eine würdige, ehrbare Weiſe dasſelbe zu begehen, zum Beiſpiel zehn heimatloſe Kinder einzubürgern, das erlaubten der Rheinwein, der Toaſtwein und ſechskreuzerige und fünfbatzige Ausgaben nicht. Dieſe Menſchen nehmen die Verfaſſung . . . . . .
. . . . . .

Auguſt.

Heiß ward es und das Korn reif bis in alle Ecken, woran man faſt gezweifelt hatte. Aber es war eine ſehr mittelmäßige Ernte, in England und Rußland ſoll es eine ſchlechte geweſen ſein. Wohl, jetzt wird es den Bäckern wieder der wert ſein, zu leichtes Brod zu backen. In Bern wurden einem einzigen Bäcker 148 Brode fortgenommen, ſo recht! Von ſo etwas hört man auf dem Lande nicht, werden wahrſcheinlich alle Bäcker kauſcher und fromme Männeli ſein.

Der Rat von Biel erkannte einmal, es sollte künftighin immer vierzehn Tage vor einer Brunst Feuerspritzenmusterung sein. Wer es den Bielern sagte, wann der liebe Gott wolle brennen lassen, weiß ich nicht; aber vielleicht haben die Bäcker jemand, der es ihnen vierzehn Tage vorher sagt, wenn es zur Selteni einem Regierungsstatthalter in Sinn kommen werde, fecken zu lassen.

Die Ruhr riß ein. In Sumiswald starben über hundert Personen daran, in Eriswyl ebenfalls. Sie zog sich den Bergseiten nach, trat nicht ins freie Land. Aber schwer ist so eine Haushaltung heimgesucht, in der kein Verdienst mehr ist, achte krank liegen und keine Hand der andern mehr helfen kann. Da hat man Gelegenheit, zu zeigen, ob man ein Christ sei oder was anders.

Zudem sollen an vielen Orten die Käfer schrecklich hausen, und Fürspreche gabs wieder eilf auf einmal. Bhüt is Gott vor der schweren Zeit: ds Land voll Ruhr, Käfer und Fürspreche! Und was fürig Fürspreche! . . . . . .

. . . . . .

Am 9. dieses Monats begegnete im fernen Amerika Schweizern ein schrecklich Unglück. Dort schifften sie auf einem Dampfboot über einen der Seen, die groß wie ein Meer sind. Als es Nacht ward, gingen sie schlafen, träumten vielleicht von der lieben Heimat und hörten die schönen Kühglocken. Da ging das Schiff in Feuer auf. Feuer und Wasser rundum und nirgends Hülfe. Da muß eine fürchterliche Angst die armen Menschen erfaßt haben, als sie erwachten aus den schönen Träumen. Die meisten erstickten, andere verbrannten, andere wollten lieber ertrinken und sprangen in die See. Nur wenige waren noch am Leben, als von weitem her Hülfe kam. So ging dieses Schiff im Feuer unter. Ein anderes Dampfschiff, der „Präsident," der von Amerika nach England fuhr, wird seit dem März vermißt, und kein Mensch weiß, wo er hingekommen; viele meinen, Eisberge hätten ihn zertrümmert, und im Eis und auf dem Eis seien die armen Reisenden umgekommen. Das war auch ein fürchterliches Sterben, aber auch ein fürchterliches Warten wars der armen Leute,

die Vater oder Söhne auf diesem Schiffe hatten, und die wollten nicht kommen, einen Tag um den andern nicht. Und schrecklich muß es sein, nicht zu wissen, wie sie gestorben, oder ob sie vielleicht auf einer wüsten Insel in schrecklicher Not sind und Tag um Tag auf Erlösung harren und immer umsonst.

Und endlich muß ich noch melden, daß mein Kolleg, der Ludi in Bayern, der auch Bücher schreibt, schalus über mich geworden ist und meine „Armennot" verboten hat. Mache er nur, was er kann, deswegen verbiete ich ihm seine Bücher nicht, bin nicht schalus über ihn, er wird deswegen seinen Büchern um nichts besser abkommen, der arme Ludi!

September.

Dieser Monat begann heiß und mit einem Wolkenbruch in Langnau, der bald einen Wirt im Keller ertränkt hätte. Wäre wahrscheinlich der erste Wirt gewesen, der im Keller am Wasser gestorben wäre; am Wein, da ists was anders.

Sonst war der Monat sehr schön, prächtig zum Säen und Erdäpfelausmachen, fleißig spudeten sich die Leute, denn daß frühes Säen gut sei, erlicken die Leute mehr und mehr. Den 24. war ein heftiges Gewitter und den 31. achtzehn Grad Wärme.

Wahrscheinlich wegen der Wärme brachten einige Säububen im Rothrist und zu Zofingen heimkehrenden Tagsatzungsgesandten Katzenmusik. Sind noch nicht aus den Flegeljahren heraus, die. . . .

. . . . . .

Es heißt, es hätten sich neunzig Luzerner verbrüdert, alle Dummheiten und andere Dinge ihrer gegenwärtigen Regierung und deren Mitgliedern in den Zeitungen zu verbrüllen. Das ist mir ein sauberer Bund, das! Wenn man im Kanton Bern auch einen solchen stiften wollte, wo fände man Platz zum Brüllen, und wo käme man hin?

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Während man in Luzern den Casimir Pfyffer vergoldete, zuckte der Regierungsrat von Bern den armen deutschen Lehenmannleni, die den Bistümlern, die zu faul und zu dumm dazu sind, ihr Land verbessern und reiche Herren aus ihnen machen müssen, zum allgemeinen Besten die Zulage an ihre Schulen . . . . . .

. . . . . .

Am Bättag war herrlich Wetter am Himmel, während über die meisten Völker so schwere Donnerwetter hingen. Der liebe Gott wird den Menschen haben zeigen wollen, daß die Gefahren, die über sie hereinhängen, und das Elend, über das sie fluchen, nicht vom Himmel komme, sondern aus dem Staube, den Dünsten und Dämpfen, die sie aus der Erde wühlen oder hauchen aus der eigenen, unreinen Brust. Wie mancher hat wieder den Bättag verschleikt wie der Schulbub die Schule! Wart nur, Bürschli! Willst du den einen Tag nicht, so kommen dir die Jahre, wo der liebe Gott dir in einem Jahre 365 Bußtage ins Haus sendet.

In diesem Monat war sonst alles auf den Beinen. In Böhmen und Schlesien mustern sie, endlich haben die Breslauer ihren König und tun wie dGöhle mit ihm, absonderlich dMeitscheni, und in der Schweiz laufen die Gesellschaften zusammen, nach Bern die Historische, nach Basel die Gemeinnützige, wird am letzten Ort wahrscheinlich gesucht haben, zu der Sorte Kümi zu kommen, die man in Basel hat; wäre nicht dumm. In Basel ist aber noch mehr als Kümi, sind auch noch Manne dort und sonst gute Leute, lassen sich nur nicht gerne den Verstand machen, sondern haben ihn lieber selbst. Ist allweg am kommodsten. Solchen Gesellschaften kann man nachrechnen, was sie kosten, aber nicht, was sie nützen. Sie sind ungefähr, was ein kühles Bad nach einem heißen Sommertag. Man kann nach einem solchen auch nicht sagen: „Um so und so viel gesünder bin ich geworden," oder: „Diesem oder jenem Glied hat es geholfen," aber: „Gwohlet hat es mir, gwohlet!" Und ist das nicht auch etwas wert?

Am schönsten in diesem Monat hat sich der König von Württemberg aufgeführt, der verzog allen seinen Feinden und nicht nur mit

Worten, sondern auch mit der Tat. Das ist brav von ihm. Der wird auch noch glauben, daß ein Gott über ihm ist, und das wird ihm nichts schaden, hier nicht und dort nicht. Sein Volk will ihm einen schönen Namenstag zwegmachen, hat recht, er verdients. An selbem Tage wollen aber die Adeligen nichts mit ihm zu tun haben, selbst den König wollen sie nicht schmöcken, wenn es nach dem Volke schmöckt. Gut so, so weiß man doch, daß die Adeligen in Württemberg noch immer an zweier Gattung Menschen glauben, wo die einen aus Gottes Gnade stammen, die andern aus des Teufels Mutwillen.

Wie sich aber der Kaiser von Rußland aufgeführt hat, das vernimmt man je länger je weniger. Der sperrt sein Reich ab trotz dem Kaiser von China, und wer zum Loch auswill, muß für einen Paß fünfzig Gulden blechen, wenn man ihm nämlich noch einen geben will.

Seinem Schwager, dem König von Preußen, macht diese Absperrung viel Beschwerd, er machte sich daher auf die Füße und wollte lugen, ob da nicht was zu ändern sei. Der Kaiser küßte ihn, als er kam, ließ ihm kücheln und machte ihm ein Bett zweg. Aber sobald der Schwager zu frägeln anfing und auf die Stauden schlug, sagte der Kaiser: „Seh, iß und trink, bis du gnue hesch, und wenn du gnue hesch, su strich dih wider! DrReste geyt dih nüt a. Adie wohl!"

Oktober.

Schön begann der Oktober. In der Nacht vom 2. bis 3. wetterte es wie mitten im Sommer. Der Blitz schlug in Heimiswyl ein und verbrannte ein Haus und zwei Menschen. Darauf windete es fürchterlich, namentlich um England herum. Ach, da ward manches Weib zur Witwe, ihr Mann liegt im nassen Grabe, sie konnte ihm nicht die Augen zudrücken, kein frisches Hemd anziehen auf die letzte Reise. In Frankreich schreien sie wieder, das Wasser laufe ihnen in den Mund; wo halt so viel rauskömmt, muß auch was wieder rein. Auch die Tessiner schrieen wieder mordio von wegen dem Wasser; aber

gäb wie denen der liebe Gott den Kopf waſchen tut, hilft doch alles nichts. Zu dem vielen Waſſer gibt es wenig Wein, ſoll aber gut ſein, ſagen die Welſchen; weiß es nicht, ſagen es alle Jahre. Aber reife Erdbeeren gab es und ſchönes Wetter bis ans Ende.

Auch viel Feuer gab es in dieſem Monat und von allen Sorten. Viele Häuſer brannten, und wie heißt doch der Bengel zu Utzenſtorf, der nicht ab dem Felde wollte, als es in ſeinem Dorfe hinter ihm brannte? So einem ſollte man einen Kühſchlitz in die Ohren machen.

Dann ſollen eine Menge Kinder beim Weiden verbrannt ſein. Die Zeitungen waren ganz gefüllt mit ſolchen Geſchichten. Kurios doch, daß die Kinder alle Tage dümmer werden! Zu meinen Zeiten feuerte man ganz anders als jetzt beim Weiden, von wegen man hatte das Holz beſſer, und doch verbrannte niemand dabei. Und noch kurioſer iſt, daß die Zeitungen ſo mit Kindern ſich abgeben mögen, wo ſie doch zu erzählen hätten von vergifteten Männern, von Weibern, die geſtorben, man weiß nicht, wie, von Geſtochenen, Geſchlagenen, ermordeten Vätern ꝛc. Wahrſcheinlich wird man die Reſultate der Unterſuchungen erwarten wollen. Ade, ade, ade! . .

. . . . . .

Das größte Feuer brannte den 30. in England, da ward das uralte Königsſchloß, der Tower zu London, halb zu Aſche und viele Altertümer damit. Die Engländer müſſen nicht halb ſo witzig ſein, als ſie meinen. In wenig Jahren iſt ihnen die Börſe, das Parlamenthaus, der Tower abgebrannt und konnten nichts dran machen. Da verſteht man es in Bern doch beſſer und weiß dem Feuer Zaum und Zügel anzulegen, abſonderlich in ſteinernen Gebäuden.

Nun gab es auch Feuer anderer Art, von denen die einen ausbrachen, andere aber erſtickt wurden oder ſonſt verglimmten.

In Spanien brach ein neu Muttfeuer aus, denn dort muttet es allenthalben trotz dem neuen Regenten Eſpartero, über den die Meinige ſo verſchieden ſind, daß ſie über eine Bratwurſt nicht ungleicher ſein könnten. Soldaten brachen in den königlichen Palaſt, wollten die junge Königin ſtehlen, kämpften eine ganze Nacht, taten

einander nicht viel, und der Espartero ließ sie so satt machen, bis die Eingebrochenen überwältigt waren. Jetzt metzelt man in ganz Spanien Menschen auf eine schauderhafte Weise, und, je mehr Geld einer hat, um so kürzern Prozeß macht man mit ihm. DsStüdi soll das angerichtet haben; ists wahr, so hat das viel Blut auf seinem lasterhaften Gewissen, die wüste Täsche!

In Belgien sollte der König fortgejagt werden, auf wessen Befehl, weiß man nicht. Die Propaganda gibt einem König schuld, der König der Propaganda; es geht dort auch wie hier, am Mißratenen will niemand schuld sein; hie und da werden die Partien eins und wälzen alles auf die Pfaffen, die Sündenböcke dieser Zeit. Indessen in Belgien hatten sie noch eine Polizei, und diese plauderte nicht in allen Kaffeehäusern aus, was sie vernommen und gesinnet, patsch, griff sie zu und fing die Vögel samt Kanonen und andern schießigen Sachen.

In Amerika war auch ein Mutthaufen und ist noch, brach aber nicht aus, als man es erwartete. Sie wollten nämlich dort einen Engländer hängen, diese hängen sich aber, wie bekanntlich, lieber selbst und lassen sich daher nicht gerne ins Handwerk pfuschen, glauben auch, wenn sie nicht das Monopol behielten, so möchte es bald keine Engeländer mehr geben. Als so die Amerikaner ihnen ins Handwerk greifen wollten, da erhoben die Engeländer einen Lärm vom Teufel, und dsSchätzeli Viktoria vergaß auf einen Augenblick ihre Hunde, mit denen sie auf unverständige Weise drNarr macht, und ließ ins Wasser, nämlich Weidlig einen um den andern, aber nicht dreilädig nur, sondern mit hundertzwanzig Kanonen gespickte. Da gaben die Amerikaner lugg, und nun kann der Engeländer sich selbsten hängen nach Belieben.

Apropos vom Hängen und Engeländern! Die führen sich manchmal auf als die infamsten Sauniggel, und will man sie nach Landesgesetz behandeln, brüllen sie wie die Ochsen, laufen zu ihrem Gesandten und brüllen von Völkerrecht und Weidlige wie dUflät. Und mit Brülle zwängt me öppis hütztutag. So trieb jüngst in Bern einer

ein verruchtes Handwerk, er hätte zeitlebens das Schallenwerk verdient, und wenn ein Vater ihm beide Beine entzweigeschlagen hätte, so wären es noch zwei zu wenig gewesen. Und was geschieht diesem infamen Hund? . . . . . .

Endlich sollte noch etwas brennen und wollte nicht, das Bernervolk nämlich; es sollte Großräte machen unter lauter Blitz und Donner wie vom Berge Sinai herab, blieb aber kaltblütig. . . . . .

. . . . . .

Unterdessen beriet der Regierungsrat ein Geltstagsgesetz, und die Lungenseuche brach aus, aber Gottlob nicht . . . . . .
wahrscheinlich zu Hudelbank, einem in diesem Monat entstandenen Ländchen, wohin das . . . . . .
den Weg am besten weiß. . . . . .
Da sieht man die Fortschritte der Bildung.

November.

Mild und feucht ging der November aus und ein; es waren liebliche, schöne Tage darin, aber wenn man sie am schönsten zu haben glaubte, so kam es am wüstesten, den 16. war ein Schneesturm, wie wir denselben selten hier erleben.

Dagegen geschah etwas, welches wir schon oft erlebt haben. Unverrichteter Sache ging nämlich die Tagsatzung auseinander. Doch geschah selbst hier etwas Neues. Wie nämlich die Nachtbuben einander mit buchigen Scheitern knütteln, so knüttelten sich die Gesandten mit lateinischen Komplimenten und Sentenzen. Herrgott, wo soll das hinaus! Verstehen sie einander deutsch nicht, wie soll das lateinisch gehen und nicht einmal bei Küchenlatein, sondern gar noch bei Tagsatzungslatein! Wie wärs, wenn man den Gesandten in die Instruktionen tun täte, daß sie beim ehrlichen Deutsch bleiben sollten so gut als der Schuster bei seinen Leisten! Wie wärs?

Wohl, da weiß der Kaiser von Rußland sich verständlicher zu machen! Er hat nämlich viele Leute, die lieber Fleisch essen und

Küchlein als Erdäpfel, und damit man ihnen das Essen derselben nicht zumuten könne, unterlassen sie das Pflanzen. Nun, da hat der Kaiser gesagt: „Wer nicht Erdäpfel pflanzen will, der muß Soldat werden oder Schanzen graben, und dann muß er mir fressen, was ich will." Der würde ein ganzer Spitalvogt. Wie wärs, wenn wir den eine Zeitlang auf die Stör nehmen würden! Haben wir nicht eine Menge Leute, die nicht einmal mehr Straßburgerpasteten mögen, nicht einmal Reis mit Trüffeln, geschweige Erdäpfeln, die die ganze Republik im Maul herumtröhlen, daß einem herzangst wird, und sie schon lange geschl . . . . . .

. . . . . .

Wenn nun der Kaiser von Rußland diese einige Monate familiariter

. . . . . .

Und was würde der Kaiser von Rußland zu den dreißig Zugermädchen sagen, die als eine Schützengesellschaft mit Fahne und Sprecher auf den Schießstand zogen und geschossen haben sollen nicht für Spaß? Ich denke, er würde gesagt haben, was mancher Bernerbauer: wenn noch die Mädchen dem Schießen nachlaufen wollen und nicht die Buben nur, so werde es bald nicht manchen Bauer mehr geben, der nicht füruse wursti, und nicht manche Hausfrau, welche einen Halbbatzen wert sei. Daß bocksbärtige, halbwitzige Lümmel Freude haben an solchem Ding, ist begreiflich. Wenn aber ein solcher schreibt, bloß ein fanatischer Priester habe sich an diesem Aufzuge geärgert, so gebührt dem Lümmel die Rute. Es ist doch zu glauben, im Kanton Zug wüßten die Leute auch noch, daß wir einstweilen nicht Amazonen, sondern Hausmütter haben müssen. Kömmt die Not, so wird die rechte Hausmutter eine Heldin, wenn sie auch vorher nie auf dem Schießstand gewesen; das haben die Unterwaldnerinnen gezeigt und andere mehr. „Vetter, wär sFitzen nicht gut dafür?" würde im Bernbiet ein Bauer den andern fragen.

In Engeland kriegte die Viktoria ein Kind und mit demselben die Engeländer einen König und hatten grausame Freude dran. Im Bernbiet kriegte man auch was, man kriegte neue Regierungs-

räte, die man aus alten gemacht hatte, und die Freude darüber war auch gruſam. . . . . .
. . . . . .
Aber viele freuten ſich nicht. Begreiflich! Es iſt doch fatal, wenn man das Botenbrot . . . . . .
. . . . . .

Dezember.

In dieſem Monat, der feucht und mild war, geſchahen drei ſehr bekannte Dinge, es wurden erſtens die Tage alle Tage kürzer; es ging ein Geſetzprojekt den Bach ab wie um die gleiche Zeit vor einem Jahr . . . . . .
ebenfalls eins, das bis dahin noch nicht wieder den Bach aufgekommen. Der Bach, den die Projekte runterfahren, muß tief ſein, es kömmt ſelten wieder eins an Tag. Drittens: Es wollte der bekannte Schelm in der blauen Bluſe im Freiburgbiet einbrechen und kriegte die bekannte Fleiſchſuppe ins Geſicht. Im Freiburgbiet iſts doch kommod, daß die Diebe allemal des Tags kommen in einer blauen Bluſe, und daß man immer, wenn ſie kommen, heiße Fleiſchſuppe zweghat, eine Kelle darin und ein Mädchen dabei. Nimmt mich wunder, ob das andere Jahr um die gleiche Zeit wiederum ein Geſetz den Bach abgeht und ein Schelm Fleiſchſuppe ins Geſicht kriegt. Wenns doch einmal umgekehrt ginge, der Schelm den Bach ab, das Geſetz aber . . . . . kriegte.

Dann geſchahen noch zwei außerordentliche Dinge: In Merligen fand man reife Erdbeeren, und im Großen Rate hat einer vor der wiſſenſchaftlichen Ariſtokratie gewarnt; das ſei auch eine, hat er geſagt. Was er aber eigentlich damit gemeint . . . . . .
Kurz, in dieſem Ausdrucke ſteckt etwas! 's war eine tiefſinnige Redensart, ein Erdbeeri im Winter . . . . . .

Aber noch ein viel ſchöner Erdbeeri im Chriſtmonat wuchs dem Metzger Läufer in Bern zum Maul heraus, der fing nämlich und

sogar in einer Zeitung an lateinisch zu reden. Nein, sage man mir nichts, in Bern muß die Bildung . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Wunderlich ging der Christmonat zu Ende, wandelbar wie die Launen der Menschen, mehr düster als freundlich, schwächlich, ohne irgendeine Kraft. Es regnete ein wenig, es schneite ein wenig, es schien die Sonne ein wenig, nur Kot war viel am Boden und auf den Bergen, wie es wird, wenn von allem ein wenig ist und von nichts was Rechtes. Selbst ein tüchtiger Regen vertreibt den Kot und macht fest den Boden.

Die kürzesten Tage brachten heiterern Himmel, aber auch etwas mehr Schärfe in die Luft. Nordwinde begannen zu streichen, doch vertrieben sie nicht ganz die Südwinde; sie wechselten miteinander, trieben ihr Spiel miteinander, doch ganz manierlich, denn auch die Winde bliesen bald so, bald anders. So mag es, wenn es diesen Tagen nach geht, ein Jahr geben mehr trocken als naß, mehr schön als trüb, aber doch kein ausgezeichnetes.

Schön war es an Weihnachten. Hell ging die Sonne auf, in lieblichem Dufte schwamm die Erde, in ahnungsreichem Hintergrunde dämmerten, halb verhüllt, geheimnisvoll die Berge auf; wurzelnd in der Erde, verloren ihre Häupter im Himmel sich. Dann aber drang aus den tiefern Gründen der Nebel das Land hinauf, strich den Flußbetten nach, strebte die Höhen hinan. Aber sonder Unterlaß kämpfte mit dem Nebel die Sonne, kämpfte mit ihm einen langen Tag sonder Unterlaß. Bald trieb der Nebel seine düstern Wogen hoch an die Berge auf, umwob das Land mit grauer Dämmerung. Dann sprengte die Sonne das luftige Gewölbe, das so dicht schien und eigentlich nichts war, drang auf die Erde nieder, und die Nebelfetzen flohen von dannen, lösten sich auf zu schnellerer Flucht. Die kühnsten sammelten sich erst im dunkeln Grunde wieder und versuchten langsam, vorsichtig von neuem den wilden Kampf. Sie versuchten ihn bis zum Abend; da flohen sie endlich besiegt

dahin, verſanken in die feuchten Gründe, denen ſie entſtiegen waren, und herrlich ging die Sonne unter, und am Himmel ſtand der Mond und leuchtete freundlich und friedlich über die Erde, leuchtete lieblich in gar manches Herz hinein, das nach dem Lichte dürſtet, welches die Nebel vertreibet, welches weiß, daß dieſes Licht vom Himmel ſtammet und nicht aus der Erde. Aus der Erde ſtammen nur die Irrwiſche, dieſe Kinder des Nebels, die locken, aber nicht erhellen, die nicht retten, aber durch Nebel in Moräſte führen; in den Moräſten verſinken zuſammen der lockende Irrwiſch, der gelockte Irrende.

Trocken in Schnee, Nebel und Sonne ging das Jahr unter, ging hin zu ſeinen Brüdern. Angefangen hat es vieles, nichts vollendet.

Begonnen iſt der Kampf mit dem Katholizismus, aus den Neckereien iſt es Kampf geworden, den leugnen nur noch Toren oder Verführer. Die katholiſchen Kräfte entfalten ſich, ihre Poſten waren ſchon lange vorgeſchoben. Wo ſind ſie jetzt, die katholiſchen Kämpfer, welche im Lager der Proteſtanten ſtunden, zum Kampf ſie reizten,

. . . . . .

. . . . . .

Zudem iſt gräßliche Not in Engeland, viel Beängſtigung über denen, die in Fabriken alles ſetzten, Länder damit füllten, und vielleicht gehn die Augen auf und erkennen, daß doch der Ackerbau das wahre Fundament eines Landes iſt, des Fleißes goldener Boden.

In Freiburg iſt Raub, Brand in Baſelland, und im Kanton Bern ſingt man das Neujahr Tag und Nacht vor den Häuſern. Es iſt zwar verboten worden, aber . . . . . .

. . . . . .

So wurde das Jahr 1841 zu Ende geſungen, ſchön und wüſt, beid Weg. Urſache hätten wir gehabt, es zu Ende zu beten. Darf man das eigentlich ſagen oder nicht? Der Herr hat uns wunderbar behütet, gutgemacht mit ſeiner Weisheit unſern Unverſtand, reich geſegnet uns in Haus und Feld über Verdienſt. Darum, wer noch ein Herz zu Gott hat, der danke ihm, der lobe ihn! Denn ſeine Güte währet ewiglich.

Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders.

Das Publikum, welches über die letztjährigen Reisebilder meines Schneiders so bedenklich die Nase gerümpft hat, die einen, weil sie dieselben räschelig fanden, die andern, weil sie ihnen zu ungesalzen vorgekommen, die dritten, weil sie dieselben verpfeffert, die vierten sie zu schneiderlich hielten, kurz, dieses Publikum wird gar nicht begreifen können, wie lange mir die Woche ward, welche zwischen der verheißenen Fortsetzung der denkwürdigen Weltfahrten lag. Es war mir nicht darum, zu vernehmen, wie die Operation mit dem Katzenstiel gelungen, sondern wie mein Schneider aus dem sechsten Weltteil wieder weggekommen.

Kaum hatte ich mich an jenem Sonntag rasiert und meine Sonntagstiefelchen an, so zog ich dem berühmten Kappelenbade zu. Dasselbe liegt in einem der reizendsten Schweizertäler, da hat die Kunst noch nichts verpfuscht: die Kühe brüllen noch akkurat wie vor hundert Jahren, die Matten werden je länger je grüner, der Himmel je länger je blauer, die Käsmilch je länger je besser. Ernste Gesichter machen die Berge, wild schäumen die Bäche, haushoch springen darin die herrlichsten Forellen; Gold führen diese Bäche nicht, aber Weiber, wie es heißt. Der schönste Menschenschlag blüht in diesem Tale. Die Mädchen sind ungewaschen hübscher als in der übrigen Welt gewaschen, sie brauchen nicht mit roten Rettigen die Gesichter zu färben, wie andere tun, die sKührot lieben und es von Natur nicht haben.

Hinten im Tale liegt das berühmte Bad, das kein Kunstbad ist, sondern ein Naturbad. In dieser Beziehung übertrifft es weit alle andern Schweizerbäder, wie berühmt sie auch sein mögen, unendlich. Da ist die Natur noch alles in allem. Wer absitzen will im Freien, muß ins grüne Gras; wer an gutem Trunk sich laben will, muß zum Brunnen; wer gerne gut ißt, muß gut finden, was kommt. Will jemand einen Bademantel, so muß er es zweimal sagen, und will er zwei, so muß er sie bestellen oder warten. Das

Wasser ist ein Wunderwasser, und, je länger man darin liegt, um so nässer wird man, und schon mancher ist ganz lahm hingegangen und sehend wieder heimgekehrt. Da braucht man keine Eisenkugeln, das Wasser gelb zu färben, wie man sie brauchen tut in ..., doch das geht niemand was an, wo man Eisenkugeln brauchen tut.

Dieses Bad wird von der großen Welt nicht gekannt, aber kennt sie es einmal, so werden in der Nähe die Esel teurer werden, als sie jetzt sind, zum Säumen der Fremden.

Es fehlt diesem Tale noch an einem Sänger, und der, welcher den Walfisch so schön besungen hat, fände hier den herrlichsten Naturstoff, Karossen zerstreuten ihn nicht, aber blökende Schafe brächten ihn jeden Augenblick in die rechte Stimmung.

Im Schweiße meines Angesichts kam ich dort oben an, als die table d'hôte aufgehoben war und Leute statt des schwarzen Kaffees mit dem Kuhfleisch sich amüsierten, das ihnen zwischen den Zähnen stak. Eine alte Frau, die nichts zu tun hatte, weil sie keine Zähne mehr besaß, unterhielt die Gesellschaft von der letzten Burgerngsatzig. Da hätte man noch schöne Herren gesehen, sagte sie; da sei keiner gewesen, der nicht einen doppelten Lämpen unter dem Kinn gehabt hätte, die jetzigen alle seien nichts dagegen, sie mahnten sie an nichts als an räudige Mäusenstiele.

Mein Schneider war noch nicht da, und während ich seiner ungeduldig harrte, trank ich einen Schoppen, es styfs Wynli, bei jedem Schluck hat es mich duecht, es stell mir d.Haar bolzgrad uf und stang mir im Buuch zweg wien e gspitzte Bohnestecke. Ich wartete und wartete, schon wollten Füchse und Hasen einander guten Abend sagen — denn hier sind sie noch auf die gute, alte Mode wie die Frauen zu Zofingen, die auch noch um drei Uhr dsKaffee trinken — als ich etwas hinter em Hag hüpfen sah. Zuerst schien es mir eine große Forne zu sein, welche muggi, aber als ich recht die Augen spitzte, war es mein Schneider, welcher inkognito passieren wollte.

Aber ich, nicht faul, fing ihn auf und fragte ihn, ob das Manier

sei. Er aber antwortete mutz und tat puckt, war ein ganz anderer Mensch als vor acht Tagen. Ich dachte, entweder habe die glückliche Kur mit dem Katzenstiel ihn so hochmütig gemacht oder freundliche Blicke von einer Baurentochter. Aber gewohnt, mit solchen Leuten umzugehen und vor puckten Gesichtern nicht alsobald zu erschrecken, nötigte ich ihn mit höflichem Scharwenzel zum Weine. Er wollte lange nicht kommen. Mit einem solchen Dampi, wie ich sei, möge er sich nicht ferner abgeben, sagte er. Vergebens entschuldigte ich mich, daß er mir kein Stillschweigen auferlegt. Einem Halbwitzigen, sagte er, hätte es in Sinn kommen sollen, daß man so wichtige Dinge, wie er mir anvertraut, nicht allen Leuten sage. Er hätte bald seine beste Stör verloren und noch eine und noch eine, ihr Pintenwirt hätte ihm wüst gesagt, ihr Großrat ihm gedroht, dene Donners Schneidern wolle man das Maul verbinden, daß es es hätte, si sölle de wüsse, ob es ihnen anstehe, auf die Regierig z'stichlen; am wüstesten aber hätte Hans Benz beim Fröschweiher getan, der hätte ihn geradezu gefressen, als ob er ein Fröschenbein wäre, wenn seine Tochter ihm nicht zBest geredet hätte. Und nun stichelte mein Schneiderlein wieder auf mich los, als ob er eine Nadel im Maul hätte. Ich hielt alles geduldig aus wie Hiob und dachte, ein Schneider sei doch endlich auch kein Hund, und wenn er sechs Tage die Beine unterm Hintern gehabt und den Kopf auf dem Knie, so sei ihm doch auch erlaubt, am siebenten sich zu strecken und aufzubegehren. Darum unterzog ich mich, ließ noch ein Möckli Käs kommen, noch ein Gütterli vom Styfen, frug ihn sogar, ob er Zuckerwasser liebe. Das rührte am Ende doch den Schneider, und nach und nach wurde sein Herz so weich wie junger Speck.

„Nein," sagte er, „aparti taub bin ich nicht über dich, aber, wenn du wüßtest, was ich habe ausstehen müssen, es wäre dir auch wie mir, du sagtest auch nichts mehr." Darauf sagte ich nichts, ließ aber noch ein Gütterlein kommen, und als man mich frug, ob ich nicht etwa einen Schlämperlig von einer Sau wollte, so sagte ich auch nicht nein; doch frug ich zuerst, ob es etwa eine von denen sei,

welche an der Bräune geſtorben ſeien, und die man hieher dem Buchiberg ſo liebe.

„Ja," ſagte mein Schneider, „wenn du wüßteſt, was ich alles erlebt habe, es tödete dich vor Gwunder, aber kein Brösmeli mehr ſage ich. Die einen haben noch immer größere Grinden als die andern, und was dieſen nicht anſteht, ſoll man nicht ſagen, Verfaſſig hin, Verfaſſig her!" „Ja," ſagte ich, „und die einen haben längere Finger als die andern, und, was die Finger erwiſchen können, das nehmen ſie." „Oh, mit den langen Fingern brauchſt du mir nicht zu kommen!" ſagte mein Schneider, „für die Regierig habe ich noch nie gearbeitet, red meinethalben an einem andern Ort von langen Fingern!" Da gab ich ihm recht und begann auch zu ſchimpfen über die heutige Zeit, wo man nicht mehr reden dürfe, was man wiſſe. Es ſei noch viel ärger als zu Sauls Zeiten, der hätte doch nur im Singen den David etwas ſcheniert, reden hätte er können, was er gewollt.

„Ja," ſagte mein Schneider, „du ſiehſt die Sache auch von der rechten Seite an, und wenn ich es einem ſagte, was ich erlebt habe, ſo wäreſt du es, aber wenn man mir eine Duble auf den Tiſch legte, man brächte kein Wörtchen aus mir." Ja, ſagte ich ihm, ich möchte ihn nicht unglücklich machen, und ich begreife ihn wohl, nur eins hätte ich wiſſen mögen: wie er wieder aus dem ſechſten Weltteile weggekommen und heim, das hätte mich faſt die ganze Woche nicht ſchlafen laſſen.

„Das kann ich dir wohl ſagen," antwortete derſelbe, „das hat nichts zu bedeuten. Die Königin von Saba hatte gerade dort ihren Sohn in der Lehre, für Latin z'lehre, welches dort ſtark getrieben wurde, und von wegen der Einrichtung der Leiſte. Es hat die Königin wunder genommen, ob ſie ihr kommod wären oder nicht. Jetzt war der Prinz auch in ſelber Sitzung, aber weil ich viel näher bei der Türe war als er, ſo kam ich auch viel ſchneller vor das Haus, wo deſſen Staatswagen auf ihn wartete. Dieſer war ganz von Gold, nicht viel größer als bei uns die Kinderwägeli, ſonſt wie ein

anderer Wagen, aber, was das Merkwürdigste dabei gewesen ist, das war das Gespann davor. Das sind zwei Tiere gewesen, aber ganz ungleiche; das eine war dem Elefanten ähnlich, das andere einer Giraffe, beide hatten aber Fecken und doch Beine wie andere Tiere und brauchten bald Fecken, bald Beine, wie es sich ihnen besser schickte. Der Elefant hat zugleich den Diener gemacht, hat am Wagen die Türe auf- und zugemacht und den Prinzen mit dem Rüssel in den Wagen gehoben. Wie nun das so zu der Türe ausgestoben ist wie das Bysenwetter, so sind die Tiere scheu geworden oder sonst sturm. Der Elefant schlengget mich in den Wagen, und wie ich drin bin, hui, gehts davon, es hätte dem Teufel gruset. Er hatte mich in dem Gestürm für den Prinzen genommen, was mich nicht wunder nahm, denn ich glich von Postur dem Prinzen wohl, besonders von hinten und zNacht, und eine Kleidung hatte ich an akkurat wie ein Prinz, jetzt auf den schybigen Baurenstören herum ist es sich mir nicht mehr dr wert. Durch die Stadt ist es über den Boden weggegangen, aber das Fahren im Walfisch waren nur Schneckentänze dagegen. Vor der Stadt fingen sie an die Fecken zu brauchen, und da ging es durch die Luft, es ist mir längs Stück gschmuecht worden. Sie glaubten, es hätte gefehlt in der Stadt, und wollten unversehrt der Mutter den Prinzen wieder bringen, und weil ich vor Staunen und Schrecken keinen Gir auslassen konnte, so kam es ihnen nicht in Sinn, daß sie den Unrechten hätten. Wo ich zu mir selbst kam, ist es mir auch recht gewesen, ich hätte sonst nicht gewußt, wie aus dem vertrackten Weltteil wegkommen.

Als wir ungefähr einen halben Tag gefahren waren, kamen wir in einen grausamen Nebel, man wußte kaum mehr, war es Tag oder Nacht, und gestunken hat er, daß es einem vor den Atem kam. Da gibt es auf einmal einen schrecklichen Ruck, der Giraff fängt an zu brüllen, daß es Sterne ab dem Himmel gesprengt hat, es stellt den Wagen und treibt ihn dann ringsum, daß es fry gsurret und kuttet hat, daß ich gemeint habe, der Kopf fahre mir ab dem Hals,

es wisse kein Mensch, wohin. Endlich sind wir umglyret gsi. Das Fuhrwerk ist stillegestanden, aber der Giraff hat immer mörderlicher brüllet. Als wir den Schaden umsehen konnten, hatte sich der Giraff mit der Spitze eines Flügels gefangen in einer Maschine, die einem Strohstuhl ähnlich sah. Und, wenn du wüßtest, was ich jetzt gesehen habe, du vergäßest das Maul offen, daß man das ganze Emmental und noch das Entlibuch hineinstecken könnte.

Es hat niemand gewußt, wo wir waren, ich nicht und der Elefant nicht, unten ist Nebel gewesen, oben Wolken, und Fetzen hat es geschneit, man wußte nicht, waren es große Hudeln oder lange Schriften. Wo wir so bang und angstvoll uns umgesehen, da sehe ich etwas Heiteri. Ich aus dem Wagen heraus, merke, daß wir auf einem stotzigen Berg sind, und auf die Heiteri zu. Da sehe ich einen großen Spalt, und wie ich die Nase hineinstecke, sehe ich den Berg hohl, fast wie einen feuerspeienden Berg, und tief, tief unten, tiefer als Menschengedanken, sehe ich ein schönes Männelein, ich wußte nicht, war es der Berggeist oder jemand anders. Keine Kutte hat er angehabt, und geschwitzt hat er gruſam. Vor ihm ist eine Maschine gewesen fast wie eine Kaffeemühle, in die hat er allerlei gehen lassen, und mit dem Fuß hat er sie getrieben, allein es hätte niemand es sehen sollen. Aus der Kaffeemühle stäubte es empor, man wußte lange nicht, was es war. Endlich sah man, daß es Kügelein waren oder Bläterlein, akkurat wie Seifenblatern kommen aus kreuzerigen oder Guggisberger Pfeiflene. Und ringsum stunden schöne Manne, und die lächerte es auf den Stockzähnen, die bliesen unter die Bläterlein, gerade wie man auch unter die Seifenblatern bläst, wenn sie aus den Pfeifchen kommen, und die sind aufgelaufen noch viel größer als Seifenblatern, fast wie große Ballen, und es hat mich dünkt, es wäre allerlei darauf zu lesen für die, wo es verstehen könnten. Und die sind aufgefahren neben mir vorbei bis oben unter ein Loch, auf dem, wie mir schien, etwas Unghürigs saß. Es nahm mich wunder, was. Ich kroch vorsichtig den Berg auf, der, wie ich seither vernahm, der Himmelajaberg

heißt, und was sehe ich? Herr Jeses, was? Es ist es schröckligs Luege gsi!

Auf dem Loch hockten ungefähr ein Dutzend grüslich Manne, die hatten große Nebelstecher auf den Köpfen, Brillen auf den Nasen und lange, lange Stangelein in den Händen. Gerade unter die fuhren die Ballen, und diese recketen zuweilen mit einer Hand nach den Ballen und zogen sie zweg, daß sie besser hocken konnten, während ihre Dreizinggen hoch in den Wolken wadelten. Nur hie und da zogen sie dieselben ab, gaben sie einander zu schmöcken, dann verbeugten sie sich gegenseitig und setzten sie stolz wieder auf. Mit den Stangelein guselten sie im Nebel herum und hey allbeinisch dur dBrülle zwüsche de Beine dure abegluegt uf das, woruf si ghocket sy. Wenn sie mit ihren Stangen etwas erguselten, eine Schrift oder einen Hudel, so gaben sie einander es zu schmöcken, und, je mehr es hüdelte, desto besser gefiel es ihnen und warfen es in einen Strohstuhl, deren sie zwei hatten, einen hinten und einen vornen.

Aus dem vordern, da ist es aufgeflogen scharenweis wie Pfyfolter, braune und blaue, und die fingen in den Wolken an zu tanzen und zu singen gar himmlisch, und untenaus lief es wie aus einer Brunnröhre, es ist mir vorkommen, als liefe es lauter Gnad und Liebe. Aber es muß nicht gewesen sein, denn die unten waren im Nebel, schrieen gar grimmig: ‚Hörit, hörit! Stecket drZapfe y! Mir ersufe.‘

In die hintere Maschine warfen sie die Hudeln, trieben sie drin um, dann kamen unten lauter kleine Dinger raus und rollten unter Schreien und Räsonieren den Berg ab, gerade wie ab einem Bettlergring auch eine Laus nach der andern den Rücken abtrohlet. Aber die Läuse können nicht reden, es wäre manchem gar zu unkommod, wenn die Läuse auf dem Kopfe reden oder gar singen könnten und er so zu einer stehenden Truppe käme und sein Kopf ein Opernhaus würde. Die, welche aus der Maschine den Berg abfugelten, machten aber einen verflümerten Lärm, wollten wie-

der den Berg auf, verfluchten ſich hoch und teuer, ſie hätten nicht nur das Recht, da oben auf dem Loch zu hocken ſo gut als die andern, ſondern ſie verſtünden es ganz anders, wüßten zehnmal beſſer im Nebel herumzuguſlen mit den Stanglein und hätten zehnmal feinere Naſen, beſſere Brillen, ſchönere Dreizinke oder Nebelſtecher, aber es half ihnen nichts, ſie mußten alle den Berg runter zu denen, die immer lauter ſchrien, ſie müßten erſaufen, wenn nicht der Zapfen ins Loch käme.

Nur ſo ein gſtabeliges Ketzerli von Kerli hat gar nicht runterwollen. Er war nämlich mit einem ſeiner merkwürdigen Beine in dem Strohſtuhl bhanget und fluchte gar mörderlich, halb oberländiſch, dä vrflucht Giraff ſei ſchuld daran, daß er noch nicht aus der Maſchine ſei, und drSchinder ſoll ne näh (wird wohl!), wenn er dem nicht einen Prozeß anhänge, und er hätte im Sinn, mit Leugne und Lüge, mit Eiden und Zeugniſſen, mit ein paar Buchſtabe mehr oder weniger alle zu gewinnen, wenn er nur einmal ſein vrflucht Bein loshätte, wo ihm ſtecke akkurat wie in einer Falle.

Da iſt vor dem Brüll und dem Prozeß der Giraff gar meiſterlich erſchrocken und tat einen wütenden Ruck, daß er faſt den Strohſtuhl fortgeriſſen hätte, damit ſind wir losgekommen, und davon iſt es wieder gegangen wie der Byswind. Bald ſind wir aus dem Nebel gekommen, dann ins Königreich Saba, wo die Königin von Saba Königin geweſen iſt."

Da ſchwieg mein Schneider und tat einen Schluck, daß es mich duechte, es ſollte ihm nicht bloß ein Bohnenſtecken im Leibe wachſen, ſondern ein ganzer Rebſtock.

Als er endlich abgeſetzt hatte, frug ich ganz unſchuldig: „Saheſt du die Königin?" „Jä," ſagte der Schneider und ſchwieg. „Wie ſah ſie aus?" „Wie ein anderer Menſch." „Was machte ſie?" „Jä, das eben ſage ich einſtweilen noch keinem Menſchen, und wenn es auch kein vernünftiger Menſch hören ſollte wie zum Beiſpiel hier." „Je nun," ſagte ich, „da kann ich nicht helfen. Aber ich wüßte doch nicht, was du zu fürchten hätteſt, wenn du erzählen würdeſt, was

in Saba vorging." „Aparti hätte ich nichts zu fürchten, als daß die Halbe glauben würden, ich stichle auf sie. Aber wenn ich einmal um meine Stören komme oder sonst nicht mehr arbeiten mag, dann muß mir noch Geld eintragen, was ich weiß." „Du bist ein Tropf!" sagte ich ihm, „dafür wird dir niemand viel geben; Geld ist heutzutage mehr als Wissenschaft." „He, was meinst, was würde mir zum Beispiel das Erziehungsdepartement geben, wenn ich ihm erzählen würde, wie die Königin von Saba aus Wirtshäusern Schulhäuser ge . . . . .?", und somit purzelte mein Schneider von der Stabelle hinunter, als wenn eine Kanonenkugel von Ferenberg her ihm den Kopf genommen hätte, und konnte nicht aufhören zu purzeln, solange ich ihm vom Kappelenbad aus nachsehen konnte. Und eine schöne Stimme scholl ihm nach: „Du Donnstigs Stürmi, ich will dih lehre lüge u uverschant Sache säge! Selligs geyt Gottlob hier im Bernbiet noch nicht an!"

Als ich vom Schneider weg dahin sah, wo die Stimme herkam und auch die stattliche Ohrfeige gekommen war, hei, wie lieblich ward es mir da ums Herz! Gleitig sprang ich auf, zog demütigst mein Käppchen, bat, Platz zu nehmen, und verbrachte nun den scharmantesten Abend von der Welt und begriff nun um so besser, wie wohl es einem in einem solchen Naturbad werden kann. Die Sterne waren schon schläfrig, als ich aufbrach.

Vom Schneider aber habe ich seither nichts gehört und großen Kummer um ihn, der Kappelenbach möchte ihn in die Aare geführt haben. Doch soll er bis dato im Rechen zu Aarburg, der nichts durchläßt, nicht einmal einen Schneider, noch nicht gefunden worden sein.

Benz am Weihnachtdonnstag 1825.

„Will Benz heute nichts zMorge?" fragte eine stattliche Frau, eine stattliche Kaffeekanne in der Hand, mit welcher sie über den Tisch wegfuhr, den braunen Segen in die Kacheli gießend mit

festem Arm. Einer hinter dem Tisch, der eben den Löffel am Tischtuch abwischte, sagte, Benz hätte nicht aufwollen, sondern gesagt, er wolle auch einmal sehen, wie Langliegen einem tue. Er hätte sich manchmal verflucht, sagte ein anderer, er wolle am Weihnachtdonnstag auch einmal erfahren, wie es die Bauren hätten. Wenn man das ganze Jahr durch Hung sein müsse, so sei einem doch erlaubt, es an einem Tag zu machen und zu haben wie ein anderer Mensch. „Benz ist immer der gleiche, er wird es noch einmal erfahren, wies kommt dä Weg, aber säge hilft da nicht," sagte gelassen die stattliche Frau.

Endlich erschien Benz unter der Türe und fragte: „Ist der Meister füre?" „Komm und nimm!" sagte die Frau, „unterdessen wird er wohl kommen." „Ho, öppe es Kacheli Kaffee ist mir gleich," sagte er, „aber fresse wott ih nüt, ruchs Brot und Erdöpfelbitzli wott ih hüt nadisch nit." „Mach, wie du willst!" sagte die Frau, „aber du wäreſt noch einmal froh, wenn du immer genug der Gattig hätteſt." „Du brauchſt für mich nicht Kummer zu haben," sagte Benz, „einmal dir werde ich nicht heischen, wenn ich zu wenig habe." „Wer weiß!" sagte die Frau.

Kaum hatte er den letzten Schluck im Hals, so rief Benz: „Seh, drMeister söll cho, ich habe nicht der Zeit, auf ihn zu warten! Sövli strub als man den Lohn verdienen muß, will man ihn dann, wenn die Zeit ume ist." Die Frau hielt es unter ihrer Würde, Benz Kampf zu geben, aber Benz räsonierte fort, bis der Meister kam. Diesem erklärte er alsobald: „Meister, ich will mit dir rechnen, ich habe schon dsTüfels Längi gwartet und habe heute nicht Zeit, den Tag mit Warten z'vrtrybe." „Du wirst wohl warten, bis ich zMorgen gehabt!" sagte der Meister. „Ne, Meister, ih bi pressierte, und es wär mir anständig, wenn ich mein Geld bald hätte. Ich möchte es neue nit zweumal vrdiene, einist mit Werche und das andere Mal mit Warte." „So, Benz, bist du auf diesem Roß obe? Dann bin ich selbst froh, wenn du bald gehst, und kurzi Haar sind bald bürstet." „Sie sind mir ebenrecht läng," sagte Benz. „Mach

du nur, daß du nicht verschießest!" Und seine Pfeife stopfend, sah er dem Meister zu, wie der aus dem Kalender zusammenrechnete.

„Siebenzig Batzen bleiben dir noch von den fünfundzwanzig Kronen, welche ich dir versprochen habe." „He, wenn du recht luegst, su wird es wohl mehr sein," sagte Benz. „Rechne selbst," sagte der Meister, „und vergiß nicht, daß ich dir noch Tuch für ein Hemd anrechnen könnte, das man dir zu viel hat machen lassen!" Er möge nicht branzen, sagte Benz, nahm die zwei Fünfunddreißiger und brummte im Herausgehen: „Emel um ene Duble het mih dä ... bschisse, aber was soll ich mit ihm anfangen?" Benz hatte nie gewußt, daß dreimal acht vierundzwanzig machen, und ganz vergessen, wie manchmal er Geld eingezogen, und aufmachen hätte er es auch nicht können.

Im Gaden zäumte er sich vollends auf; dann kam er herunter, stellte sich unter die Küchentüre und sagte zur Meisterfrau: „Adie wohl u zürn nüt!" „Benz, du kommst doch wieder und neujahrest mit uns," sagte diese, „wie es öppe drBruuch ist?" „Chum," sagte Benz. „Ich weiß neue afe, wie viel Eier und welcher Gattig Mehl Ihr in die Neujahrringe nehmet, es nimmt mich wunder, wie sie sie an einem andern Orte machen." „So gang!" sagte die Meisterfrau, „es wird dir an einem andern Orte gehen wie hier." „Das ist z'erfahre," sagte Benz und marschierte Burgdorf zu, den Hut auf der Seite, den Kopf vorgestreckt wie ein Stier, der durch einen Krishaufen will, die Hände verwerfend, daß sie ihm zu beiden Seiten in den Dornhägen hängen blieben.

Als er auf die große Straße kam, hatte er Platz für seine Hände, aber erst jetzt kam ihm die Täubi so recht an. Benz marschierte zmitts auf der Straße wie ein Preuß und meinte, heute könne er gehen, wo er wolle, es hätte ihm kein ... etwas zu befehlen. Da kamen allgemach die Künge angefahren mit ihren raschen Rossen, und die Rosse merkten nicht, daß Benz siebzig Batzen im Sack hatte und heute den Herrn machen wollte; sie fuhren wie gewohnt zmitts durch drauflos, und wann sie endlich Benz mit der Nase

an den Rücken ſtüpften, ſo mußte der um ſeines Lebens willen auf die Seite. Aber gräßliche Stöcke tröhlte er ab, daß man nicht einmal heute auf der Straße ſicher ſei vor denen Knechtliſchindern. Denen Dorfmunine wolle er nicht Platz machen bis ga Burdlef abe, er wolle es denen aber noch einmal eintreiben, er ſei dann auch noch da. Er ſchwenkte in die Burgergaſſe ein, da plagten ihn keine Roſſe. Bäurinnen mit Ankenkörblene gingen vor ihm her, an denen ließ er ſeinen Zorn aus. Er plötſchte durch ſie hindurch wie eine Stückkugel, müpfte hier eine, dort eine, daß ſie ſich des Gräbleins kaum erwehren konnten, und wenn ihm ein „Donner!“ oder ein „Lümmel!“ nachkam, ſo ſah er ſpöttiſch zurück und hängte ihnen einen Schlemperlig an.

Als er auf den Viehmarkt kam, ſah er in der Nähe des Waſchhauſes Weiber, welche Wecken feilhatten und Lebkuchen, und vielleicht fehlte es ihnen auch an einem Trunk nicht, wenn die Rechten nach ihm fragten und die Lätzen es nicht ſahen. Dort ſtellte ſich Benz mitts in den Weg, ſtützte ſein Hinter auf den Stecken und ſchaute ſich die Herrlichkeiten in der Weiber Körbe an. Es werweiſete mit ihm, ob er hier zugreifen wolle oder warten bis ins Rütſchelngäßli, wo er einſt für fünfzehn Batzen Küchli verſorget hatte. Die waren gut geweſen, er hatte die Chuſt noch immer im Maul. Endlich konnte er nicht widerſtehn, griff mit beiden Händen in einen Korb hinein, faßte mit der einen einen batzigen Lebkuchen, mit der andern einen batzigen Wecken und biß nun, mit dem Hintern auf dem Stecken, allen Leuten im Wege, kehrum und tapfer bald in den Lebkuchen, bald in den Wecken. Das ſei ein anderes Freſſen, als die Burenhüng eim darſtelle, wo längs Stück nicht einmal der Hung es freſſen möge, ſondern es mit dem Bauer und der Bäurin im Hinterſtübli hätte. Als er fertig war, griff er ſtillſchweigend und zweihändig noch einmal in den Korb, biß wiederum herzhaft von einer Hand zur andern, bis er zum dritten Male die dritte Portion herausholte.

Unterdeſſen war er allen, welche die Burgergaſſe herunter-

kamen, im Wege, und Bauer und Bäurin mußten um ihn herum durch den Kot, taten es auch stillschweigend, übersahen sein boshaft Zäpfeln, denn es war unter ihrer Würde, mit einem Knechtlein Händel anzufangen. Eine Herrenmagd aber mit einem Korb am Arme mochte dies nicht ertragen, besaß die erhabene Ruhe nicht, die über einen solchen Lümmel sich wegsetzt; sie stüpfte Benz den Stecken unterm Hintern weg und reckte ihm noch eins mit dem Ellbogen. Benz verlor das Gleichgewicht, wäre bald im Dreck gesessen, ließ den Lebkuchen hineinfallen, als er nach dem Stecken griff, um fluchend auf die Täterin loszufahren. Diese aber war längst im Gedränge entschwunden, und Lachen und Hohn war rings um ihn herum, besonders aus einer mutwilligen Bubenschar, die schon lange über Benz gespottet hatte.

Benz verlor den Kopf, schlug mit dem Stecken nach den Buben und wollte der Täterin nach. Aber so verstund das die Weckenfrau nicht, faßte Benz beim Kuttenfecken und forderte sechs Batzen. Benz wollte sich losreißen, wollte schlagen, aber die Frau war nicht erschrocken. Die Buben brüllten laut auf in wilder Lust. Da zeigte sich ein Landjäger und ließ seine martialische Stimme erschallen. Da sah Benz, daß er nicht entrinnen könne, und warf der Weckenfrau vier Batzen hin. Die aber wollte sechs Batzen, und die Buben brüllten, emel für zehn hätte er gefressen, mit einem solchen Maul fresse man nicht bloß für sechs Batzen in einer Stunde, er hätte ja Lebkuchen und Wecken zusammen abegwauschtet wie die Oberländer magern und feiste Käs. Der Landjäger sagte kuraschiert: „Seh, zahl und mach, daß es Platz gibt, sonst mußt du ins Schloß!“ Da warf Benz voll Täube zwei Batzen der Frau dar und schoß wie ein junges Muneli davon, mit dem Stecken nach den jubelnden Buben schlagend, und hoch auf von seinen zornigen Füßen spritzte ihm am Rücken der Kot.

So lief er fluchend, schlagend, spritzend das Rütschelengäßlein auf und hatte gute Lust, mit Küchlene es noch einmal zu probieren, wie viel er möge. Da faßte ihn plötzlich nahe beim Schloß-

gäßlein eine Hand am Gilet, und eine Stimme rief: „Seh du, chaſt nit umeluege, we me dr brüllet! Ih wott jetz einiſt my Chram ha, wo du mir ſchon mängiſt verſproche heſt.“ Aber Benz war nicht in der Laune zum Chramen. „Hürmehi (gegenwärtig) kramen die Mädchen den Buben,“ ſagte er, „und wenn du mir einen Lumpen krameſt, ich mangle einen, ſo will ich dir eine Halbe zahlen dort in Schläflisſtübli.“ Das geſchah alſo. Das Mädchen krametc, und Hand in Hand wanderten ſie in Schläflisſtübli.

Dort war es voll wie üblich. Aber Benz ſchenierte ſich nicht, ſetzte ſich unten auf eine Bank, drückte und ſchob die Leute zuſammen, bis ſein Meitſchi neben ihm Platz hatte; je mehr die andern brummten, deſto mehr lächerte es ihn, das war ſo ſeine Höflichkeit. Er befahl eine Halbe Roten, aber vom beſſern. Als die kam, fragte er ſein Meitſchi: „Maſt Tee?“ Es ſei ihm gleich, meinte dieſes. Benz fühlte ſich da herrenwohl, und Roten und Tee vor ſich kam er ſich vor wie Hans oben im Dorf. Wenn ein Bekannter und beſonders ein vornehmer Bauer oder eine vornehme Bäurin hereinkam, ſo brachte er es ihnen. „Seh, Anne Bäbi, ſeh, Hans, es gilt dr!“ Hans oder Anne Bäbi ſagten: „Bis ume rühyig! Es chunnt nr o.“ „Du wirſt doch öppe nit z'fürnehm ſy, mr Beſcheid z'tue, du wirſt doch öppe o e Mönſch ſy wien e angere.“ Die meiſten, um des Zankes los zu ſein, taten ein klein Schlücklein und ſtellten das Glas wieder hin. Das nahm Benz übel und ſchrie: „Mach es früſches! Du meinſt ume, ih vrmög nit, e Halbi z'zahle. Wohl, bim ..., ih vermags ſo gut als mänge Bureſohn, bim ...!“

So tat Benz, als ob ihm die Dublone Jung hätten im Sack, borgete dem Wein nicht, werchete ſich aber nach und nach in den alten Ärger über die ... Burehüng, ſo daß, als ſein Mädchen ſagte, es duechs, es möchte neuis eſſen, Benz ſagte: „Nei nadiſch, es iſch mr da erleidet, und e ganze Tag a eim Plätz hocke wott ih hüt nit, ih wott wyters. Seh, Meitſchi, was ſy mr ſchuldi?“ „He, vier Halbene Zwölfbatzigen und zwei Kännli Tee. Das macht zuſammen

neunundzwanzig Batzen." „Was, bim ..., nume zwo hey mr gha!" „Nein, Benz," sagte sein Mädchen, „besinne dich! Viermal haben sie uns gebracht." „So kannst du zwei zahle, wenn du es doch witt ghebt ha, du hest so vil gsoffe als ih. Seh, mach füre!" „Oh, öppe eine Halbe ist mr gleich," sagte das Mädchen kleinlaut. „Was, eine Halbi! Zwei mußt zahle, hest ghört!" „Du hast mich geheißen, Benz, zum Wein zu kommen." „Heig ih dih gheiße oder nit, su chast du helfe zahle, und bsungerbar weil dus o mit em Stubemeitli hest und mih witt helfe bschyße. Wottst füremache oder nit, hest ghört!" Das Meitschi weinte fast: einen Lumpen gezahlt, jetzt noch zwei Halbene und dazu noch zu Gast zu sein! Indessen ein Benz an der Seite ist auch was wert! Als sie hinausgingen, sagte das Stubenmädchen: „Chömmit bald meh!" „Blas du mir is Füdle, du Zyberligränne!" antwortete Benz.

Draußen fragte das Meitschi: „Wo wey mir hi, zum ‚Bäre' oder zur ‚Krone'? Si tanze a beide Orte." „Blas mr is Füdle und ghey du, wo du witt! Ih gange, wo ih will," sagte Benz und schob sich weiters. Verblüfft sah das Meitschi ihm nach wie ein Bub dem Vogel, den er in der Hand hatte, und der nun entronnen übers Dach fliegt.

Mit unerkanntem Ellbogen drückte sich Benz unter dem Zeitglocken durch, überrannte vor dem „Bären" beinahe einen vierschrötigen Garnhändler, polterte durch den Gang die Treppe auf und stampfte in die Gaststube. In Schläflisstübli hatte er es allen gebracht, hier sollten es ihm alle bringen, so meinte er. Er trappte langsam den Tischen nach, fand aber niemand schnitzig. Aber Benz war nicht schüch, vor jedem bekannten Gesichte stund er still und ging nicht fort, bis man es ihm gebracht hatte. Dann machte er ohne Komplimente ein frisches. Es sei nicht mehr dr wert, abzusetzen, sagte er, die ... Schelme von Wirte hätten immer kleinere Gläser und kleinere Guttern. So stopfete er herum, bis der Wirt ihm sagte, entweder solle er an einem Orte sich zuchela oder fort; so sei er drWirtschaft immer vor den Füßen, sie könne seinetwegen nicht durch.

„Blas mir is Fůdle!" ſagte Benz, „du haſt mir nichts zu befehlen; ſtopfe ich oder ſtopfe ich nicht, es geht dich nichts an!"

Da ſah er, wo die Leute am dickſten ſaßen, einen Bekannten, der Wein und Fleiſch vor ſich hatte. Hier drückte er ſein linkes Bein über den Stuhl hinein, zwängte das rechte nach, drückte mit dem Ellbogen ein Loch, ſteckte den Stecken zwiſchen die Beine, ſagte zu ſeinem Bekannten: „Seh, was heſch?", griff mit blanker Fauſt von deſſen Teller ein Stück Fleiſch, ſtieß es ins Maul und ſagte, er dăich, er wells grad acheſchwäiche, und trank ihm ſein Glas aus. „Seh, willſt du auch was?" fragte das Stubenmeitli. „Das geht dich nichts an, blas mir is Fůdle!" antwortete Benz. „Wohl, das geht mich an!" antwortete dieſes. „Wenn du nichts willſt, ſo kannſt du draußen auf der Gaſſe auch ſein und brauchſt nicht andern Leuten den Platz zu verſchlagen." „Blas mr!" ſagte Benz. „So rufe ich den Wirt." „So bring mr neuis!" „Was ſoll ich bringe?" fragte das Stubenmeitli. „Emel nit Dreck, du Kuh!" antwortete Benz, „Wy und öppis z'freſſe!"

Es kam dünner Wein, ledernes Fleiſch ſamt Brot; wer nicht manierlich iſt mit den Stubenmeitlene, der muß es immer büßen. Benz ſagte, er ſaufe heute nicht weißen Wein und freſſe nicht Brot, er wolle roten und Wecken. „Du hätteſt drWyl gehabt, das gleich zu ſagen," ſagte das Stubenmeitli, „wegen einem ſolchen Fülli lauft man heute nicht manchmal zweimal." „Blas mr is Fůdle!" antwortete Benz. Während er aß, ſah er über den Tiſch weg Voreſſen, Braten, Schweinigs, Salat, Kuchen ꝛc. Was ſeine Augen ſahen, begehrte der Mund, und alle Augenblicke rief er: „Seh du, ghörſt aber nůt, du Heuſtüffel, ſeh, bring mr o vo ăym und vo der Ruſtig, wo diſe het!", alles durcheinander, ärger als e Weltſch.

Als nach und nach der Mund nicht mehr mochte, trieb er ein frevelhaft Spiel mit den Speiſen. Er rührte mit den Fingern darin herum, warf nach den Hunden, warf Tiſch auf, Tiſch ab den Leuten auf die Teller, ja nach Bekannten an andern Tiſchen, kurz, er machte den Lůmmel auf die ekelhafteſte Weiſe, ſo daß er den Leu-

ten erleidete und sie dem Wirte verdeuteten, sie hätten genug von ihm.

„Los, Bürschli, schaff du jetzt afange ab!" sagte der Wirt, „du bist den Leuten nicht mehr anständig." „Blas mr!" sagte Benz, „es ist mir noch lange wohl da." „Sygs oder sygs nit, so schaff du jetzt ab und mache andern auch Platz!" „Blas mr!" sagte Benz. „Nein, das will ich nicht," sagte der Wirt, „aber du wirst kein Geld haben und geben wollen, wenn es niemand sieht." „Was, kein Geld, einmal mehr als du, du Lumpewirtli du!" „He, wann du Geld hast, warum zahlst du dann nicht?" „Du hast mir ja noch gar nicht gesagt, was ich dir schuldig bin, du Wymuni du!" „Gib afange dreiundzwanzig Batzen, so wird es viel daran machen." „Was, du ... Schelm, was, dreiundzwanzig Batzen? Nicht zehn geb ich dir." „Mach, was du willst!" sagte der Wirt, „entweder zahlst du, oder ich lasse den Landjäger kommen, ich will dir dann den Schelm eintreiben." Unter gräßlichen Flüchen, er hätte ja nichts gehabt als um einen Batzen ghaarigs Fleisch und ein Schoppen Wein, den er den Rossen unterm Stiel gfasset hätte, zahlte Benz. Als der Wirt den letzten Batzen hatte, sagte er: „Jetz streich dich, sonst kömmst du unsauber weg! Wenn man mit jedem so viel zu tun hätte, so möchte man des Tages kein Dutzend gferggen, und die andern müßten warten."

Endlich verließ Benz seinen Platz, aber zur Tür aus konnte er nicht, stopfete in der Gaststube herum, fluchte vor jeder Üerti über das Schelmenhaus, hockete verkehrt auf einen Stuhl, streckte Stecken und Bein in die Stube hinaus und wollte ein Meitschi karisieren, das ein anderer zu Gast hielt. Der Bursche sah mit scheelen Augen ihn an, langsam stieg des Zornes Flamme auf, ein Stubenmädchen stolperte über seine Füße, schrie laut auf; da brannte das Feuer im Wirte auf, und Benz flog zur Stube aus die Stege runter, als ob er nie gestanden wäre.

Unten fluchte er mörderlich, man hätte ihm Kappe und Stecken gestohlen, und er hole sie dr ... nicht. Sie wurden ihm hinuntergeworfen. Da verfluchte er sich noch ärger, er hebe sie nicht auf, die

Kappe habe man ihm ab dem Kopf geschlagen, jetzt könne man sie ihm wieder auflegen. Da kam Mädi, das Meitschi, mit dem er in Schläflisstübli getrunken, und das ihm geduldig gewartet hatte, legte ihm die Kappe auf, gab ihm den Stecken in die Hand und sagte: „Chumm, Benz! Es sy wüste Leut da." „Blas mr!" sagte Benz, tröhlte noch einige ab, stolperte doch endlich breitbeinig und fluchend zum Hause hinaus. Draußen fragte ihn Mädi: „Wo wollen wir jetzt hin?" „Blas mr is Füdle," sagte Benz, „und ghey du, wo du witt!" Mädi nahms nicht übel, trappete Benz nach, half ihm schimpfen, erzählte, wie es ihm bei der „Krone" fast nicht besser ergangen, und wie man in dem Burdlef des Lebens fast nicht mehr sicher sei.

So zottelten sie zusammen durch Dicks und Dünns bis zum nächsten Wirtshause, wo Geigen und Brüllen ihnen entgegentönten. Benz dagegen zu, Mädi ungeheißen ihm nach. Droben tanzten sie lustig im Scheine zweier mageren Kerzen, schräg auf dem Kopf die Hüte, die Pfeife im Maul, munter gings über den höckerichten Boden weg, und fleißig kratzten zwei magere Geiger auf zwei verrosteten Geigen, daß es in allen Ecken und an allen Wänden girte und garte. Da riß es Benz hinein in des Tanzes Wirbel: er schleift Mädi bei der Hand, schwenkt den Arm, krümmt die Beine, schlengget die Achseln und setzt endlich mit mächtigem Schwunge zum Tanze an. Da macht Benzes Absatz mit einem Hoger am Boden zärtliche Bekanntschaft, will nicht weiter. Benz will an Mädi sich halten, und beide kugelten dahin, daß man lange nicht mehr weiß, was oben und was unten ist. Hoch auf stob der Staub, wildes Gelächter krachte an den Wänden, und Benz las mit Mühe sich Pfeife und Hut zusammen, fluchte über den Boden und Mädi, das nichts könne, hinkte zum Schenktisch und Mädi getreulich ihm nach.

Benz forderte eine Halbe Roten, und Mädi half ihm trinken, als ob sich das von selbst verstünde, aß die zwei aufgestellten Wecken unvermerkt weg und nahm auch von der zweiten Halbe so viel, als Benz ihm geben wollte. Bei allem Trinken wohlete es Benz nicht, das

immerwährende Auslachen ärgerte ihn, und Mädi sagte, es werde wohl finster, und es sei noch einen Platz bis heim. „So schaff ab!" sagte Benz, „und mir wey furt." „Das wäre mir lustig," sagte das resolute Stubenmädchen, „wenn afange die Meitscheni den Buben Wein zahlen sollten! Du hast den Wein kommen heißen, und du zahlst! Bis nit e Uflat!" Er begehrte auf, und Mädi sagte nicht viel dazu, bis Benz endlich zahlte, aber in Grimm und Zorn und unter Blitz und Donner.

So, voll Tücke im Herzen, den Hut auf dem Ohr, die Pfeife im Maul, protzte Benz auf, konnte sich aber nicht enthalten, im Herausgehen einem Tänzer den Fuß vorzuhalten. Dieser stürzte samt seiner Tänzerin, und Benz war dumm genug, stehen zu bleiben und zu lachen. Im Satz sprang der Gefallene auf, auf Benz los, schlug ihn an die Wand, daß Hut und Pfeife dahinflogen, dann mit ihm zur Türe aus, die Stege ab zum Hause hinaus auf die Straße. Alles im Hui, und Benz lag blutend im Schnee, ehe er sich besinnen konnte, was es gebe. Dort lag er fluchend, blutend, trunken im Schnee, bis Mädi nachkam mit Hut, Pfeife, Stecken, ihn aufstellte, abwusch und endlich auf den Weg und in Gang brachte.

Nun erst war Benz recht unwirsch, schlug mit dem Stecken rechts und links, speute Gift und Galle über alle Wirte, über die ganze Welt, und endlich kehrte sich sein Zorn gegen Mädi, verwünschte es, wollte es schlagen, sagte ihm, es solle ihm is Füdle blasen, ihn ruhig lassen, keinen Tritt mehr den gleichen Weg kommen. Da begann Zorn und Wein auch in Mädi zu sprechen. Es wollte, es hätte ihn nie gesehen, son e wüste Hung, wie er sei, gebe es nicht. Es sei wohl ein Göhl, daß es so ein gutes Herz hätte, und wenn es nicht ein Göhl wäre, so säße es jetzt in der „Krone" neben einem Bauernsohn. Aber es wolle ein ander Mal nicht ein Narr sein, mit so einem wüsten Hung gehe es sein Lebtag nicht mehr heim. „Wer het dih gheiße, du Täsche?" sagte Benz, „hock du meinethalben, neben wen du willst, aber e selligi mangle ich nicht bei mir, ich kann alleine gehen." „Mr ist nume e Narr," sagte Mädi, „we me es guts Herz het." „Ih schyße uf

dys Herz," sagte Benz, „es isch cy ... wie di anger." „Du lügst!" sagte Mädi. „Oder hat dir auch schon eine so viel angehängt und so manches Hemd gewaschen, wenn es Tanzsonntag gewesen ist und du kein sauberes gehabt hast? Sags, wenn du darfst! Hat dir auch schon eine so viel getan wie ich und dir aufgetan, wenn du gekommen bist?" „Blas mr is Füdle!" sagte Benz und steuerte gegen eine erleuchtete Fensterreihe zu, woher Lärm und Licht ihnen entgegenströmten. „Gang nit da hinein!" sagte Mädi, „komm jetzt, wir wollen heim!" „Blas mr is Füdle und gang, wennd witt, aber ungesse wott ih hüt nit hey!" „Du mußt auch etwas haben, wenn du mit mir kommst," sagte Mädi. „Ich habe noch sieben oder acht Habküchli unter meinem Dackbett, die ich gestern beim Küchlen erwitscht habe." „Ih schyße dr druf!" sagte Benz, ging die Stege auf und Mädi nach. Wenn alles müsse vrfresse sein, dachte es, so wolle es auch etwas davon. Warmes hatte es heute noch nichts gehabt, war allenthalben nebefürcho, und Geld hatte es keinen Kreuzer mehr im Sack. Den letzten hatte es vergänggelet; auch ließ es Benz nicht gerne aus den Augen, bis es ihn hatte, wo es ihn haben wollte.

Droben stotzete Benz unter der Türe, sah mit gläsernen Augen, ob es ihm niemand bringen wolle, und wo er am besten abhocken könne. Niemand achtete sich seiner, es waren alles gesessene Leute, die sich wohlsein ließen. Endlich hieß sie der Wirt von der Türe weggehen und zeigte ihnen Platz zum Sitzen. „Blas mr is Füdle!" sagte Benz, „ih ha dWehli, z'stah, wo ih will." Indessen setzte er sich endlich und Mädi neben ihm. „Das ist mir doch e ... Lumpewirtschaft!" sagte Benz, „da hocken ih scho e halbe Tag, und niemer bringt nüt." „Du mußt doch zuerst befehlen!" sagte der Wirt, „was willst?" „Öppis Warms und e Schoppe!" Man brachte eine Halbe, zwei Gläser, zwei Teller ꝛc. „Was mangle ich da für zwei?" sagte Benz, „und de han ih nume e Schoppe bifohle." „He, du wirst doch das Meitschi, das du mitgebracht hast, nicht wollen zusehen lassen, wie du issest?" sagte der Wirt und ging. „Das ist afe e Bruuch," sagte Benz, „ih zahl bim ... nume für mih." Unterdessen griff Mädi handlich

zu, und man sah es ihm von weitem an, wie das warme Essen ihm wohltat.

Benz begehrte schrecklich auf über seine Geschichte auf dem Tanzboden und erzählte, wie er es dem Wirt und dene ... Burensöhnchen machen wolle. Unglücklicherweise saßen Leute um ihn herum, die ihre Freude an ihm hatten, er sollte ihr Narr sein. Die einen hielten es mit ihm, die andern widerredeten ihm, so redete Benz sich in immer größeren Zorn, begann wieder das Essen zu verwüsten, Glas zu zerbrechen und zu werfen, einzelne und die ganze Gesellschaft zu schelten, daß vermahnt wurde und Denkwein gebracht. Und wenn Mädi abwehren wollte, so zog Benz auf und sagte: „Wottsch e ... uf dys Redloch, daß du meinst, mi schieß dr e Kilchturm dry?" Er ward immer völler, und wenn er nicht mit Wecken und Lebkuchen einen so guten Grund gelegt hätte, so hätte er längst kein Glied mehr machen können, und tat immer wüster.

Endlich hieß ihn der Wirt zahlen und gehen. Da begann Benz seinen alten Spektakel und wollte nicht. Mädi sollte zahlen, und als der Wirt sagte, er nehme von Meitschene kein Geld und nur von denen, die befohlen, sagte Benz ihm die anzüglichste Schande. Erst als er hörte, daß seine ganze Schuld, Üerti, Glas, Teller, die er verschlagen, und Denkwein sich auf sechzig Batzen belaufe, da fluchte er, daß das Haus zitterte, schlug den Rest der wenigen Batzen auf den Tisch und sagte oberarm drein, er gebe keinen Kreuzer mehr, er hätte nicht mehr, und wollte fort. Aber jetzt ließ man ihn nicht, niemand wollte für ihn gutsprechen. Alles hatte seine Freude am Spektakel, und mit der größten Burgerlust zog man ihm endlich die Kutte aus zum Einsatz. Mädi wollte mit Reden für Benz in Riß stehen, aber es trug nichts ab. „Schweig oder zahl!" sagte man ihm. Indessen belferte Mädi treulich fort, gleichsam das kleine Geschütz zu Benzens grobem, wollte ihm helfen, als man ihn ohne Kutte zum Haus hinaus die Treppe hinunterschob. Drunten waren sie nun, ohne Geld, ohne Kutte, Benz halb besinnungslos in gräßlichstem Zustande, gemischt aus Zorn und Jammer und Trunkenheit, nichts hatte er

mehr als ein halbvolles Meitli neben sich. Das half ihm, wohin er wollte.

Ohne Geld, ohne Kutte konnte Benz am folgenden Morgen beim neuen Meister anstehen, und was ihm noch wartete, wußte er nicht.

Das war der Weihnachtsdonnstag 1825.

Der Weihnachtdonnstag 1841.

Ein kleines Häuschen stand in einer Waldecke fast wie ein Dieb, ehe er ans Einbrechen geht, in einer Hausecke. Finster war es drin und drum, und ihrer zwei traten aus dem Walde dagegen zu, einen Schlitten hinter sich. „Sieh doch," sagte der größere, „die ... Blättere hat noch nicht gefeuert, ist nicht einmal auf, wohl, dere will ich dsMayeli singe!" Ins Geißenställi unters Laub bargen sie den Schlitten, machten sich ins Stübchen, und plötzlich war es da lebendig. Ein Walken begann, ein Gebrüll erscholl: „Herr Jeses, Herr Jeses, my Gring, wottsch mih la sy, wottsch mih la goh, wottsch höre! Uy, uy, du Unflat!" Wie ein Echo brüllte es in allen Ecken, und Köpfe tauchten aus Hudeln auf, und ringsum wards lebendig. Und wie in Regen und Sturm der Donner, so brüllte in das Gekreisch hinein eine wilde Stimme: „Wottsch uf, du fuli Moore, und ga zMorge mache, ih will dr zeigen, ob du bis zMittag lige sollst, wenn ih zMittinacht ufmuß! Wottsch höre brülle, oder ih vrschla dr dsMul, daß es dyr Lebtig nimme ufbringst!" „Wottsch mih la goh, wottsch mih la sy! Mürder! Mürder!" „Wottsch dsMüetti la sy, la gah!" kreischte hier eine Stimme, dort eine. Während sich Benz gegen diese wandte, rutschete Mädi aus dem Bette, kroch heulend und fluchend, es wolle noch heute zum Statthalter und ihm anzeigen, wie Benz mit ihm umgehe, in die Kleider. „Gehe du nur!" brüllte Benz, „das ist mir gerade recht, ich will ihm dann sagen, wie du hingerrücks geyst ga Schulde mache, du ... Täsche!" und streckte Mädi noch einige tüchtige ab. Da kreischte Mädi aufs neue auf: „Hör! Du bist doch dr wüsteſt Hung! Das ist doch noch nie erlebt worde, daß e

Ma d Frau prügelt vor Tag, und weißt doch, wien i zweg bi." „Warum gehst und machst Schulden!" brüllte Benz. „Das ist erheyt und erloge!" brüllte Mädi. „Wottsch du noch leugnen?" brüllte Benz und streckte wieder einige ab. „Wottsch höre, du Mürder, du Lügner, du Schelm!" so schrie Mädi. „Wottsch bikenne! Wottsch schwyge, soll dr dnGring abschrüße?" schrie Benz. Nach diesen Präliminarien kam man endlich zum Feuern, zum Essen von weißen Erdäpfelbitzli, zum Trinken von blauem Kaffee und zu Erklärungen.

Der Bärtler im Graben hatte nämlich bei Benz ein Schindeltannli bestellt gehabt und Benz es diese Nacht geliefert. Benz hatte zwar keinen Wald, aber der Bärtler ein böses Dach. Schindeln zu kaufen, reute ihn das Geld, und ein Tannli selbst zu stehlen, war ihm das Bärtli im Weg. Benz hatte kein Bärtchen und übernahm die Lieferung gerne um ein Löhnli, öppe wie recht und billig. Als aber nun der Bärtler dem Dieb das Löhnli geben sollte, da hatte er allerlei Ausreden: das Tannli war ihm zu schlecht, er hatte abzurechnen für Kaffee, den Mädi bereits daraufhin genommen haben sollte. Was sollte Benz machen? Das Tannli konnte er nicht wieder nehmen, es war bald Tag; mit dem Bärtler vor den Richter zu gehen, schickte sich auch nicht wohl. Er mußte sich in Grimm und Zorn mit dem begnügen, was der andere ihm geben wollte. Grimm und Zorn ließ er nun daheim aus an Frau und Kindern, aber, gäb wie er schlug und fluchte, niemand wollte etwas dings beim Bärtler genommen haben.

Und nach und nach änderte sich die Sachlage, als Mädis Maul sich erholt hatte und in Gang gekommen war. Er sei der wüsteste Unflat, er sorge nicht für die Haushaltung, sei der fäulste Hung. Niemand wolle ihn mehr zum Arbeiten, sei der dümmste Hung, er hätte sonst das Tannli heimgebracht und nicht dem Bärtler, er hätte sinnen können, wie der es ihm machen werde. Gäb wie Benz sagte: „Schwyg, oder ih schryße dr drGring ab!", so fuhr Mädi fort und sagte: „Su schryß! Aber schwyge tue ih doch nit, ih surre de bim ... no mit drRöhre." Es sei dr ungfelligist Hung gsi, daß es son es Fülli

übercho heyg, aber wenn eim e Dreck uf dNase söll, so ghey er eim nit uf dFüß. Benz kam nicht mehr zum Wort, er konnte höchstens noch sagen: „Schwyg, du ...! Jy wett, drTüfel hätt miy läbig gno, gäb iy diy einist agrührt ha, aber we me am ene Dreck schmöckt, su muß me ne zletsch no fresse, mi ma welle oder nit."

So lauteten die Tischgespräche dieses Ehepaares und machten zugleich die Gebete vor und nach dem Essen aus, die Voressen und den Dessert, während welchem Mädi selbst aß und einem kleinen Kinde etwas Essen einschlarggete. Als nichts mehr zu essen da war, lief alles davon, und Mädi mußte sein Geschütz gegen die Kinder kehren, daß sie abraumten und abwuschen. Jedes hatte sein eigen Geschäft im Kopfe, wollte, sobald möglich, dem nach, die allgemeinen Geschäfte hätte jedes dem andern zuschanzen mögen. Benz und sein ältester Bub und Diebsgeselle wollten firmen gehn im Walde herum. Sie hatten Holz nötig. Zugleich stieß ihnen vielleicht ein paßlich Stück Wagnerholz auf; Mädi hatte den Weihnachtdonnstig im Kopfe, und zwei Mädchen wollten betteln gehn. Was die drei jüngsten im Kopfe hatten, das frug man nicht, die mußten daheim bleiben, gäb wie sie schrien und wüst taten; ein fünfjähriges, ein dreijähriges Kind sollten zu einem jährigen sitzen einen lieben langen Tag lang. Benz wollte dem Mädi das Daheimbleiben gebieten; als aber ein Kartätschenhagel von Schimpfwörtern ihm an den Kopf fuhr samt einem Verzeichnis, was die Kinder alles nötig hätten, was er anschaffen sollte, für was aber es sorgen müsse, weil er der nütnutzigste Fötzel sei, da war er froh, Mädi gehen zu lassen und zwar je eher je lieber.

Benz meinte, wenn er abgehendes Holz heimmache, so komme es niemand in Sinn, daß er das Tannli gestohlen. Dieses Holz war nicht in seinem Walde, er hatte nicht darum gefragt. Denen ... Bauern tat er nicht die Ehre an, aber wegen ein paar ... Ästen werde keiner was sagen und heute die meisten zMärit sein.

Ehe er ging, haarete er die zwei ältern zurückbleibenden Kinder, weil das jüngste schrie, und als er ging, da schrien alle drei.

Benz und sein Bub schafften gut, sie fanden viel Abgändes, fanden Häge zu plündern, fanden ein schlank, schön Öschli, wie ein Wagner es nur wünschen konnte. Das eine ward versteckt mit Vorsicht, anderes mußte der Bub heimschaffen am heiterhellen Tage im Trotz der heutigen Zeit, wo der Dieb das Recht zu haben meint zum Stehlen, der Bestohlene aber ein Unflat und wüster Hung geheißen wird, wenn er den Diebstahl rügt, dem Kläger das Bein vorgehalten, dem Dieb das Loch zum Entschlüpfen gezeigt wird.

Gegen Mittag sagte Benz dem Buben, er soll heim, drBurst ga chochc, er müsse no neuehi. Benz ging nicht mehr zMärit, rechte Leute und rechte Orte floh er, aber Weihnachtdonnstag wollte er doch haben. Er strich daher einer Seite nach, kam bald zu einem einsamen Häuschen und ohne Umstände ins düstere Stübchen, wo zwei Dirnen spannen, ein Mann auf dem Ofen lag, im Nebengaden eine Alte hustete. „Kömmt doch endlich jemand!" sagte der auf dem Ofen, „ich glaubte, es sei heute alles zMärit." „Ih schyß uf e Märit!" sagte Benz, „seit ich meine Blättere dort aufgelesen, gehe ich nicht mehr hin, es ist an einem Mal genug gewesen." „Du hättest doch vielleicht noch Geschäfte dort," sagte eine der Dirnen. „Was wollte üser Gattig für Gschäft ha?" „He, du hättest villicht no dKutte usezlöse." „Du ... Her, wottsch schwyge, oder ...!" sagte Benz. „Chumm ume, ih förchte dih nüt!" sagte lachend das Mensch. Es hatte allerdings nichts zu fürchten, und, was Mädi, der Frau, ein Fuder Schläge eingetragen hätte, das brachte diesem anderes ein.

Es fanden sich noch mehrere ein nach und nach, es wurde gespielt, Brönz getrunken unter Fluchen und Scherzen, unter Erzählung alter Diebereien und Abrede von neuen. Was da abgeredet wurde, ward man oft stundenweit inne. Es dunkelte, und Tabaksqualm lag im Stübchen, daß man ihn mit Messern hätte hauen und aufs Brod streichen können. Da ward Benz heimgeschickt, er war am nächsten bei Hause, und für die Nacht hatte man Werkzeug nötig.

Unterdessen war Mädi nach Burgdorf gepfoselt. Es hatte sich aufgesträußt nach Möglichkeit, die größten Fetzen an den Strümpfen niedergenäht, das beste Säcklein in der Hand, ein leidlich Fürtuch an und schlenggete alert den Kopf hin und her, damit man die Hudeln nicht merke, welche ihm sanft um die Füße wädelten. Und es war nicht, daß das alles nichts half. Ein alter Hühnerträger hätte Mädi schon in der ersten Pinte zu Oberburg beinahe für einen halben Batzen Brönz gezahlt, wenn nicht eine muntere Eierfrau ihm Mädi abgestochen hätte und zum Brönz gekommen wäre. Taubs wanderte Mädi bis auf den Vehmärit, dort stellte es sich bei den Weckenweibern, fingerlete in jedem Korbe herum, aber was es wollte, gelang ihm nicht, die Weiber da haben zu gute Augen; wenn es einen Wecken haben wollte, so mußte es ihn bezahlen.

Im Rütschelngäßli war das Geständ größer, die Leute an den Krämerständen dichter, und wo sie am dichtesten waren, stellte Mädi sich in eine Ecke, nahm auf, legte ab, ging und stand, bis plötzlich ein junger Krämer unter seinem Stande hervorschoß wie ein Hund unterm Müllerwagen hervor, und rasch wollte Mädi im Gedränge verschwinden; aber die verlöcherten Roßhaarspitzen verrieten ihre Trägerin, in einer Stündelikappe wäre Mädi gerettet gewesen. Ehe Mädi die gestohlenen Strümpfe verschlenggen konnte, hatte der Krämer es beim Fecken, traktierte es mit Klapfen und Tritten und ließ es laufen. „Aber warum lässest du die Diebin laufen und nicht ins Schloß führen?“ fragte ihn ein anderer Krämer, „es wäre auch von wegen den andern.“ „Was frage ich den andern nach!“ antwortete der Krämer. „Ich habe meine Strümpfe wieder und bin draus und dänne; wollte ich vor den Richter, so müßte ich noch erwarten, wem es besser ginge, dem Dieb oder mir, müßte vielleicht gar noch eidigen, daß es meine Strümpfe wären, wenn der Diebin unter den Fuß gegeben würde, mein Eigentumsrecht in Abrede zu stellen.“

Mädi hätte gute Lust gehabt, den Krämer zu verklagen, sagte ihm wüst, solange er es hören konnte, dann schob es sich hochmütig

dem Garnmärit zu, denn, je öfter ein Dieb ungeſtraft darauskömmt, um ſo hochmütiger wird er, um ſo mehr glaubt er, nicht nur das Recht zum Stehlen zu haben, ſondern auch das Recht, ehrlichen Leuten wüſt zu ſagen. Es trieb ſich lange in Burgdorf herum, nicht nur auf dem Garnmärit, ſondern auch auf dem Schweinemärit, man wußte nicht, warum, kam zu Schuhen und Strümpfen, man wußte nicht, wie, pfoſelte gegen Abend heim, zwar nicht den Schachen auf wie im Sommer, aber doch pfoſelte ein alter Bauer ihm nach, der alle Donnſtag auf gut Schick ausgeht und doch nichts heimbringt als jeweilen einen Rauſch. Dieſer wurde Mädi nicht abgeſtochen wie dieſen Morgen der Hühnerträger, er zahlte ihm, man wußte nicht, wofür, mehr als genug, und als nachts Mädi heimblampete, lief es ihm oben über.

Als es am trübſten um ihns ausſah, huſchten zwei Schatten an ihm vorbei faſt wie große Fledermäuſe, aber Mädis Augen waren doch ſo trübe nicht, daß es nicht ſeine beiden bleichen, magern Meitſcheni erkannte, welche gerne inkognito neben der Mutter durchpaſſiert wären. „Seh, ihr Trücher," gurgelte es, „ſyt dr no nit hei? Es ſöll mr eis mis Säckli näh!" Als die Mädchen das Inkognito nicht gleich aufgeben wollten, raffte Mädi die letzte Kraft zuſammen und ſchoß auf ſie los, verlor aber das Gleichgewicht und lag im Hag. Da ward es doch den Mädchen angſt; wenn ſie ſchon heute entrinnen konnten, ſo war doch morgen wieder ein Tag. Sie nahten ſich der Mutter, zerrten und riſſen an ihr, bis ſie wieder auf den Beinen war, und ſaumeten ſie mühſelig und zankend heimwärts.

Daheim ſah es ſtrub aus. Den Morgen hatten die drei zurückgelaſſenen Kinder größtenteils verplåret. Das kleinſte wollte nicht ſchweigen; bald prügelten, bald flattierten ihm die andern, bald zaaggeten ſie es herum, bald ließen ſie es liegen, liefen von ihm, ließen es ab dem Ofentritt fallen, und als ſie es daraufhin gar nicht beſänftigen konnten, da ſchrien ſie aus Angſt und Hunger mit ihm.

So fand sie der älteste Bube, unwillig, daß er heimmußte und nicht mit dem Vater konnte. Der machte nun den Tyrann, prügelte sie erst, daß sie brüllten, prügelte sie dann, weil sie ihm nicht schnell genug an die Hand gingen, prügelte sie nach dem Essen wieder, daß sie stille sein sollten, während er fort sei. Denn sobald er mit einigen schlechten, halbgekochten Erdäpfeln sie abgespiesen, strich er sich wieder. Er wollte nicht alleine daheim sein, während alle andern auf gut Schick aus waren und keines, wie er wohl wußte, an die dachte, die daheim geblieben waren. „Selber fresse macht feiß!" galt hier als Wahlspruch. Zudem hatte er das Beil vermißt, vielleicht hatte es der Vater verloren, aber hier war nicht lange untersucht, der Stärkere hatte immer recht, und für jegliches Ungeschick ward der Schwächere geprügelt. Der Bub wollte das alte Beil suchen oder ein neues kriegen und etwas für sich schaffen.

Dämmerung wars, als er heimstrich, und niemand fand er daheim als die drei Kleinen, von denen die zwei ältern sich jämmerlich fürchteten, das kleinste aber heiser war und nur noch winseln und gruchsen konnte. Er war hungrig, hatte auf das Bettlerbrod der Schwestern gehofft und auf ihre Kreuzer für Milch. Jetzt mußte er wieder bloße Erdäpfel kochen, mußte die andern Geschäfte verrichten und weinte fast aus Zorn und Ärger. Da kam der Vater heim, wollte seine Sachen nehmen und wieder fort, aber der Bube verfluchte sich, allein bleibe er nicht, und wenn der Vater gehe, so laufe er auch fort. Dann fluchten beide über die Täsche, die noch nicht heim wären, und es sei doch schon lange Nacht, und rateten ab, wie sie es denen reisen wollten.

Da klopfte es draußen, und herein kamen zwei Männer und ein Landjäger und sagten Benz, sie hätten etwas weniges bei ihm zu suchen, er solle ein wenig zünden. Er hätte ihnen nichts zu zünden, sie sollten ihm blasen und sich fortmachen, sie hätten hier nichts zu tun, nichts zu suchen. Wenn er nicht wolle, so müßten sie es selbst tun, sagte ein Bauer. Da sei er auch noch da, und hier soll ihm kein Mensch einen Tritt versetzen, sagte Benz, sonst komme es nicht

gut. Damit wollte er nach dem Beile greifen, das an der Wand ſtund, aber der eine kam ihm zuvor, und kaum fühlte er den Halm in der Hand, ſo rief er: „Was ..., das iſt ja mein Beil!“ „Du lügſt wien e angere Donners Schelm!“ rief Benz. „He, chumm lueg!“ ſagte der andere, „das iſt mein Zeichen auf dem Halm und auf dem Beil, und du wirſt kaum deine Sachen gleich zeichnen wie ich.“ Er hätte es vom Schmied gekauft ſchon vor einem Jahr, er wolle es beweiſen, ſagte Benz. Und er wolle es beweiſen, daß er es dieſen Morgen noch gebraucht. „So haſt du es mitgebracht und gebeizt, du Donners Schelm!“ rief Benz, diesmal im Glauben, er habe recht, denn der Bube hatte nicht Zeit gehabt, von ſeinem Fund zu erzählen, und jetzt fand er es nicht rätlich.

Die andern aber kümmerten ſich um ihn wenig, wie er auch fluchte, und weiter als bis zum Fluchen durfte er nicht gehen, denn der Landjäger hatte ihm geſagt, er ſolle nicht machen, daß er ihn faſſen müſſe; wenn er ihn einmal hätte, ſo wüßte Benz wohl, daß es eine Weile ginge, ehe er wieder loskäme. Das feſſelte Benzen Hände, aber nicht ſein Maul, aus dem das Wüſteſte kam, was in ſeiner Seele war. Sie fanden allerlei Verdächtiges, das ſie auf ſich beruhen ließen, aber das Trämeli nicht, wohl aber den Schlitten unter em Laub, fanden friſche Tannenrinde am Schlitten, Erde und Eis. Sie wußten nun, daß das Schlittli zum Raube gebraucht worden war, wußten, daß ſie eine Schlittenſpur vom Stocke weg zu ſuchen hätten, und gingen fußwarm mit der Laterne hin, nachdem ſie das Maß von den Schlittläufen genommen hatten.

Benz brüllte ihnen Flüche nach; der Landjäger aber ſagte, ſo ein wüſtes Neſt hätte er nicht bald geſehen, die Gemeinde ſollte die Haushaltung aufheben und die Kinder zu braven Leuten verdingen, daß ſie auch arbeiten lernten; ſo gebe es lauter Schelme. Der Alte ſei einer, die Mutter auch eine, und die ältern Kinder kenne er ſchon lange. Ehemals, antwortete ihm einer, hätte man das wohl getan, und an der letzten Gemeinde hätte man ebenfalls

davon geredet. Aber da hätte einer gesagt, das wäre dumm. Jetzt brauche man, wenn es bös gehe, bloß den Hauszins zu bezahlen, komme mit zwölf oder fünfzehn Kronen daraus, und, was sie stehlen, das täten sie meist in andern Gemeinden stehlen oder den Hintersäßen, und zuletzt kämen alle an meiner gnädig Herren Mus und Brod, dann sei man ihnen ja ganz ab. Hebe man aber die Haushaltung auf, so koste jedes Kind durchschnittlich wenigstens zehn Kronen. Den Alten und die Alte müsse man noch obendrein haben, und wenn man einmal einem Buben etwas anrechnen wolle, so könne man zuerst hundert Kronen verprozedieren und dann noch den Stecken am dreckigen Orte nehmen. Wenn man heutzutage einer Gemeinde eine Täsche geben könne, so spare man es nicht. Mit Pinten und Stubenwirtschaften mache man den Gemeinden die Leute schlecht, ziehe hunderttausend Franken Patentgebühren und lasse die Gemeinden die arm gemachten Leute erhalten, und wenn sie etwas dazu sagen wollten, „so gibt man ihnen an dem einen Ort keine Antwort, am andern ein scharfes Urteil, das sie in die Kosten verfällt. So möchte der Teufel dabei sein!" So hat der geredet, und seine Meinung ward einhellig angenommen.

„Es ist doch läß," sagte der Landjäger. „Sygs oder sygs nit," sagte der andere, „es ist afe Zyt, daß dGmeinde zu ne selber luege, wenn niemer angers zu ne luege will."

Während die Männer das Haus untersuchten, und gerade als Benz am lautesten brüllte, war Mädi heimgekommen, und es kam ihm wohl. In seinem Zorn vergaß Benz, Mädi zu prügeln, und dessen Zustand, der sich freilich etwas gebessert hatte auf dem Wege, bemerkte er nicht. Bloß der Bub fluchte mit ihm, daß er nicht aller Hung sei und alles machen wolle, ein ander Mol könne es früher heigheye, er rühre sy Seel kes Schyt meh a.

Übler kommen die Kinder weg. Zuerst die kleinen, weil das kleinste so stürmte und heiser winselte, sie kriegten Schläge dafür und konnten doch nichts dafür. Waren nicht die schuld, die ihnen

das Kleine anvertrauten und ihren Lüsten nachliefen? Am übelsten aber kamen die beiden Mädchen weg, als sie ihre Bettlerbeute abliefern sollten, damit die ganze Haushaltung daran sich erlabe. Sie brachten nichts als Brod und meistens nur hartes, schwarzes Brod und noch wenig dazu.

Sie sollten mit den Kreuzern hervor, sie hatten keine; sie sollten mit dem Gemauseten hervor, sie brachten nichts; sie wurden erlesen um und um, sie hatten nichts. Sie hatten wohl Kreuzer erhalten, und während eins vor den Häusern bettelte, schnauste das andere hinter den Häusern und nicht ohne Erfolg; aber warum sollten sie alleine nicht an sich denken? Sie hatten die Kreuzer vertan für Lebkuchen und Haselnüsse, sie hatten einer Krämerin, welche alles Erschnauste gerne kaufte, weil sie es wohlfeil kriegte, was sie gemauset, verkauft und dort sich gleich gütlich getan mit angemachtem Brönz und einem Stücklein Brägelwurst. Warum sollten sie alleine sich nichts Gutes tun und für die andern einsammeln? Sie hatten noch einige Kreuzer im Sacke, als sie heimgingen, da kam es dem kleinern, einem verwegenen Ding, in Sinn, sie wollten dieselben verbergen für ein ander Mal, sie könnten ja sagen, die Meisterleute seien allerwärts zMärit gewesen, daher alles abweg geräumt und nirgends Kreuzer gegeben worden. Dem ältern schien dieses einleuchtend, und gesagt, getan. Nun schrien sie die Gründe ihren Drängern zu, unter denen der Bube der hitzigste war, denn er hatte am meisten getan, am wenigsten gehabt. Aber an diesen Gründen wurde niemand satt, sie entrannen daher ihren Heiligen nicht und suchten heulend ihre Hudeln auf dem Ofen. Benz wollte fort, Mädi ihn nicht lassen, der Bube aber mit, und erst als er beiden wüst gesagt und mit Schlägen gedroht, kam er los, kehrte seinem Elend den Rücken und ging neuem entgegen. Mädi grunzte, der Bub ließ an den Kleinern seinen Zorn aus, bis auch über diese der Schlaf kam, Schnarchen hier ertönte, dort ertönte und zwischen alles hindurch das heisere Gewimmer des armen Kindes, welches allein sein unverschuldet Elend, um

das sich niemand kümmerte, ein gebrochenes Schlüsselbein, das niemand merkte, nicht verschlafen konnte.

So ging dieser Tag zu Ende, die schreckliche Frucht einer verschwendeten, der Sünde geopferten Jugend.

Und welches die schrecklichen Folgen einer unverständigen Humanität und mißverstandenen Liberalität sein werden, das wird man in einigen Jahren in den Protokollen der Gerichte lesen können.

Etwas vom Sumiswalder Schießet.

Im allgemeinen ist ein Schießet wie der andere. Da knallt es wacker, da trinkt es wacker, da schießen die einen gut, die andern schlecht, da schneit es hoffärtige Mädchen wie Sand am Meer, hübsch die einen, so la la die andern, da regnet es Reden, kurze und lange, geratene und ungeratene, daß man nicht weiß, wo trappen vor Mädchen und Reden.

Apropos von Reden! Die kürzeste Schützenrede war doch wohl die jenes berühmten Redners, der jetzt durch eine Schlittenfahrt, wo eine merkwürdige Verwechslung von vornen und hinten stattfand, noch berühmter geworden ist. Schön stand er vor seiner Schützenschar, die Fahne flatternd in starker Hand, und wollte die Anrede tun (aber nicht zu Sumiswald). Er nahm die Backen voll und sprach: „Es ...! Es ...! Es! Es! Es! ZDonner, es ...! Es! Es! ZDonner, es ...!" Da donnerten die Kanonen, und die Rede war aus.

Die Schweizer Schießeten haben aber vor den Volksfesten in andern Ländern den Vorzug der Ordnung ohne Polizei, der Ehrenfestigkeit und des natürlichen Anstandes, da wird ohne Polizei hundertmal weniger gestohlen, als wenn Louis Philipp oder die Viktoria ihre vornehmsten Franzosen und Engeländer abfüttern. Da solls so weit sein, daß man Diebe und Herzoge und Grafen gar nicht mehr voneinander unterscheiden kann. Dieser natürliche

Anstand, der an solchen Festen bis in die sogenannten untern Klassen geht, ist eben ein Beweis, daß das Gefühl für Anstand und sittliche Ordnung gerade so tief geht als das Gefühl für Freiheit.

So sah man auch in Sumiswald weder Streit noch Spektakel, wohl beim guten Wein und guter Kameradschaft gar manches Räuschchen. Gar zu lustig war es anzusehen, wie bald dieser, bald jener mit seinen Beinen in Verlegenheit kam, das eine Bein hüst wollte, das andere hott, das eine Bein vorwärts wollte, das andere verstellte oder beide rundum wollten, und spielte doch kein Geiger. Aber jeder suchte sein Räuschchen zu verbergen oder zu bewältigen, keiner plagte den andern damit, suchte es verglimmen zu lassen in aller Stille, ließ es nicht auflodern zu Lärm und Streit. Von solchen bekannten Dingen soll also nicht die Rede sein, sondern von zwei andern, die man nicht allenthalben findet.

Da war vorerst eine sogenannte Sendmaschine, mit welcher die Entfernung der Schüsse vom Zweck gemessen wird, wie man sie noch nirgends sah so exakt und rasch. Sie glich vollkommen einer Uhr und maß die Rundung der Kugellöcher so scharf und genau, daß kaum ein runder Zweckschuß sich gefunden haben wird, daß wahrscheinlich nicht zwei Schüsse ganz gleich werden gefunden worden sein, was sonst so häufig der Fall war. Alle halbe Tage konnte man, in Zahlen ausgedrückt, die Güte der den halben Tag vorher geschossenen Nummern an einer großen Tafel lesen, welche im großen Speisesaal, in dem es nicht regnete, aufgehängt war. Da war eine Öffentlichkeit, welche allen wohlgefiel, denn sie war Bürge, daß nicht unter dem Hütli gespielt werden sollte.

Der Verfertiger der Maschine ist der bekannte Herr Leuenberger in Sumiswald, der bekanntlich mehr kann als Brod essen.

Zweitens war ein Engelländer da. Engelländer sind bekanntlich keine Raritäten in der Schweiz, ebenso wenig als Störche auf dem Großen Moos; dieser Engelländer war aber gar nicht wie ein Engelländer, sondern er glich vollkommen einem manierlichen Menschen

und zwar von den mehbessern eine, und seine Stellung zum Feste war wirklich eine ganz eigentümliche.

Er war kein reisender Londner Schneidermeister, sondern ein wirklicher Lord und hieß Vernon. Er war als Schütze da, und weil er im Wallis die ersten Preise gewonnen, so meinte er, in Sumiswald auch dazu zu kommen, aber es gelang ihm nicht. Er war ein recht braver Schütze, aber der beste doch nicht; was ihm an Kunst abging, wollte er mit Geld ersetzen, aber das Bernbiet ist nicht das Walliserland. Als er einige Schüsse in den Stichscheiben verbenggelt hatte, wollte er neue Stichkarten kaufen, aber er kriegte sie so wenig als andere; englisches Geld war nicht besser als Schweizergeld. Er nahm den Abschlag nicht übel, fügte sich jeglicher Ordnung, gar nicht wie sonst die Engländer tun, die immer was Apartes haben wollen. Er wollte nun mit viel Schießen aus mehreren Stutzern die meisten Nummern in der Kehrscheibe erzwingen, um eine schöne Stockuhr, ein Werk des genannten Herrn Leuenberger, sich zu gewinnen, aber andere hatten auch Geld und schossen dazu besser als er. Den berühmten Benzinger konnte er beseitigen, derselbe schoß den letzten Tag nicht mehr, aber vor ihm stand noch der bekannte Schütze von Aarwangen, Egger. Als der Engeländer mit Geld und Schießen diesen nicht abherden konnte, versuchte er, ob etwa Galanterie dessen schwache Seite sei, und ließ ihm sagen, er möchte die Uhr so gerne für seine Frau erschießen, um sie ihr als Andenken aus der Schweiz heimzubringen. Aber der Schweizerschütze war auch auf dieser Seite beschlagen und ließ antworten, es tue ihm leid, aber auch er hätte eine Frau, und gerade für die möchte er die Uhr. Er solle ihm verzeihen.

Und warum sollte ein Schweizer für seine Frau nicht tun, was ein Engeländer für die seinige? Hinter dieser Antwort barg sich aber der Nationalstolz, der an einem Nationalfeste in der Nationalwaffe keinem Fremden den Vorrang abtreten wollte. Und das war recht so.

Sein Schießen war beim Engeländer aber nicht die Hauptsache und nicht das, was ihn gleichsam zur Hauptfigur des Festes machte,

sondern auf diese Höhe erhob ihn sein bescheidenes, freundliches Wesen, seine prunklose Freigebigkeit.

Er stund in seinem Schießstand, als fürchte er, jemand Platz zu verschlagen, und bewegte sich mit aller Bescheidenheit und Vorsicht durch die Menge. Des Mittags nahm er vorlieb am Schützentisch, machte jedoch immer Toilette und vertauschte Schießjacke und Kappe mit Hut und Oberrock. Er märtete und schund nicht wie die gewöhnlichen Engeländer, sondern gab großartige Trinkgelder, besonders den Ladern, mit welchen er zufrieden war. Großer Liebhaber von Hunden, fütterte er die schönsten derselben oft aus den Körben der Weckenweiber. Natürlich schaute die anwesende Jugend glustig zu, und mancher Bube dachte, so möchte er auch Hund sein, und der Engeländer merkte es und hatte Erbarmen mit solchen Bubengedanken und stillte ihre Gelüsten. So leerte er einmal den Korb eines kleinen Mädchens, in welchem es nur noch für einige Batzen Sachen hatte, und warf ihm ein Fünffrankenstück in den Korb. Das Mädchen glaubte natürlich, herausgeben zu müssen, hatte aber nicht so viel Münze, lief dem Wechseln nach, und als es wiederkam, war kein Engeländer mehr da. Nun kriegte das Mädchen heiße Seelenangst von wegen dem Gelde, welches es nicht abgeben konnte, suchte fast weinend den Engeländer, bis es ihn endlich fand und das Geld ihm darhielt. Der begriff lange nicht, was das Mädchen wollte, denn er hatte das Ding längst vergessen. Als ihm endlich einer des Mädchens Begehr dolmetschte, hatte er Freude dran und sagte: „Bhalt, bhalt!"

Das Mädchen wird den Engeländer nicht vergessen, ihm ist er unvergeßlich. So macht das rechte Unvergeßlichwerden sich leicht und ungsinnet, wie die Quelle fließt sonder Mühe und Anstrengung, und mancher ist nach Jahrhunderten nicht vergessen, der nicht daran dachte, als der Tod ihn nahm, während so mancher an Berühmtheit und Unvergeßlichkeit baggelte sein Leben lang und mit dem verdrigen Gras dem Andenken der Menschen entschwindet.

Solche Züge werden aber schnell bekannt und wecken alsobald

die Spekulation. Nun wollte jede alte Frau, die einen Korb und ein paar Wecken darein auftreiben konnte, mit dem Engelländer um Wecken handeln.

Man hatte große Mühe, diese Spekulation ihm vom Leibe zu halten; belästigen wollte man ihn nicht lassen, denn dazu war der Engelländer zu lieb und zu wenig Bettelsinn im Bernbiet. Ein altes Weib wollte für sTeufels Gewalt zum Engelländer, und als man es ihm nicht gestatten wollte, rief es zornig: „Ich will ja nichts von euch, zum Engelländer will ich!"

Der Engelländer hatte große Freude am Gesang, sang selbst sehr schön und hatte die Woche durch oft teil am Gesang genommen. In freundlicher Anerkennung seiner freundlichen, ungesuchten Liebenswürdigkeit wurde ihm am letzten Abend ein Vivat gebracht, mit schönem Gesang begleitet. Er vergalt denselben mit sprudelndem Champagner und hatte seine herzliche Freude an unsern Nationalliedern, nahm teil daran, soviel er konnte, und trieb später Melodien zusammen, so viel zu haben waren. Die Melodie, welche ihm am besten gefiel, konnte er lange nicht kriegen, denn sie ist sehr rar. Es war ein herrlicher Choral. Nach spätern Berichten soll er denselben am Tauffeste des englischen Prinzen an der königlichen Tafel gesungen, tiefgefühltes Entzücken erregt, den stürmigsten Beifall erlangt haben. Die Königin soll selbst eingestimmt, der König von Preußen den Takt geschlagen und die Baronin Lehtzen den Befehl erhalten haben, denselben ungesäumt einzustudieren und ihn alle Morgen und alle Abend dem königlichen Prinzen vorzutragen.

Die der Melodie unterlegten Worte heißen nach der ursprünglichsten Lesart:

„Hau drKatz drSchwanz ab!
Hau ere doch nit ganz ab!
La ere no es Stümpli stah,
Daß si cha a dKilbi gah!"

Der Fund.

Zu Müthligen war einmal einer, und der wollte berühmt werden für des Tüfels Gwalt, aber er wußte nicht, wie; einfallen wollte ihm gar nichts, und von ungefähr kam ihm auch nichts, und das ist bei solchen Wünschen gerade das Verfluchteste. Am reinen Berühmtsein an sich war ihm just nicht alles gelegen, aber er hatte einmal gelesen oder sonst gehört, daß Ehre auch Geld bringe, und mit dem Gelde kauft man Brod, und gerade Brod wuchs ihm keins auf seinen Äckern. Das machte ihn fast wirbelsinnig und trieb ihn manchmal um, daß man ihn fast für den Sternenwirt ansah, dessen Geist seine Residenz im Kesselgraben hat und manchmal in der Umgegend spazieren tut.

So stolperte er einmal weg aus seiner Vaterstadt, die ihm verheret schien, weil ihm in derselben nichts in Sinn kommen wollte, stolperte eine ganze Stunde weit gegen Bürligen, wo er manchmal einen Kreuzer zu verdienen fand. Er haderte auf dem Wege mit Gott und Menschen und ärgerte sich selbst an sich, ärgerte sich zum Beispiel an seiner Nase, die von den größten und schönsten eine war, gerade von denen eine, die vornehmen Gesichtern so wohl anstehen, und die doch nichts riechen wollte, an dem er hätte berühmt werden können. Sein Ärger ward immer größer, je mehr ihm das Wasser in den Stiefel drang und zwar auch in den bessern und ihm nicht einmal in Sinn kommen wollte, wie dem Wasser das Loch zu vermachen wäre, daß es nicht mehr in den Stiefel könnte. So rannte er dahin in aller Täube, seine Nase einem Spieße gleich vor sich hinstreckend, bis sie endlich das Loch in ein Wirtshaus fand.

Kaum saß er dort hinter einem halben Schoppen Sechsbatzigen und hatte heimlich im Hosensacke die drei Kreuzer abgezählt, als er über die verfluchten Wege loszuziehen begann, auf denen man nicht nur Hals und Beine riskiere, sondern sogar seine besten Stiefel ruiniere, aber man sehe wohl, es gehe alles zugrunde im Lande, und

es wäre gut, wenn man das Nägeli bald steckte. Er sollte doch nur nicht so aufbegehren, sagte ihm der Wirt, an dem schlechten Weg sei niemand schuld als seine Mitbürger. Ehedem hätten dieselben den Weg von Müthligen bis nach Bürligen machen müssen; seit sie ihn nicht mehr machen wollten, sei er so geworden.

„So, so! Wir haben also den Weg, der jetzt so verflucht ist — lueget nume myni Stifel, wie si usgseh! — machen können?" fragte der Bürger von Müthligen, und Licht begann ihm zu dämmern im dunkeln Kopfe, aber langsam. Als der Wirt ja sagte, schwieg er lange, und im Kopfe dämmerte es ihm immer mehr, aber langsam. „Also wir, wir Müthliger haben das Recht gehabt, hieher den Weg zu machen?" fragte er noch einmal. Und als er seiner Sache sicher war, ward es noch heller in ihm, er forderte noch einen halben Schoppen, aber diesmal Achtbatzigen, und während er ihn trank, ward es ihm immer klarer, doch nur langsam, daß er endlich den so lange gesuchten Fund getan, den Fund, der ihn berühmt machen sollte bei Kinder und Kindeskinder und vom Trocknen in den Schmerhafen bugsieren. Er sann immer tiefsinniger der Sache nach, spürte auf dem Heimwege das Wasser im bessern Stiefel nicht, streckte seine Nase vor sich hin als wie eine, die etwas riecht, gebärdete sich, als wäre der König Salomo inkognito in seinem Leibe, aber sagen tat er niemand was.

Da versammelte sich eines Tages die Gemeinde. Von allen Schusterstühlen und Schneiderbänken erhoben die Meister sich, zogen die gebürsteten Röcke an, die Weiber taten ihnen die Halstücher um, und sie wanderten der Gemeinde zu, die einen nur mit wichtigen Gesichtern, andere aber verwarfen noch die Hände.

Unser Mannli zog ganz still dahin, aber hoch hob er seine Beine, streckte weithin seine schweigsame und doch so vielsagende Nase und ließ in der Gemeinde an einem Orte sich nieder, wo er von vielen konnte gesehen werden. Daher sahen viele, wie der König Salomo in dessen magerem Leibe sich bog und wand, akkurat als ob er nur ein Wurmpulver wäre, aber Laut gab er nicht. Endlich,

die Sitzung wollte zu Ende gehn, die bürgerliche Weisheit nahte sich dem Trocknen, endlich, da stand er auf, stand lange, sah erst auf seine Stiefel, hob dann die Nase und begann mit Anstand, doch langsam:

„Hochgeehrtste Herren, hochgeachteteste Mitbürger! Wenn man es nicht selbst erlebte, man glaubte gar nicht, in was für Zeiten wir lebten. Ich bin sonst nicht von denen einer, die alles aufstechen und in alles ihre Nase stecken, aber arg ist arg, ich gebe mich mit Verkleinern und Verdächtigen nicht ab, das verbietet mir mein Familienstolz, aber was recht ist, ist recht, und es wird nicht lange gehen, so werden die Steine anfangen zu schreien, und jeder rote Platz wird ein Liedchen singen. Wir wissen, wie unsere Herren heißen, aber, wie sie regieren, das, ihr lieben Mitbürger, das ist eine wüste Sache, man sollte davon eigentlich schweigen, aber, wie gesagt, Steine und jeder rote Platz würden schreien, wenn wir schwiegen. Wer sollte schweigen können, wenn unsere heiligsten Rechte verloren gehen, Rechte, die wir von unsern längst verscharrten Voreltern ererbt haben, die sich noch in ihren Gräbern umkehren würden, wenn sie wüßten, wie man mit ihren vererbten Rechten umgehen würde! Ihr wißt, mein Beruf führt mich viel auf das Land, von wegen sie lieben mich, die Bauren, weil ich ihnen so gemein vorkomme und mich recht gerne dazu verstehe, mit ihnen zu essen, sooft sie es mir anerbieten, und was ihnen aufzustellen beliebt. Letztlich gehe ich auf Bürligen beim besten Wetter, hatte zum Glück meine besten Stiefel an. Meister Wir hat sie mir gemacht, von wegen ich lasse nur bei Burgern arbeiten, wo noch mancher das Beispiel an mir nehmen könnte. Da fand ich einen himmelschreienden Weg, ein honetter Burger kann sich so was nicht vorstellen, und hatte Wasser im Stiefel, ehe ich daran denke, und noch dazu im bessern. Ich konnte mich nicht enthalten, im Wirtshause darüber einige Worte fallen zu lassen. Was sagte mir nun der Wirt, verehrteste Mitbürger, was sagte mir der? Ihr werdet mir kaum glauben, was er mir sagte, verehrteste Mit-

burger, aber geht und fraget ihn, er wird euch das gleiche ſagen. Er ſagte mir, ehedem hätte die Bürgerſchaft von Müthligen das Recht gehabt, den Weg nach Bürligen zu machen, und damals ſeien die Wege gut geweſen, und trocknen Fußes hätten die Burger ihrer Luſt oder ihren Geſchäften nachgehen können, ohne das Leben oder wenigſtens ihre beſten Stiefel zu riskieren. Dieſes heilige, wichtige, ererbte Recht, den Weg nach Bürligen zu machen, ließen unſere Herren eingehen! Daran könnt ihr euch einen Begriff machen, wie gut ſie es eigentlich mit der Burgerſchaft meinen. Sie werden dieſes ſo wichtige Recht nicht wieder erlangen, dazu müſſens andere Männer ſein. Ich will gar nichts geſagt haben, aber man wird ſehen, wie es herauskömmt. Ich könnte darauf antragen, daß man eine Kommiſſion einſetze, um der Herren Handlungsweiſe kennen zu lernen, allein ich ziehe es immer vor, ohne Schluß zu ſchließen; aber es wird noch eine Zeit kommen, wo man einſehen wird, wer es eigentlich gut mit der Burgerſchaft meint."

Als er ſo geſprochen hatte, ſah er keck rundum, dann ſetzte er ſich langſam.

Wer die Welt nicht kennt, würde geglaubt haben, der Mann hätte nur dem Dreck eine Ohrfeige gegeben oder hätte, um höflicher zu reden, in den Wind geſprochen, aber ſeine Worte wirkten, wenn auch nur langſam, und ſein Fund war wirklich ein Fund. Das Vertrauen ſeiner Burgerſchaft entzündete ſich an demſelben, wenn auch nur langſam, denn ſo gewichtige Dinge ſind ſchwer zu begreifen, half ihm in den Burgerrat; hier erkannte man den ſeltenen Kabinettskopf immer beſſer, wenn auch nur langſam, aber jetzt iſt die Zeit nahe, wo ihm das Zepter in die Hand fallen wird. Dann wird ſein erſtes ſein, der Burgerſchaft zu allen ihren Rechten zu verhelfen, Wege zu machen und Galgen zu bauen für Kind und Kindeskinder. Und wo burgerliches Gemeingut iſt, Ketten, Winden, eichene Laden, Hölzer uſw., da wird jeder Burger, der den Verſtand dazu hat, wieder zu dem Rechte gelangen, zu nehmen, was ihm beliebt, und zum Hauptgrundſatz ſoll wieder wer-

den und zwar diesmal nicht langsam: „Schweigst du mir, so schweig ich dir," und: „Wer unverschant ist, der lebt best bas."

Die Welt wird Dinge erleben.

Das arme Kätheli.

Im Tal am Bache schwankt eine bedenkliche Hütte, sie neigt sich nach allen Seiten, und wenn einst die Winde kommen und die Wasserbäche, so kann sie auf diese Seite fallen oder auf jene, es ist ganz gleichgültig. Seltsam sehen die Fenster aus. Ein Viertel der Scheiben ist blind, der zweite mit Schindeln vermacht, der dritte mit Papier verklebt, und im vierten Viertel stehen, wenn der Wind geht, Hudeln; geht er aber nicht, so braucht man die Hudeln anderwärts. Geht der Wind, so wallet es auf dem Dache, wie ein Kornfeld wallet, wenn die Winde darüberstreichen, es sind die Schindeln, welche der Freiheit entgegenstreben; geht er aber nicht, so guckt die eine hier empor, die andere dort, woher er kommen wolle, und das Dach sieht aus wie ein Kornfeld, auf welchem noch die Zehntgarben stehen. Ums Häuschen herum liegt hier ein Häufchen Holz und dort eines, und auf keinem Häufchen liegt die gleiche Sorte; das eine Häufchen Holz kömmt aus einem Hag, ein anderes aus dem Walde, ein drittes von der Säge, ein viertes aus dem Boden, ein fünftes direkt aus einer Scheiterbyge, die anderwärts stattlich vor einem stattlichen Hause steht. Vor dem Hause erhebt eine gedoppelte Stege sich, die für Hühner halsbrechend scheint, aber drinnen im Häuschen wohnen Menschen, die nicht viel schwerer als die Hühner sind. Drinnen im Häuschen wohnen viele, viele Leute, viel mehr als im größten Baurenhause, aber alle sind arm, und darum müssen sie machen, daß sie an kleinem Orte Weite haben.

Links in der Ecke war das schlechteste Fenster, ein ganzes Viertel mit Schindeln verschlagen, und nur zwei blinde Scheiben wie zwei vom Weinen getrübte Augen sahen in die Welt hinaus, und

hinter dieſen Schindeln und Scheiben huſtete und ſeufzte es gar erbärmlich. Auf einem Strohſacke lag ein blaſſes Weſen, bedeckt mit ſchlechtem Bettſtück, und vor ihm ſtund ein mageres Mädchen, hatte ein Kacheli in der Hand, und im Kacheli war Milch und Brod dareingebrockt, ein Löffel ſtach darin, und gar drungelich bat das Mädchen: „Nimm doch, nimm! Es beſſeret dir dann.“ Es war Mutter und Kind, und die Mutter hatte niemand auf der Welt als das Kind und das Kind niemand als die Mutter.

Vor zehn Jahren war die Mutter ein hoffärtig Mädchen geweſen, denn ſie war hübſch und gleytig, und hatte um ſchönen Lohn in der Stadt gedient. Aber, je ſchöner der Lohn ward, um ſo hoffärtiger wurden die Kleider, und wenn das Jahr um war, ſo war auch der Lohn dahin.

Die Kleider brachten ſie zur Leichtfertigkeit, die Leichtfertigkeit zu Liebſchaften, die Liebſchaften zu einem Kinde, wie dann eins an dem andern hängt und eins nach dem andern kömmt. Der Vater war ein Schwabe und ſtrich ſich, der Mutter blieb das Kind, und ſie liebte es. Sie war ſelbſt unehlich geweſen, hatte ihr Lebtag niemand zu eigen gehört, jetzt hatte ſie ein eigen Kind, das gehörte ihr an, das war ihre Freude, ſollte ihr Troſt werden, ſollte der jemand ſein, den ſie in der Welt hätte, und der ein Herz für ſie hätte. Aber den Leichtſinn konnte ſie nicht laſſen, der war eingeurbet, die Liebe aber neu. Nun kamen auch Krankheiten und nach den Krankheiten die Schwächen, hier mußte ſie ein Einſtandmeitli bezahlen, dort den Dienſt verlaſſen und wieder einen neuen antreten, ehe die Schwäche vorüber war, und immer härtere Dienſte, je größer die Schwäche war; denn auch hier hängt eines an dem andern, und eines kömmt nach dem andern.

Käthi konnte endlich nicht mehr dienen, zog ſich aufs Land zurück, wollte mit Nähen ſein Geld verdienen und ſein Kätheli zu ſich nehmen. Anfangs war es Käthi gar wohl, die Freude an ſeinem Kinde glänzte wie ein Stern in ſein Leben hinein; und Kätheli war ganz wie ſelig, denn zwiſchen einem Muetterli und frem-

den Leuten ist doch ein Unterschied. Aber das Nähen schlug Käthi in die Länge übel an. An den Fenstern unter den Tischen wollten seine Füße nicht erwarmen, in den Gefäßen das Blut nicht munter rollen, und der Husten setzte sich an in der gepreßten Brust, der trockne, langsame, der wie in der Wand der Totenwurm klopft und pocht in der Brust des Menschen. Käthi mußte die Stören lassen, mußte tagelang im Bette liegen, immer geringer ward sein Verdienst, immer größer dagegen seine Pein. Da ward seine Lage immer bedrängter, und, je mehr es Stärkung bedurfte, um so schlechter behalf es sich, und an manchem Tage gönnte es sich nur einmal etwas Warmes. Käthi hatte noch schöne Kleider aus seiner goldenen Zeit, freute sich ihrer noch und musterte sie manchmal mit Lust. Diese sollten Käthelis Erbe werden, und die Mutter freute sich um so kindlicher, ihrem Kinde ein Erbe zu hinterlassen, je weniger sie selbst geerbet. Da kam die Not und ward größer als die Freude, und Käthi mußte verkaufen hier ein Stück, dort ein Stück, und bei jedem Stück löste sich ein Stück Leben aus seiner Brust, es aß weniger und arbeitete mehr. Je mehr es rang und kämpfte mit Leben und Not, um so mehr stach es bald in der Brust, bald im Herzen; aber mit Tinte malt man das nicht aus.

Das Kätheli wußte nicht, warum lieb Mutterli immer bleicher wurde, wußte nicht, welches Ende einem solchen Husten gesetzt ist, aber immer lieber hatte es sein Mutterli und weinte nie, wenn es nur einmal des Tages Warmes und sonst so manches nicht erhielt, was es nötig gehabt hätte. Nur dann weinte es, wenn Mutterli auch weinte, und als es sah, wie hart dem Mutterli das Verkaufen ging, wie es dann so bitter weinte und hustete, so wollte es vor solchem Weh ihm sein.

Es wußte einige Häuser, in denen gute Leute wohnten, dort erzählte es ihr Elend, von dort brachte es Milch und Brod der Mutter heim. Das nannte aber Käthi Bettlerbrod und weinte seine bittersten Tränen; vor zehn Jahren das hoffärtigste Kammermeitli und jetzt Bettlerbrod! Dem Kinde verbot es das Betteln

auf das ſtrengſte; es tat es nicht wieder, weil das Mütterli dabei ſo weinte und huſtete. Da brachte ihm eine gute Frau hier etwas, eine andere etwas anderes, denn gute Leute gibt es noch allerwärts. Wenn dieſe dann das Elend ſahen, ſo gaben ſie ihm wohl an, es ſolle vor die Gemeinde und Steuer fordern. Aber das wollte Käthi durchaus nicht. Sein Meitſchi ſollte erben, die Gemeinde kein Recht erhalten, auf ſeine Kleider zu greifen; ſein Mädchen ſollte nicht in Hudeln gehen, während eine reiche Frau in ſeinen Kleidern glitzere und glänze. Das arme Käthi kannte den Weltlauf nicht.

Die guten Weiber brachten mit den guten Gaben gewöhnlich böſen Troſt: „Herr Yſes, Käthi, wie heſt gleidet! Du machſt es wäger nimme lang, du ghörſt drGugger nimme ſchreie.“ Das ſchnitt Käthi durch die Seele, es ſtarb nicht gerne. Wenn es ſtarb, wen hatte dann ſein Kätheli noch auf der Welt? Es glaubte daher nicht ans Sterben, hoffte Beſſerung im Hustagen und trank Tee, ſo ſtreng es mochte, aus ſeinem einzigen Häfeli, das, mit ſeinem einzigen Blättli bedeckt, in der untern Stube auf dem Ofen ſtand. In ſeinem Stübchen war kein Ofen, es erhielt ſein bißchen Wärme durch das Loch überm Ofen der untern Stube. Wenn aber Kätheli die Leute reden hörte von ſeines Mütterlis Sterben, wenn ſie ihm ſagten: „Meiteli, dys Mütti machts nimme lang, lueg ihm wohl, daß de dr dyr Lebtig kes Gwüſſe bruchſt z'mache!“, dann weinte es gar bitterlich, hing ſich an ſeines Muetterlis Hals, flattierte ihm und ſchmeichelte und bat ſo inbrünſtig: „Gäll, du ſtirbſt mr nit, gäll, du wottſch bi dym Kätheli blybe!“ Dann nahm es ihr einzig Kacheli, worin weißes Brod in Milch gebrochet war, und hielt dem Mutterli dr tuſig Gottswille an, es ſolle doch nehmen und eſſen, ſo ſterbe es nicht. Käthi hätte lieber nicht genommen, es hatte ja kaum Platz für ſeinen Huſten in der engen Bruſt. Aber es glimmte ihm doch noch die Hoffnung im Herzen, dem bittenden Kinde konnte es nichts abſchlagen, es aß, bis es voll ward ums Herz, bis es ihm ſchien, als hätte kein Fingerhut voll Atem mehr Platz.

Oh, wenn es so eng wird auf der Brust und enger und immer enger, dann zieht auch der Kreis der Gedanken sich immer enger zusammen, bis nur ein Gedanke bleibet, und dieser eine Gedanke verkörpert sich zu Seufzern, die mit jedem Atemstoße wie Teile von des Menschen Seele zum Vater emporsteigen. Aber diese Seufzer bitten vor Gott nicht ums gleiche. „Ach Vater, hast du mich vergessen, ach, wann soll ich bei dir sein!" so lauten die Seufzer des einen, während andere bitten: „Ach Vater, du willst meinen Tod doch nicht! Schenke mir noch einen Tag und nach diesem noch einen und nach diesen eine ganze Reihe von Tagen! Es ist so schön auf der Welt!" So lauteten des armen Käthis Seufzer, während es aß aus dem einzigen Kacheli, bis der Atem kaum Weg mehr fand aus der engen Brust.

Und doch starb es, es wußte selbst nicht, wie. Als einmal das arme Kätheli mit seinem Kacheli ans Bett kam, dem armen Mutterli Stärkung bringen wollte, da hatte es kein Mutterli mehr. Lange meinte es, Mütterli schlafe nur, wollte es wecken, rief es weich mit süßen Namen, faßte nach seiner blassen, magern Hand. Kalt und feucht war diese, kalt und hart das Gesicht, der Mund bewegte sich nicht, kein Hauch wehte mehr aus selbigem; da fiel ihm plötzlich ein: „Das Muetterli ist tot!" Da entfiel ihm das Kacheli, und ein Wehlaut, als ob ein Himmel gesprungen wäre, tönte durch die Hütte.

Als die Leute kamen, fanden sie Kätheli bei seinem Muetterli auf dem Bette liegen, weinend und bittend, daß Muetterli wieder lebendig werde, oder daß es auch sterben könnte. Aber das Mutterli erwachte nicht, das Herz des armen Kindes brach Gott noch nicht. Doch deckte ihm der Allgütige mit Finsternis seine Seele. Es sah nicht, wie man den bloßen Leib des toten Mutterli nähte ins weiße Leichentuch, und als es wieder helle ward, kannte es die steife, weiße Gestalt nicht, die so schmal und lang auf dem dürftigen Lager lag. Das war sein lieb Mutterli nicht! Und unheimlich ward ihm im Stübchen, es war ihm, als wenn es anders-

wo dasſelbe ſuchen müßte. Und wenn es es nirgends fand im Häuschen und es hinaustrat und über ihm der blaue Himmel ſich ſpannte und die Sternlein glänzten und blinkten, ſo ward ihm, als müßte ſein Mütterli da oben ſein. Und wenn die Sterne ſo freundlich winkten, ſo mahnten ſie es an ſein Mutterli, und es ſah von Stern zu Stern, ſuchte den, welcher am freundlichſten winkte, ſuchte des Mutterlis freundliches Auge, welches ſich ja nicht ſchließen konnte über ſeinem armen Kinde. So ſuchte es, bis die Weiber im Hauſe es ſuchten und es holten in des unheimlichen Stübchens ſchaurig Dunkel.

Endlich kam der Begräbnistag. Die Weiber des Hauſes, angetan mit rötlichen Fürtüchern und halbganzen Halstüchern, die einſt ſchwarz geweſen waren, gingen hinter dem Sarge her und meinten ſich, daß es einmal an ſie gekommen, jemand die letzte Ehre zu erweiſen. Kätheli ging betrübt, faſt wie im Traume, hinter dem Sarge her; daß da in dem Kaſten das gute Mueterli ſei, konnte es ſich nicht denken. Es war ihm, als müßte dasſelbe dahergeflogen kommen aus weiten Lüften her, müßte hinter ihm ſein, jetzt und jetzt mit ſeinen treuen Armen es umfangen. Aber ſtille blieb es hinter ihm, und auf dem Kirchhofe ſtand man endlich, in die Gruft ward der Sarg geſenkt, und über ihm ſchloß ſich die Erde. Da ward es Kätheli, als werde ihm der Himmel ſchwarz, als decke man über ſein Herz das Leichentuch, welches man vom Sarge genommen, als ſtehe es in finſterer Nacht einſam in unendlicher Öde, ohne Troſt, ohne Liebe, alleine, ganz alleine! Da ſchrie es auf in markdurchbebendem Schmerze und wollte dem Mueterli nach ins Grab, war ja da unten ſein Licht, ſeine Sonne, ſchwarz hier oben der Himmel über ihm! Solchen Schmerz hatten die Weiber noch nie geſehen, mit Gewalt mußten ſie es vom Grabe weg in die Kirche führen.

Auf dem Heimwege tröſtete es jede auf ihre Weiſe. „Tu doch nit ſo nötlich!“ ſagte die eine, „es iſt dym Mütti gut gange, und einiſt muß me ja geng ſterbe, gäb de e chly früher oder e chly ſpäter.“ „Plär doch

nit so!" sagte die andere, „es treyt dr nůt ab, dsMůtti wird doch drvo nit meh lebig." „Schwyg doch, schwyg!" sagte die dritte, „es ist dr ja nit emal sövli ůbel gange, du chunnst jetzt de zum ene Bur u hesch i drOrnig z'esse u lehrst werche, dă Weg hătts ja nůt us dr gă." „E Meiteli," sagte die vierte, „denk o, was de erbe chast! Drei Kittle no het dsMůtti u Hemmli u Scheube e halbe Schaft voll, und das alles ist jetz dys. E Meiteli, briegg doch nimme! Denk, das alles ist jetz dys!" Aber das Meiteli wollte sich nicht trösten lassen, es war ihm, als könnte es nicht aufhören, bis die Augen ausgelaufen, das Herz ausgeweint sei. Die Weiber ärgerten sich endlich ůber das arme Kătheli und meinten, sövli dumm hătten sie doch noch keines tun sehn, und sei doch nicht einmal dr wert.

Nun war Kătheli alleine, und eigentliche Gevatterleute hatte es keine. Es war in einer öffentlichen Anstalt einer Stadt geboren worden, und da treten mit armen Kindern bezahlte Gevatterleute an das heilige Sakrament und versprechen da um einen halben Gulden, so viel man will, denken aber nie an das Halten dessen, was sie um einen halben Gulden vor Gott versprochen haben.

Es kam also an den Gemeindrat, für das verlassene Kind zu sorgen. Es sei lătz, hieß es, daß das Mönsch nicht früher gestorben, die Verdinggemeinde sei vorbei, und jetzt můsse man aparti Můhe haben, und es sei doch fast nicht dr wert. Man wisse nichts Besseres, als der Almosner sorge für einen Platz, wie er könne und möge. Es sei neuis vo Kleidere da, sagte der Almosner, und öppis vo Köste heygs gă, er werde die Kleider öppe a die Köste sölle wende; dmKing se z'spare, trag nůt ab, dGmeind werd nit welle zahle u dsKing la erbe. Sobald ein Gemeindrat von den Kleidern hörte, dünkte es ihn, gerade so ein Meitschi hătte er nötig, und frug: „Was ist das für es Meitschi? Ich mangleti scho lang es Kingemeitli." Dem Almosner kam diese Einmischung unbequem, er meinte daher: es sei wohl kleins für es Kingemeitschi u chönn allerhimmelswelt nůt. „He, drum ists gut," sagte der Vetter vom Gemeindrat, der gefragt hatte, „wenn es öppis lehrt, und es ist besser, es syg z'klys als z'großes, dă Weg besserts

ihm all Tag. He ja! Nimm dus, es iſt am rechte Ort.“ „Ja,“ ſagte der Gemeindrat, es iſt mr öppe glych; aber ſo ganz blutts möcht ihs o nit, und öppe es Löhnli drzu, daß ih drby cha gſi, z'vil bigehre ih nüt, ih has de nit öppe wie die, wo nüt dra müſſe helfe zahle.“ „He, luegit mit de Kleidere, wie das iſt! Mi cha villicht öppis drvo für dsMeitſchi bruche, Köſte werde notti nit ſövli ſy. Und mit dem Lohn cha mes de mache, wenn de weißt, was dsMeitſchi öppe bruche chaſt.“ „He nu,“ ſagte der Präſident, „wer der Meinung iſt, daß der Almoſner und der Rapſer die Kleider nehmen ſollen an die Koſten und für das Meitſchi, und daß man dann dem Rapſer für das Meitſchi ein Löhnli machen wolle, was ne billig duech, dä heyg dHand auf!“ „Es hets!“ ſagte der Präſident.

Der Almoſner wäre lieber alleine gegangen, allein endlich dachte er, es ſei beſſer, eine Laus im Kabis als gar kein Fleiſch, und ſo gingen ſie beide miteinander, die Hinterlaſſenſchaft zu unterſuchen. Sobald die hausbewohnenden Weiber merkten, was es geben ſollte, ſtoben ſie daher aus ihren wackelnden Stuben, daß das Stübchen zitterte und es dem Almoſner und dem Rapſer angſt wurde, es überziehe. Die Weiber ſtrichen ihre Mühe um die Verſtorbene, ihre Dienſtleiſtungen heraus, und doch ſeien ſie arme Weiber, und billig wäre es, daß ſie auch etwas hätten für ihre Mühe. Die eine mangelte dies gruſam, die andere etwas anderes, und an Kätheli dachte keine, ſolange ſie bettelte. Endlich war jede abgefertigt, die eine mit einer Kappe ohne Spitzen, die andere mit Strümpfen ohne Fürfüße, die dritte mit Schuhen ohne Sohlen, die vierte mit einem Hemde ohne Ärmel; die beiden andern behändigten den Reſt, das heißt die brauchbaren und hoffärtigen Sachen. Da fiel den ſo mager abgeſpieſenen Weibern auf einmal das Kätheli, das arme Waisli, wieder ein, und daß es von ſeiner Mutter ſchönen Kitteln und Kappen, Hemden und Händſchen, Göllern und Gorſen nichts erhalten werde. Es werde nicht lange gehen, ſo werde man ſo Donnſtigs Bureplättere in Käthis Kleidern an einem Donnſtag in Burgdorf ſehen, und ſie arme Weiber hätten es doch weit übler gemangelt.

Was an den Reden dieser Weiber wahr geworden, weiß der Kalendermacher nicht. Jene Weiber behaupten zwar, an der Frau Almosnerin und an der Frau Rapserin Dinge bemerkt zu haben, die Käthis Sachen glichen wie ein Ei dem andern, aber solche Weiber sagen gar viel und haben es doch nicht gesehen und ebenso wenig gehört. Das ist richtig, daß wenigstens Kätheli nichts erhalten hat, mit knöpfigen Hemdern und kuderigen Fürtüchern wurde es ausgestattet, und durch das Kitteli, das es Sonntag und Werktag trug, hätte man stöckeln können, und die Blachen hätten keinen Faden angerührt, links nicht und rechts nicht.

Der Gemeinde wurde allerdings Bericht abgestattet und zwar folgender: Der Bettel sei öppe nicht viel wert. Der Almosner habe genommen, daß er dürftig die Kosten werde decken können und die Gemeinde nicht zu Schaden komme. Den Rest habe der Rapser genommen. Er sei aber auch nicht viel wert, und das Zwegmachen werde so viel kosten, daß man es fast ringer neu gekauft hätte. Wenn es dr wert gewesen, so hätte ihnen eine Steigerung sein müssen, damit hintendrein nicht etwa jemand sagen möchte, sie hätten sich gewärmt an dem Bettel, aber es hätte nicht die Kosten abgetragen, und in den Kosten alles drufzmachen, hätte sie doch auch nicht recht duecht.

Kätheli berührte dieses wenig. In seinem Herzchen hatte nur das Muetterli Platz, dessen Kleider aber nicht. Es tat ihm weh, unter fremde Leute zu gehen aus dem Stübchen fort, in dem sein Muetterli gestorben und noch beständig bei ihm war.

Die Weiber trösteten es. Es solle doch nicht so plären, sagten sie ihm, z'essen werde es öppe besser haben als bisher, Brod und Milch genug. Doch sollte es nicht meinen, es wolle der Bäurin alles breichen, das sei die wüsteste Täsche in der ganzen Gemeinde, und wenn es die zuweilen taub mache, so geschehe es ihr nur recht. Und wenn sie es dann prügle oder balge, so solle es sich dessen nicht achten, beides sei ja bald vorbei.

Kätheli sollte Kindermädchen sein und daneben werchen lernen,

und aparti wüſt ging man in den erſten Tagen nicht mit ihm um. Aber bald böſete es. Alles ſollte es ſchon können, was man es erſt lehren ſollte, und wenn es etwas nicht konnte, ſo wurde es entweder geſtraft oder verhöhnt. Dann weinte Kätheli bitterlich, und daran hatten die einen ihre Freude, die andern ihren Ärger. Die, welche an ſeinem Weinen Freude hatten, reizten es bei jedem Anlaſſe zum Weinen, und die, welche daran ihren Ärger hatten, prügelten es, ſooft es weinte.

Ganz beſonders unglücklich ward das arme Kätheli, wenn man ihm ſein Muetterli ſelig vorhielt, darum log man ihm auch über das Muetterli die wüſteſten Sachen vor und dichtete demſelben das Schandbarſte an. Wie man dadurch auf die ſündhafteſte Weiſe ein Herz mißhandle, fiel niemand bei. So ein Gütermeitſchi kam ihnen vor akkurat wie eine Maultrommel, die man tönen macht, ſobald einem die Luſt ankömmt, und die tönen ſoll bald ſo, bald anders, je nachdem man den Laun hat, ohne daß man von ferne daran denkt, daß ſolch Spiel der Maultrommel wehtun könnte.

Zuweilen verſuchten ſie das Rühmen an ihm, ſagten ihm, wenn es gut tue, recht fleißig ſei, ſo müſſe es an der Sichelten Wein, Fleiſch und Küchli genug haben. Der Bauer gehe auf die Sichelten expreß nach Bern und faſſe dort Wein, ein ganzes Fäßchen voll vom allerbeſten, dort der große, fette Urfel werde gemetzget und müſſe ganz gegeſſen, und die Ankenhäfen im Keller ſolle es einmal zählen, und die müßten alle verküchelt ſein. Da könne es eine ganze Nacht und einen ganzen Tag eſſen und trinken, ſo viel es möge, und was ihm am beſten dueche.

So ward ihm die Sichelten ausgemalt mit glänzenden, lockenden Farben, bis dieſelbe ſich nach und nach in ſeine Gedanken niſtete und dort ihren Platz neben dem Andenken ans Muetterli nahm. Noch nie war das Kind an einer rechten Sichelten geweſen, hatte ſein Lebtag nie Fleiſch, Wein, Küchli gehabt, ſo viel es wollte, ja in den letzten Zeiten von dieſen drei Dingen gar nichts. Wenn ſchon zuweilen eine gute Frau Fleiſch oder eine Halbe dem

kranken Muetterli gebracht hatte, so hätte Kätheli nie davon versucht, wie dringlich das Muetterli ihm auch bot. Es hatte gesagt, es liebe es nicht, damit das Muetterli desto mehr erhalte. Jetzt trat nach langer Entbehrung die Sichelten mit ihrem Reichtum in seine Einbildungskraft fast wie ein schöner, glänzender Sonntag, schwebte tröstend vor seinen Augen in den Betrübnissen seines Lebens. Die Sichelten war der helle, blanke See, in den es alles Leid versenkte, der unerschöpfliche Becher der Freude, aus dem es sich alle Tage erquickte, die goldene Sonne, die ihr Licht warf in die tiefste Nacht hinein; dieser einzige Tag wog ihm, was einem Juden sein Glaube an das Tausendjährige Reich. Oh, wer doch in eines Kindes Herzen die Pracht schauen könnte, mit welcher es einen solchen Tag bekleidet, die Kraft und Macht ermessen, welche ein solcher Tag übt, schmecken könnte der Wonne Süßigkeit, mit welcher er des Kindes Seele überströmt in dessen einsamen Stunden, der hätte seinen Mund gesetzet an den Born, aus welchem ewige Jugend quillet.

Wie erquicket nicht die Neujahrsfreude der Kinder die alten, kalten Elternherzen, und was ist doch das Äußere gegen das Innere!

So freute sich das arme Kätheli und arbeitete immer emsiger, weinte weniger, wartete der Kinder treulicher, und als endlich die Sichelten kam an schönem, hellem Samstag, als der Bauer mit dem Fäßchen kam, der Metzger über den Urfel, die Bäurin über die Ankenhäfen, da schwoll sein kleines Herz in unendlichem Entzücken. Es dachte nicht mehr an sein gutes Muetterli, wie auf Rädchen fuhren seine Beinchen über den Boden, in freudiger Ungeduld pochte sein Herzchen dem Abend entgegen, wo die Sichelten angehen sollte. Unverhohlen leuchtete seine Freude im Hause und ums Haus einem hellen Scheine gleich, und diese seine erste Freude ward den einen zum Ärgernis, den andern zum Spott. Absonderlich gönnte sie ihm die Bäurin nicht, sie konnte in diese Freude hinein ihre Seele nicht stecken wie in die Kleider des armen Muetterli ihren Leib.

Das Korn kam heim und war abgeladen, mit Rauch die Küche angefüllt, am Himmel graute der Abend, die Sonne war auch an

die Sichelten gegangen zu ihren lieben Sternlein, sie hatte sie wohl verdient nach herrlichem Erntewetter. Heiß war es drinnen in der Stube, und noch heißer ward es durch die dampfenden Speisen, die den Tisch bedeckten. Die Fleischsuppe ließ Wolken steigen, dann war der Sauerkabis nicht minder heiß und auch die Schnitze nicht, auch Speck war da und etwas Voressen und Fleisch von mancher Art, und Gläser und Flaschen sah man auf dem Buffert.

Ums Haus drehten die Menschen sich, und erst auf den dritten Ruf aus der Bäurin selbsteigenem Munde drehte das Volk sich der Türe zu, voran die Männer, über die Schwellen stopfend und ihre Pfeifen ausklopfend an den Türpfosten, die Mädchen zimperlich, als ob es in den Tanzsaal ginge und von da in die Hochzeitkammer, und hintendrein mit klopfendem Herzen Kätheli, fast wie ein Frommer geht, wenn vor ihm aufgetan werden des Paradieses Pforten. Zwischen den mächtigen Leibern verschwand am Tische das kleine Kätheli, nur ein Ärmchen von ihm ward sichtbar am Tische und ein Händchen, und ein schmaler Weg nur blieb, der mühsam zu seinem Munde führte. Aber Kätheli war er weit genug, und es begehrte keinen breitern, an Behaglichkeit war es nicht gewohnt.

Mühselig löffelte es seine Suppe, und sie schmeckte ihm so gut! Züchtig gabelte es im Kabis, aß mit Wohlbehagen dazu ein Stücklein Brod und schnitt sich dazu mit Bescheidenheit ein Stücklein Speck. So legte es freudig den kleinen Grund im großen Feste, konnte nicht stillehalten unterm Tische seine kleinen Beinchen und mochte wiederum fast nicht warten, bis die Gläser kamen, der Bauer nach den Flaschen griff, die Gläser voll wurden und das Gesundheitmachen begann, das so oft erst am lichten Morgen sein Ende findet. „Kätheli, duechts dih gut?“ fragte man hier, fragte man dort mit scheinbarem Wohlmeinen, und wenn es „Ja!“ sagte mit aufrichtigem Wohlbehagen, so strichen mißgünstige Schatten über die einen Gesichter und über andere der Kummer, das arme Kätheli möchte an den guten Sachen nur zu wohl sich sein lassen.

Endlich fand es der Bauer an der Zeit, nach dem Weine zu greifen und zum seltenen Essen den noch seltnern Wein zu fügen. Jetzt wars, wo das Abgekartete offenbar werden sollte über dem armen Kinde. „Jetzt wollen wir dir was zwegmachen!" sagte ein mächtiger Schlingel zum Kinde, „das wird dich erst gut duechen!" Er nahm das größte Glas und begann darein zu brocken: Brod und Speck, Kabis und Schnitz, Fleisch von allen Sorten, Küchli und Hamme, darüber schüttete er einen Löffel Kabisbrühe, einen dito Schnitzbrühe, Voressenbrühe, füllte das Glas mit Wein zu, rührte alles wohl durcheinander, und als alles wohl durcheinander war, stellte er das Glas vor Kätheli und sagte: „Seh, friß jetzt das, sonst bekömmst du nichts mehr!" Es schüttelte Kätheli beim bloßen Ansehen, es weigerte sich. Man sprach ihm zu, es solle nur versuchen. Der bloße Versuch erschütterte es, es legte den Löffel weg. Da begannen die Jungfrauen einzureden, das sei so der Brauch für jeden, der zum ersten Mal an der Sichelten sei, und Knechte und Bauern und Söhne redeten und fluchten, es müsse vom Tisch, kriege gar nichts mehr, wenn es nicht dran hingehe, das Glas ausesse; ein Sturm in allen Tönen drang ein auf das arme Kind. Es hatte noch so wenig gehabt, die eigentliche Herrlichkeit noch gar nicht gekostet, die Hoffnung zum Bessern trieb es zum Kosten, weinend faßte es sich ein Herz, begann zu löffeln im Glase, schluckte Löffel um Löffel hinunter. Es wurde blaß darob, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, die Hand versagte ihm den Dienst, aber es minderte doch im Glase, die Hoffnung auf das immer näher kommende Bessere hielt es aufrecht, es brachte die Schweinerei zu Ende, atmete hoch auf und freute sich des frei vor ihm liegenden Bessern.

Da füllte der gleiche Hund noch einmal das Glas, füllte es noch teuflischer, stellte es noch einmal vor Kätheli und sagte: „Seh, friß das noch aus, du magst das sauft!" Da weinte und wehrte Kätheli sich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, aber da waren keine Steine, sondern sogenannte Menschen. Das gleiche

Spiel ging wieder an mit Drohen und Zureden, und niemand wehrte der viehiſchen Luſt. Schauer um Schauer liefen dem armen Mädchen den Rücken auf, kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne, aber endlich mußte es von neuem anſetzen, während eine Magd hier pfüpfte, eine Taunerin dort und die Kinder vor Wolluſt gar nicht warten mochten, ſondern immer riefen: „Gſchwing, gſchwing!“ Des armen Mädchens ſichtbar ſteigender Ekel war ein herrlich Luſtſpiel für dieſe Sauſeelen. Als endlich die gemißhandelte Natur des armen Kätheli ſich empörte, losplatzte einer lang verhaltenen Kraft gleich, da platzte brüllend los das lange verhaltene Gelächter viehiſcher Luſt, und mit möglichſter Eile wurde das halb bewußtloſe Kind hinaus in den Stall geſchafft aufs Stroh unters Vieh, dort fand es Ruhe; die drinnen aber aßen nun zu, was das Zeug hielt, und würzten ihr Freſſen mit ihren Heldentaten und des armen Mädchens Seelenangſt. Die einen freuten ſich des gelungenen Bubenſtücks, die andern der Broſamen, die das arme Kind nicht eſſen konnte, die ſie erſparten für den morndrigen oder einen andern Tag. Draußen lag dasſelbe im bitterſten Weh zum Sterben, die Stürme der Natur wollten ſich nicht legen, verzehrten ihm auch die Kraft zum Weinen.

Endlich legen alle Stürme ſich, dann kömmt die Erſchöpfung, und in die Erſchöpfung hinein ſchlich ſich, wie Gottes gütige Hand für die Kinder es geordnet hat, der Schlaf, ſänftigte die bebenden Nerven, löſte von der Seele das Weh, goß Balſam ins wunde Herz. Als das Weh verſcheucht, die Seele geſänftigt war, da bildete Gottes gütige Hand auf der kindlichen Seele klarem Spiegel ein helles Wölklein, und das Wölklein ſchwoll an, und aus dem Wölklein hervor ſchwebte ſein Muetterli jung und ſchön, zog mit friſchen Armen es an ſeine blühenden Lippen und herzte es nach Herzensluſt, ſchwebte mit ihm durch blühende Gärten in ein herrlich Haus und labte es dort auf himmliſche Weiſe, daß Kätheli nicht wußte, wie ihm ward, daß es es dünkete, es ſchwimme in unendlichem Meere, und das Meer ſei lauter Seligkeit. Da legte es ſich wonne-

trunken neu in der Mutter Arme, die aber trug es auf hohen Altan, und von dort sah es weltentief durch wirbelnden Rauch und Feuer hinunter in einen schrecklichen Schlund, und in des Schlundes tief unterstem Grunde sah es sieben Säumelchtern stehn wie Weiher groß, wie Seen tief. Über jeder schwebten sieben Teufel, und jedem der sieben Teufel trugen sieben andere den wüstesten Kehricht und Kot, den sie in der Hölle weiten Schlünden fanden, zu, und diese brocheten ein in die feuersprühenden Melchtern, denn diese waren eisern, und unter jeder saßen sieben Teufel, und jedem trugen sieben andere Holz zum Feuern zu, daß die Funken prasselten in weiter Runde garbenweise. Um jede Melchter aber saßen sieben Meister und ihre sieben Weiber, und jede hatte sieben Kinder, sieben Mägde, sieben Knechte, sieben Tauner und sieben Taunerinnen, und ein jedes war geschlossen mit sieben feurigen Ketten an die eiserne Melchter, und jedes hatte nur einen Löffel in der Hand, aber er war groß wie eine Saukelle und sprühte Funken weit umher in der Runde. Mit den feurigen Löffeln mußten sie löffeln aus den feuerkochenden Melchtern der Hölle Kot und Kehricht, mußten ihn löffeln in den glühenden Schlund hinein, heulend im grimmigsten Schmerz, in wütender Pein. Aber hinter einem jeden standen sieben Teufel, und jeder hatte sieben feurige Geiseln in jeder Hand, und, wo einer zagte und zögerte, zauderte und zappelte, heulend zeter und mordio, da hieben die sieben Teufel mit ihren sieben Geiseln in jeder Hand, daß Feuer und Fetzen spritzten weitum in der Runde. Sie wanden sich, sie krümmten sich, reckten die feurigen Glieder hoch empor, daß Funken gen Himmel stoben, aber sie mußten essen in Feuer und Qualm die feurige Pein aus feurigen Melchtern mit feurigen Löffeln, konnten nicht verbrennen, mußten heulen und essen der Hölle Kot und Kehricht von einem Tag in den andern, von einer Ewigkeit in die andere.

Da drang es schmerzlich ins Herz des seligen Kindes, der Verbrecher Angst ward seine Angst, um die selige Mutter schlang es seine Ärmchen und bat die Mutter, daß sie Gott bitten möchte, zu

löschen dieses Feuer, zu lösen diese Verdammten. Aber ehe noch die Mutter gewähren konnte die Bitte, da betete es selbst in kindlichem Vertrauen: „Ach Vater, sei gnädig und barmherzig und lösche das Feuer mit dem teuren Blute und vergib ihnen ihre Missetaten, denn sie wußten nicht, was sie taten."

Als es so betete, wehte ein unaussprechlich Säuseln über Mutter und Kind, und in dem Säuseln war der Unaussprechliche, und das arme Kätheli schwamm wieder im seligen Meere, und des Meeres Wellen, gehorchend dem wehenden Säuseln, trugen Mutter und Kind an selige Gestade.

So träumte Kätheli. Ein anderer rüstete im Stalle ihm die Sichelten aus, welche in der Stube die Menschen ihm geschändet hatten.

Die angenehme Überraschung.

„Ach, ach, ach!" so seufzte es in eines Bierstüblis dunkelster Ecke und gruchsete dazu wie ein Roß, das Bauchweh hat. Aber es war kein Roß, eher ein Kamel und doch keins, es war ein Mensch mit einem verhunzten Gesicht und noch verhunztern Kleidern, aber die Haare hätte er gerne auf einer Seite gehabt nach der neusten Mode, und Stegreife hatte er unter den Beinen durch, wie die meisten Schreiber haben, von wegen sie sind gar bequem, die gespannten Hosen unter den Schreibtischen. Eine muntere Frau lismete am Fenster, drehte sich um und fragte: „Was Schinders hast, Vetter? Bist blaht, willst ein Gläschen Reckholderwasser?"

„Ach, ach, ach!" antwortete der Vetter. Da stand die Frau auf und sagte teilnehmend: „Bist krank, Fritz?" „Nein, noch nicht," antwortete Fritz, „aber ich wollte, ich wäre tot, und wenn ich wüßte, daß dsHänke nicht wehtäte und bald für wär, ich hänkte mich heut noch." „Ha, ha!" lachte die Base und sagte: „Du u hänke! Wann hat man je vernommen, daß sich ein Schreiber gehängt hat?" „Lachet nur, Base!" antwortete Fritz, „aber, wenn ich das Herz hätte, ich

täte es auf meine arme teure. Kein Geld, keinen Kredit, arbeiten mag ich nicht, das Stehlen gerät mir nicht, bschyße habe ich schon probiert, aber man glaubt mir nicht, heiraten habe ich auch wollen, aber es will mich keine; was soll ich anfangen? Gfresse muß ich doch haben, und ohne Saufen kann ichs nicht machen."

„Fritz, du bist e Möff!" sagte die Base. „Solche Leute wie du kommen heutzutag am besten durch die Welt, aber du bist noch zu dumm. Sieh nur den kleinen Eierli an, der hätte sich schon hundertmal gehängt, wenn er gleich den Mut verloren! Lern von dem, wie man ungehängt und ungeköpft durch die Welt kommen kann! Der kann dirs sagen." „Wenn ich nur wüßte, wo ihn antreffen!" sagte Fritz, „vielleicht wüßte der mir einen Ausweg, eine gute Heirat oder einen schönen Pfosten oder einen Lumpenhandel, in dem ich helfen könnte; das Maul hätte ich zu allem, und am Willen sollte es nicht fehlen." „Ordinäri trifft man ihn beim ‚Klösterli' an," sagte die Base, „wenn er nicht in Thun auf der Säge ist, wo er allerlei zu schneiten hat."

Da erhob sich Fritz, strich die Haare abseits ans rechte Ort, steuerte nach dem Eierli, traf ihn richtig beim „Klösterli" und trug ihm seine Seufzer vor. Da seufzte aber auch Eierli und sagte: „Es ist heutzutage nichts mehr zu machen; wo einer Sau nur ein Bratwurstzöpfli zum Füdle ausgugget, hängen schon zehn Mäuler dran. Pfosten kann ich dir keinen versprechen, es ist der Kehr an den Seeländern und Bistümlern, und wenn auch das nicht wäre, so sind deren Fötzel zHunderte, denen man helfen muß. Für Landjäger scheinen deine Beine nicht gut genug, und dHaltung fehlt. Für die Abwarte in Leisten und Bureaux ist gesorgt auf Kind und Kindeskinder, die zieht man jetzt selbst nach wie die Bauren den Kleesamen. Mit Heiraten ist es vielleicht etwas zu machen, aber für ein reiches Meitschi bist du zu wenig hübsch, und deine Beine sind zu dünn und deine Kleider zu schlecht. Mit einer Witwe könnte es eher geraten, die nehmen es nicht mehr so genau, wenn es nur einer ist. Wie hättest dus lieber, eine mit Geld oder eine mit Haus und Hof?" Fritz zog

das Geld vor. Da ſagte ihm der Eierli, er ſolle in drei Tagen wieder kommen, vielleicht führe er ihn dann zu einer. Aber zuerſt müſſe er ihm einen Neuentaler legen und, wenn es gerate, den Tag vor der Hochzeit noch drei andere. Fritz hätte gerne die Handgelder bis nach der Heirat verſpart, aber Eierli hatte nach der Hochzeit ſchon manchmal Schläge gekriegt ſtatt Geld, er ſetzte daher die Termine anders.

Fritz ging mit ſeiner Verlegenheit zu ſeiner Bäſi ins Bierſtübli von wegen dem Geld und dem Aufzug, in dem er erſcheinen ſollte; die gute Bäſi hatte ein gutes Herz und half in beidem.

Am beſtimmten Tage hatte Fritz nach Möglichkeit ſich aufgedonnert, gebürſtet, das Haar mit Ochſenfett geſalbet, die Löcher verſtochen, und eine berühmte Grämplerin hatte ihm eine ſchwarze Krawatte geliehen, die akkurat wie neu war, ſo daß er ein martialiſches Ausſehen kriegte, beſonders wenn er ſein ungewohntes Haar zurückſchlänggete aus den Augen, wie alte Hengſt auch tun, wenn ihr Stirnhaar ſie inkommodiert. Eierli begleitete ihn und redete viel. Fritzen aber klopfte das Herz.

Eierli ging voran, klopfte an, und ein Stübchen tat ſich auf, wo auf einem Ruhbett eine Witwe ſaß. Das Ruhbett war mit Liſchen gefüllt und etwas hart. Die Witwe auf demſelben war deſto ſaftiger anzuſchauen und hatte im Geſichte ſo eine angenehme Röte, daß man nicht recht wußte, war ſie eine Kellermagd geweſen, oder war ſie noch eine. Sie tat verſchämt, Fritz angreiflich. Eierli aber redete von der Stimmung der Herzen, dem Segen der Ehe, und wie beide zueinander paßten wie der Fuß zum Schuh. Sie tat ſchmäderfräßig und ſagte, wenn man es öppe machen könne, ſo ſei man am baaſten alleine, da mache niemand einem höhn, und man wüßte, was man hätte. Fritz aber ſagte, das hätte er auch geglaubt, aber, je mehr ſein Geſchäft wachſe, und je größer ſein Verdienſt ſei, um ſo lieber möchte er ihn mit jemand teilen, ihn ſo allein zu brauchen, erleide ihm, und wenn er an einem Sonntag auf Allmedingen fahre oder über Buchſee ins Sand ſo alleine, ſo müßte er immer denken, wenn

er nur eine Frau bei sich hätte; und dazu schlenggete er seine Haare hinterwärts dem berühmtesten Schreiber zTrotz und streckte seine Beine, so lang er konnte, damit man seine Stegreife sehe. Gerade jetzt komme er von Aarberg her, wo er ein vortrefflich Geschäft gemacht, aber durstig sei er, wenn nur jemand Wein holen täte. Wenn es ihm ein Gefallen sei, meinte endlich die Witwe, so könne ihre Magd gehen. Fritz schlenggete den einzigen Fünfunddreißiger, den die Bäsi ihm gegeben, auf den Tisch, wie wenn dort, wo der gewesen, noch hundert wären.

Die Witwe aber sagte, um den wäre es schade; wenn er es erlaube, so möchte sie ihn wechseln, sie liebe das Silber. So nahm sie ihn, schloß das Bureau auf, und Fritz ward es fast gschmuecht, als er dort wenigstens ein halb Dutzend volle Säckli stehen sah, wie man sie aus abgehenden Fürtüchern zu machen pflegt und Geld hineintut, ein halb Dutzend Strichlisäckli, die noch mehr Liebhaber zu finden pflegen als Strichlifürtech. Eierli zwitzerte mit den Augen, und als die Witwe zufällig mit dem Ellbogen an die Säcklein stieß, so gaben diese einen Klang von sich, einen Klang, der Fritzen durch die Seele drang und durch die Beine fuhr, daß er sie nicht mehr stillehalten konnte unterm Tische. Von da an ward seine Zärtlichkeit feurig und ungestüm, und die Witwe tat nicht uwatlig, und der Eierli hatte nichts mehr zu tun als Glas um Glas sich zu Gemüte zu führen. Sobald Fritzens Glut abzunehmen schien, öffnete die Witwe das Bureau und gab den Säcklein einen Mupf, dann schlug Fritzens Liebesglut wieder bolzgrad auf, und kurzum, ehe der Abend zur Nacht wurde, war die Hochzeit richtig.

Fritz ging wie auf Stelzen, und sein Geist hatte einen Schwung, der ihn weit, weit über eine Weibelstelle, der ihn bis an des Thrones Stufen führte. Dabei kam ihm wohl, daß die gute Bäsi ein gutes Herz behielt, denn noch manchmal mußte er dasselbe ansprechen für den Eierli, für Kleider, für Gemütsstärkungen sowohl für sich als für seine etwas rot angelaufene Braut. Sie freute sich ob ihres Vetters Aussichten, hatte sich aber doch ausbedungen, daß derselbe

den Tag nach der Hochzeit ihr die Vorschüsse erstatten solle. Fritz hatte es versprochen und wollte es auch halten.

Fritz war wie selig, ein einziger Kummer plagte ihn, wie er nämlich zum Schlüssel des braunen Bureaus gelangen würde, ob mit Liebe oder mit List oder mit Gewalt. Sein Glück am Hochzeittage ist nicht zu beschreiben, mit Maßen ist es nicht zu messen, mit Zentnern nicht zu wiegen, und seine Braut war so zärtlich, mit Klaftern mäße man es nicht aus, mit keiner Beißzange könnte man es fassen.

Aus zärtlichen Träumen weckte den jungen Ehemann die junge Morgensonne, als hold und etwas rot angelaufen die Geliebte neben ihm noch schnarchte. Golden schien die Sonne aufs dunkle Bureau durch den Umhang, drang wie ein Blitz in Fritzens Seele. Zsämmefüßlige springt der aus dem Bette und doch leise, nimmt nicht einmal Zeit, sich die Haare aus dem Gesichte zu schlenggen, macht sich über die Säcke der schnarchenden Geliebten her und sucht den verhängnisvollen Schlüssel. Er findet ihn, er stürzt zum Bureau, er schließt auf, und vor ihm stehen unangetastet, bolzgerade, vollgestopft die lieben, lieben Säcklein, aus Strichlizeug gemacht.

Fritz sieht sie an mit liebebrünstigen Augen, zählt sie einmal, zählt sie zweimal, und immer sind es ihrer sechse. An einen klopft er mit leisem Finger, oh, wie klingt das so herrlich, wie klingt das so schön! Er lüpft an einem mit Macht, bis das mürbe Säcklein kracht! Da löst er mit leisem Finger das umgeschlungene Band, ein altes Strumpfband wars der Geliebten, doch an die denkt er nicht, und mit zitternder Hand greift er leise ins offene Säcklein, greift nach einem Stück und bringt es an die Sonne. Da schlengget er wild die Haare zurück, da wischt er die Augen mit Hand und Hemd, da greift er noch einmal ins offene Säcklein mit voller Hand, und was hat er drinnen? Da greift er rasch mit beiden Händen nach des Säckleins beiden Zipfeln und stürzt es um und um. Mit schrecklichem Gepraſſel fährt sein Inhalt raus und rollt dahin, aber nicht Fünfunddreißiger sinds, nicht Neutaler, nicht Dublonen, nicht ein-

mal Züriböcke oder Luzernerfünfbätzler, sondern Aarenblättli sinds, Aarenblättli, lauter Aarenblättli! Vor denen steht Fritz wie ein Stein und weiß noch immer nicht, soll ers glauben oder nicht, und hinter ihm erwacht die Geliebte vom schrecklichen Gepraſſel und weiß auch nicht, was es iſt.

Und wie und wann ſie zu ſich ſelbſt gekommen, das kann man beim kleinen Eierli vernehmen.

Volk ringsum, einer auf eim Baumast:

„O Volk! Du liegst mir im Herzen, du liegst mir im Sinn! Du bists, in dem die Kraft noch natürlich wohnt, nicht verhunzt ist, daß du das Rechte trifft von selbst, gleichsam wie die Kuh den Klee von der Nessel zu unterscheiden weiß ohne Naturgeschichte und Wissenschaft. Du bist, was der Hebel in der Mulde, Essig und Öl am Salat; ja freilich, dein gesunder Sinn, o Volk, ists, der uns gerettet hat, dato rettet, retten wird in alle Ewigkeit. Ja, o Volk, Volk, Volk, du bist der große Ring, der keinen Anfang hat und kein Ende hat und darum ewig ist, darum ewig ist, o Volk, ewig, ewig Volk!"

Lustige Brüder mit grünen Hüten, mitten unter ihnen wird ein Türlistock lebendig und fängt an zu reden:

„O Eidgenossen, o Schützenbrüder, o Helden, o Tell, oh, oh, oh! Ihr seid des Vaterlandes Herzkasten, ohne euch wäre es ein fauler Apfel! Denkt an Morgarten und Laupen, an Murten und Sempach! Denkt, o denkt, o Schützenbrüder, o Eidgenossen, oh, oh, oh!"

Ein alter Schimmel, von dunkelblauer Mannschaft umringt:

„Waffenbrüder! Stolz des Vaterlandes! Ja, mit Recht nenne ich euch Stolz des Vaterlandes, ist doch mein Stolz und meine Ehre, an eurer Spitze zu sein. Jeder unter euch ist ein Winkelried, ein geborner Held, ich weiß es, ich habe Proben! Eure Muttermilch war ein Saft der Tapferkeit, eure Herzen sind von Eisen, euer Mut ist unsern Bergen gleich, die haben auch noch nie gezittert. Wenn Feiglinge das Vaterland verraten, wenn die Tagsatzung eine hohle Nuß ist und in den Ratssälen kein Rat, dann rettet ihr das Vaterland, ich weiß es, ich habe Proben! Ihr seid sein Trost und sein Hort. Und wenn Feinde kommen mehr als Sand am Meer, ihr werdet sie besiegen, ihr werdet sie vernichten, ihr werdet kein Glied ganz lassen an ihnen! Ja, das werdet ihr, ich weiß es, ich habe Proben! Brüder, lebt wohl, rechts in die Flanke, links um, auseinander, marsch!"

Eine Herde, in der Mitte ein Bär:

„Meine Herren! Ihr seid das Salz der Erde! Wenn aber das Salz dumm wird, womit will man salzen? Etwa mit Staatsmännern? Meine Herren! Noch ists in der Naturgeschichte nicht entschieden, ob dieselben in die Klasse der Tiere mit gespaltenen Hufen gehören, unter denen bekanntlich die Kuh die erste Stelle einnimmt, oder unter die mit ganzem Hufe, deren Zierde der Esel ist. Oder etwa mit den Pfaffen, mit diesen verfluchten Kuttenstinkern? Das sind ja bekanntlich nichts als verlaufene Ägyptier, welche den Läusen und Flöhen Mosis entrinnen wollten und es doch nicht können, in alle Ewigkeit nicht. Meine Herren! Staat und Kirche sind faul, keinen Groschen mehr wert. Ihr seid das Salz, welches die Fäulnis vertreiben soll, auf euch, meine Herren, wartet die Welt! Täuscht sie nicht, verliert meine Hefte nicht, dann schafft ihr eine neue Zeit, aus euch kömmt das Heil in Israel!"

Verblüffte Jungens umringen eine schwarze Krawatte und haben das Maul offen.

„Meine jungen Freunde! Die Sonne ist aufgegangen, die Sonne der Bildung und Aufklärung, und ihr seid ihre schönsten Strahlen! Ihr seid berufen, die Welt zu erleuchten, zu beglücken, ja, zu beglücken. In der Bildung allein ist Heil für das Vaterland, liegt sein Glück, ja freilich, sein Glück, ja, ich möchte sagen, wenn man mir es nicht übel auslegen würde, seine Seligkeit. O meine jungen Freunde! Es ist der schönste Tag meines Lebens, wo ich euch begrüßen kann als die Beglücker des Vaterlandes, als seine Hoffnung, seine Seligkeit, denen es sein köstliches Kleinod anvertraut. Ja, es ist der glücklichste Tag meines Lebens, wo ich zu euch, meine lieben jungen Freunde, sagen kann: Freunde, Brüder, gehet und rettet das Vaterland! Ja, rettet die Welt, denn die Träger seid ihr der höchsten Blüte des Menschengeistes, Besitzer der bedeutungsvollsten Erfindungen aller Zeiten, und, was die Pfaffen auch sagen mögen, macht sie zum Gemeingut der Menschheit: die Lautiermethode führt ein, und mit der Satzlehre führt das Kind in den heiligen Tempel der Sprache! Brüder, Freunde, das tut, aus der Pfaffengewalt rettet ihr die Welt!"

Kinder lullen am Daumen, ein Herr spricht:

„Teure Jugend, Kinder des Vaterlandes! Kinder, auf euch warten wir, auf euch wartet das Vaterland! Ach, wir sind ein armes, ein trauriges Geschlecht, wir wären nichts, wir wären gar nichts, wenn wir nicht geneigt zu allem Bösen

und untauglich zu allem Guten wären. Ihr aber seid unsere Hoffnung, unser Trost, an euch wollen wir alles, alles wenden und von euch alles Gute erwarten, ach, für uns ist alle Mühe eitel, und Hopfen und Malz wäre an uns verloren. Ja, liebe Kinder, darum folget brav euren Lehrern und euren Müttern, und dann wird alles schon gut kommen, und ihr werdet die Freude eurer braven Eltern werden, eurer braven Eltern, die so viel für euch tun, ja, für euch tun, als es ihnen nur möglich ist. Ja, Kinder, heyt drs ghört? Lehret brav und folget geng, so werdet ihr Männer und Mütter werden, die dem Vaterland zur höchsten Ehre gereichen. Ulf euch chunnt jetzt alles a."

Ein Gügger auf einem Zaunstecken,
Mucken tanzen in der Sonne und singen dazu herrlich:
„Rufst du, mein Vaterland."

Als sie ausgesungen, strengt sich der Gügger sehr an und spricht:

„O glücklicher Tag! Ach, wenn ich singen könnte, ich sung! Aber dieweil ich nicht singen kann, so will ich in Worten es auszudrücken suchen, das Glück, daß ich endlich weiß, warum Gott die Sonne scheinen läßt, wem wir zu verdanken haben das herrliche Licht und die Wärme, die über alles ist, welche die Beeren reifet, die ich fresse.

Euch haben wir es zu verdanken, euch, ja, euch! Ohne euch wäre die Sonne nicht, denn worin solltet ihr tanzen und singen, wenn die Sonne nicht wäre? Aber eben damit ihr tanzen und singen könnt, hat Gott die Sonne gemacht. Darum sollen euch danken alle Völker der Erde, ich aber bin so frei, auszurufen: Die, denen wir Licht und Sonne und Wärme zu verdanken haben, sie leben hoch und zum ersten Mal hoch und zum zweiten Mal hoch und zum dritten Mal hoch! Sie leben wohl, sie leben wohl, sie leben tausend Jahr! Drlú, drlú, drlú" usw.

Eigene Meinungen.

1.

In furchtbarem Regenwetter, wo es wie mit Melchtern goß, sah man eine Frau einen ganzen Tag in ihrem Plätz gruppen, das Fürtuch über den Kopf. Es konnte niemand begreifen, was sie da mache, sie mußte wenigstens einen Zoll tief ins Fleisch naß werden. Endlich konnte eine Gwunderige es nicht länger aushalten, nahm das Parisol, ging zum Plätz und fragte: „Aber Stúdi, was machst auch den ganzen Tag am Regen?" „Ich setze Bohnen," sagte Stúdi. „Aber du meine Güte, kannst du das nicht an einem andern Tage tun als heute,

wo es mit Zübern hineinschüttet?" „Nein, Marei, das kann ich nicht, sie müssen heute gesetzt sein, schon Mutter und Großmutter haben sie immer heute gesetzt." „Aber was ist dann heute für ein Zeichen?" fragte Marei. „Es ist kein aparti Zeichen, aber ich will dir was sagen, aber du mußt mir versprechen, es niemand wieder zu sagen, ich begehre nicht, daß es alles wisse. Es ist heute Bonifaztag, das ist der recht Bohnemacher und kein Tag im ganzen Jahr so gut, um sie zu setzen. Merke dir den, Marei, aber sag es sonst keinem Menschen!"

2.

„Aber Frau, was tust du doch unwirsch und fahrst herum, als ob du sturm an der Leber wäreſt?" fragte Hans, der Bauer. Da fing Anni, seine Frau, gar jämmerlich zu weinen an und sagte: „Ach Hans, Hans, ich weiß nicht, was das z'bedeuten hat, aber gewiß geht es uns nicht mehr gut, und wir kommen um unsere Sache." „Was hat es denn gegeben?" fragte Hans erschrocken. „Denk o, Hans, Hans, heute ist Charfreitag, und ich habe kein brütiges Huhn, und solange wir hausen, habe ich am Charfreitag noch immer ein brütiges Huhn gehabt und die meisten Mal zwei. Auf keinen Tag im Jahr habe ich mich mehr geachtet als auf den, und jetzt kein brütiges Huhn!" Und erbärmlich weinte die Frau. „Schwyg nur, Anni!" sagte Hans, „es wird schon noch geben, es hat noch alle Jahre brütigi Hühner gegeben und wird so lange geben, als die Welt steht." „Ih schyß druf, was frage ich dann darnach! Am Charfrytig will ich unterlegen, da fehlt mir nie ein Ei, und drVogel nimmt mr kes Hühntschi, und jetzt ist kei Täsche brütig!" Und Anni wollte sich nicht trösten lassen, geb wie Hans sagte, dHühner und drCharfreitag werden einander öppe wenig angehen. Er sei ein Uchrist und e ungläubige Hung, sagte ihm Anni.

3.

„Aber Frau, wo bleibt doch ums Himmelswillen dsMeitschi? Wir haben heute so viel Heu zu kehren und einzumachen, daß es sich nicht erleiden mag, daß eins am Schatten hocket!" so rief Benz zornig ins Haus hinein. „Es ist neue nit ganz zweg," sagte die Frau. „Am Essen hat man ihm heute nichts angesehen," sagte Benz, „und wer essen mag, mag auch arbeiten, es soll füre oder ich will ihm Beine machen!" „Denk o, Benz," sagte die Frau, „du könnteſt dich vrsünge! Es mag dsNasse nit erlyde." „Es ist längste nimme naß, und es wär afe wunderlig, wenn e Buretochter dsNasse nit möcht erlyde. Aber ih wills ga füregä, dä ful Blätter!" So rief Benz und wollte nach dem Hinterstübli. „Los, Benz," sagte die Frau, „tu nit wüst! Ich will dir grad ufrichtig sagen, was ist. Du weißt, dsMeitschi hat so leidi Züpfe und so kurzes und strubs Haar, daß dZüpfe grad sy wie Säustileni, und es ist schon manchmal

ausgelachet worden deretwegen. Da hat man ihm angegeben, wenn man am längsten Tag sich den ganzen Tag strähle und das Kürzeste so gut als möglich ausmache, so bekomme man das schönste lange, glatte Haar, wo man sich denken könne. Und jetzt strählt sich ds Meitschi, das ist dr ganz Handel, und du wirst öppe nit welle drUflat machen und ihm dvor sy."

An dieser Auskunft ersättigte Benz sich völlig und ging dem Heuen nach und ließ das Meitschi aus kurzen Zupfen lange machen. Wäre noch mancher kommod.

4.

„Frau, laß doch Anken aus!" sagte Joggi. „In drei Tagen machen wir unser Korn ab, am Samstag muß Sichelten sein, und da brauchts Anken, wenn man kücheln will." „Und ich lasse in dieser Woche keinen Anken aus, und am Samstag kann die Sichelten nicht sein, und mit dem Kornabmachen kannst du abwarten bis die andere Woche." „Aber es ist doch so schön Wetter, und das Korn ist mehr als reif." „Sygs oder sygs nit," sagte die Frau, „aber im abgänden Mond lasse ich keinen Anken aus, du weißt ja wohl, wie er mingeret im Hafe. Im ufgände Mond und bsungerbar im Vollmond muß man den Anken auslassen, da mehret er ja fast ds Halbe. U sött ih jetzt ga usla, du Löhli, won is ds Korn nit dvolauft uf em Acker und is o niemer stihlt. Am Samstig ist Neu. Di angeri Wuche chas es de gä."

Das faßte Joggeli, und das Korn blieb draußen und lief nicht davon, aber das Wetter wartete nicht auf den Anken.

Etwas für den Glust und etwas für die Zufriedenheit.

1.

Auf einer kleinen Insel in der Ostsee war vor dreißig Jahren noch kein Bettler gesehen worden. Da geschah es einmal in einem strengen Winter, als die See bis zu der Insel zugefroren war, daß ein Bettler auf den Einfall kam, die Eisbahn zu versuchen und auf die kleine Insel betteln zu gehen. Der alte Mann kam, ohne daß ihn jemand bemerkt hätte, auf der Insel an und stellte sich sogleich in die offene Türe des ersten Hauses, auf welches er traf. Alles, was im Hause war, stürzte heraus zu dem armen Manne, holte ihn in die warme Stube, wo er bewirtet und reichlich beschenkt wurde. Dann führten sie ihn im Triumphe zum nächsten Hause, wo er wieder singen und beten mußte, worauf er nun von allen zum dritten Hause geführt wurde, so daß hier die ganze Insel, groß und klein, Herrschaft und Gesinde, um ihn versammelt war. Die guten Leute überschütteten ihn mit Kleidern und Lebensmitteln, so daß

er nicht imſtande war, alles fortzutragen. Auch Geld bekam er dreimal ſo viel, als er hatte erwarten können. Die Dienſtboten allein hatten drei Taler für ihn aufgebracht. Als er endlich die Inſel verließ, waren die Leute ordentlich traurig, und er mußte ihnen verſprechen, daß er recht bald wiederkommen werde.

Muß ſo was Leute nicht recht gluſtig und wehmütig machen, welche jährlich zwiſchen achthundert und neunhundert Bettlern vor der Türe haben, allen geben müſſen und keinem helfen können? Muß dann das ſo ſein, oder wäre es anders zu machen?

2.

In Neuſüdwales hatte ein Mann ſein Weib ermordet. Der Tatbeſtand iſt ermittelt und eingeſtanden. Aber der Mörder kann nur durch die Geſchwornen verurteilt werden, und die Geſchwornen ſind größtenteils ehemalige Verbrecher, und die machen ſich einen Spaß daraus, den Mörder freizuſprechen. „Er hat recht gehabt," ſagt ein Geſchworner, „das Weib umzubringen, ich hätte es auch ſo gemacht." Ein paar ehrliche Geſchworne wollten Einwendungen machen. Jener aber zieht den Stiefel aus, ſetzt ſich auf den Boden und verflucht ſich, er werde den Stiefel freſſen, um ſich vor dem Hungertode zu ſchützen, wenn die Geſchwornen (die eingeſperrt bleiben, bis ſie in ihrem Urteile einſtimmig ſind) lange uneinig bleiben. Die, welche ſeinesgleichen waren, lachten, überboten ihn in Ungezogenheiten, bis die ehrlichere Minderheit, aufs Äußerſte gebracht, ſich zum „Nichtſchuldig" bequemte.

So iſt es bei uns Gottlob noch nicht, aber...

3.

Es war ein Ort, und dort war ein böſer Mann, der gerne einen nahm und dann ein ſchändlich Maul bekam. Der hatte auch einmal einen genommen und richtig ſein ſchändlich Maul bekommen, und in dieſem Zuſtande verſündigte er ſich mit den Worten: er gäbte nicht einen halben Batzen für ihr Amtsgericht. Daß das übel anging, kann man ſich denken, auch wenn die Amtsrichter nicht im Aargau waren, wo man es mit dem Reden ungefähr hat wie in Bayren, nur daß man noch vor keinem Bilde knieend Abbitte tun muß. Wird aber ſchon noch kommen, wenn ſie den Lätt zum Bilde werden zuſammengebettelt haben. Dieſes Amtsgericht alſo, obgleich nicht im Aargau, fand auch, ſeine Würde ertrage ſolche Worte nicht, und ließ den Mann vor den Richter laden oder vor ſich ſelbſten. Der Kalendermacher weiß das nicht genau, aber alles wäre möglich. Je mehr Formen ſind, deſto größer iſt die Wahl, deſto leichter verſchießt man aber auch. Sein Verbrechen wurde ihm vorgehalten, er geſtand,

die Worte geredet zu haben. Da ward ihm in langer Rede die Gräßlichkeit seines Verbrechens vorgestellt, das Achtungsgesetz abgelesen, und durch Donner und Blitz ließ man ein klein Zöpflein von Regenbogen schimmern, wenn er auf der Stelle Abbitte täte der beleidigten Majestät.

Ganz kaltblütig hatte der zugehört, und als die Hauptrede geendet war, erwartete man die Abbitte. „Verzeiht," sagte der Mann, „und nehmt es mir nicht übel, aber Abbitte tue ich nicht, und gefehlt habe ich nicht. Ich habe die größte Achtung vor dem gesamten Amtsgericht; und wie viel es wert ist, kann nur der liebe Gott ausrechnen. Es ist zwar wahr, ich habe gesagt, ich gebe keinen halben Batzen darum, aber ich bin halt nit käufige."

Zwei Fragen.

1. In welcher Gemeinde wurde der Antrag gestellt, ihre Orgel gust gehen zu lassen?

2. Wie heißt der Bauer, der seinen Knechten keinen Lohn mehr gibt, sondern ihnen nur des Nachts seinen Zug verspricht, um damit Holz zu stehlen in oberkeitlichen und andern Wäldern?

Der gültige Beweis.

Ein stattlicher Mann kam zu einem Professor an einer Hochschule, stellte demselben seinen Sohn vor und sagte ihm, den wolle er studieren lassen, aus dem müsse es etwas Rechtes geben, auf ein paar tausend Pfund auf oder nieder komme es ihm nicht an, und er solle nur recht awänge an ihm, es söll si Schade nit sy. „Euer Sohn wird einen guten Kopf haben?" fragte der Professor. „Das mein ich," antwortete der Mann, „aus dem gibts was! Zwure ist er abegheyt, einist ab drBühni und einist ab em Heufuder und bedi Mal uf e Gring, und keniſt hets ihm neuis ta!"

Eine Ankündigung.

Eine Magd soll entdeckt haben, daß, wenn man einer Kuh, welche beim Melchen schlägt, einen nassen Lumpen aufs Kreuz lege, dieselbe mäuschenstille sei und die Milch auf das willigste hergebe. Das wäre für viele eine wichtige Entdeckung; denn der Kühe, die schlagen, gibt es mehr, als man glaubt, und zwar vierbeinige und zweibeinige. Diese Entdeckung wäre für die Menschheit wichtiger als manche Entdeckungen großer Gelehrten, die Patente genommen,

Orden erhielten, deren Namen in allen Zeitungen stand. Es ist aber kurios, wie man verschiedene Ansichten vom Wert der Dinge hat, und wie ungerecht es zugeht in der Welt.

Warnung.

Es gibt aber auch Gelehrte, die was Nützliches bekannt machen.

Ein Herr Professor Heer hat herausgebracht, daß die Schweiz nicht nur in dreiundzwanzig Kantone, sondern auch in drei Käferbezirke eingeteilt sei. Den ersten Bezirk nennt er den Berner, den zweiten den Urner, den dritten den Basler. Man sieht, die Käfer sind der Zentralisation näher als die Menschen.

Im Bernerbezirk erscheinen die Käfer in den Jahren, wo die Jahrzahl, durch drei dividiert, eins zum Rest hat: 1834, 1837, 1840, 1843; in Basel, wo die Jahrzahl in drei aufgeht; im Urner, wo sie zwei Rest gibt. Der Kanton Zürich gehört größtenteils zu Bern, ein kleinerer zu Uri. Wird sie verflümert taub machen, daß ihre Käfer nicht das Vorort haben!

Die nassen, kalten Jahrgänge 1816 und 1817 haben die Käfer gezehndet, seit zehn Jahren ist diese fatale Bevölkerung gewaltig im Steigen.

Im nächsten Jahre werden die Berner Käfer in großen Massen erscheinen. Es wäre daher durchaus notwendig, daß durch strenge Maßregeln für das Einsammeln der Maikäfer zu rechter Zeit gesorget würde, und daß es nicht nur befohlen würde, sondern daß man den Regierungsstatthaltern in einem besondern Schreiben befehlen täte, es sei diesmal auch ums Handhaben zu tun, und dieses Handhaben werde von oben herab nicht bloß befohlen, sondern auch von oben herab werde man zusehen, wie gehandhabt werde, und nötigenfalls selbst handhaben.

Eine Wahrheit.

In einem alten Buche steht:

„Gesetze ohne Kraft und Macht
Machen Regent und Volk veracht."

Liebesklage.

Mein Christian.

Mädchens, ach, bedauert mich!
's ist, als sollt ich gleich vergehen,
Essen, Trinken schmeckt mir nicht,
Kann uf keinem Been mehr stehen;
Heule muß ich, denk ich an
Mynen lieben Christian!

Heute gab er mir en Schmatz,
Drückte mich forsch an sin Herze,
Gluckste: „Lebe wohl, myn Schatz!",
Wischte sich an meiner Schärze.
Er mußt als Soldat ins Feld,
Furt, naus in die wite Welt!

Sunntag morgen aß er noch
Bei mir Speck und Rockenklümpe,
Und ich saß daneben, och,
Flückte meine roten Strümpe.
Beiß ich einen Klump nun an,
Denk ich an myn Christian!

Und den allererſten Schmatz
Gab er mich hier auf dem Klotze,
Hieß mich ſinen lieben Schatz,
Anne Liſe recht zum Trotze.
Seh ich nu den Klotz da an,
Denk ich an myn Christian!

Wenn mr dreſchten in der Schün,
Höllisch ſchwenkte er den Flegel,
Heimlich traf er immer myn,
Oh, wie war mir da ſo kregel!
Faß ich nu den Flegel an,
Denk ich an myn Christian!

Uf den Eſel nahm er mich,
Wenn mr von dem Markte kamen.
Was er ſagte, weiß ich nich,
Ach, er gab mir ſchöne Namen!
Seh ich nun den Eſel an,
Denk ich an myn Christian!

Blumenleſe.

1. „Alle, welchen mein abgelebter Mann noch etwas ſchuldig ſein ſollte, bitte ich, ſich an mich, die ſchmerzlich überlebende Wittib, unter der Adreſſe ‚A. S., Treuttlers ſelige Wittib‘ zu wenden. Zugleich zeige ich an, daß ich mein Milchgeſchäft unbeſchadet meinem Manne fortſetzen werde.“

2. „Daß geſtern an einem tödlichen Hintritt verblichen iſt die Freifrau Anna von Reitzenſtein, dies zeigt allen Gleichgeſinnten an: die traurende Familie.“

3. „Allen meinen und ihren Verwandten und Freunden, denen ſie allen in jeder Periode des Lebens liebende Gattin und Mutter war, gebe ich mir die Ehre, anzuzeigen, daß die Wege der Vorſehung unberechenbar ſind, und daß es dem Schöpfer bei einer Durchreiſe durch Frankreich gefallen hat, meine geliebte Frau an einer langen Flecht zu ſich zu nehmen.“

4. „Die traurende Wittwe X. empfiehlt ſich dringendſt den Kunden ihres ſeligen Mannes zu Fortſetzung ihres Berufes; auch verlangt ſie zwei Mannsperſonen zum Schlafen, ſobald möglich.“

5. „Bei der herannahenden Oſtern ſind Feſtgeſchenke aller Art für Kinder und Erwachſene, welche in allen guten Buchhandlungen zu finden ſind, in meinem Verlag zu haben. Auch von dem Werke ‚Die Lungenſucht, heilbar zu halbem Preiſe,‘ ſind noch Exemplare vorrätig.“

6. „Es iſt eine Frau zum Ausbeſſern für fünf Batzen zu erfragen. Hirſchgaſſe Nr. 11.“

7. „Zu vermieten durch Zufall von Stund an eine ſonnenreiche Stube nebſt Holzplatz“ ꝛc.

8. „Eine privilegierte Köchin ſucht Platz von nun an.“ Da iſt auch eine —

neue Ariſtokratie nämlich. Paßt auf, ihr Herren! Hat vielleicht gar ein Privilegium fürs Brännten! Könnte ſtaatsgefährlich ſein!

9. „Zum Einſtehen wird eine Köchin geſucht, welche alles kochen kann.“ Gibts ſo eine in Iſrael?

10. „Eine wohlbeleumdete Magd, die kochen kann, könnte in einem ſehr angenehm gelegenen Pfarrhauſe Platz finden.“ Potz, wird eine romantiſche ſein müſſen! Sonſt fragen die Mägde mehr nach der Einſicht als nach der Ausſicht.

11. „Eine große Katze iſt verloren gegangen mit weißem Unterleib.“ Zart! Schön! Aber wo haben die Katzen den Unterleib?

13. „Es wird eine ſtille Mithalterin geſucht.“ Was ſoll die gute Perſon in aller Stille mithalten?

14. „Es wird eine geſittete Schlafgängerin geſucht.“ Was iſt das für eine Perſon, eine Schlafgängerin, und worin beſtehen ihre Sitten?

Allerlei.

Im Schwabenlande, da gibts Leute, potz Kreuzelement! Auch einen Kalender haben ſie, den druckt aber die Landesobrigkeit ſelbſt. Von wegen erſtlich iſt er eins der vielen Brünnlein, welche in den Staatstrog fließen, der aber nimmer voll wird, weil er dsWaſſer nit halten kann; und von wegen zweitlich, weil dann nichts hineinkömmt, als was ihr ſelbſten anſtändig iſt. Und das iſt nicht dumm. Mich wundert nur, daß keinem Kabinettskopf noch in Sinn gekommen iſt, eine Staatsdruckerei anzulegen, in welcher alles gedruckt werden muß, was in einem Lande geſchrieben wird. Wäre doch kommod, ſo hätte man dsHeft in den Händen und noch Profit dazu.

Nur jammerte der Staatsdrucker gar wehlich, die rote Farbe ſei teuer, rot mitten ins Schwarze zu drucken, unbequem, man verſchieße leicht, und dSache gehe nicht von der Hand, und zudem trage es gar nichts ab, gäb rot oder ſchwarz, es ſeien ja beides Farben und nichts anders, und nirgends ſtehe geſchrieben, daß rot die heilige Farbe ſei und ſchwarz die unheilige. Trügen doch alle Pfarrer und die geiſtlichſten und die vornehmſten Leute pur lauter Schwarz am ganzen Leibe. Die Obrigkeit war hoch erfreut, daß ſolche aufgeklärte Gedanken ſogar in ihre Druckerei kamen und dort jemand was einfiel, und verordnete auf der Stelle dieſes Gedankens Ausführung. Denn wer ſollte einer Obrigkeit, die ſo viel zu tun hat als die im Schwabenlande, zumuten, über einen Gedanken ſelbſt nachzudenken oder zu vermuten, daß jemand über dieſen Gedanken wiederum Gedanken haben könnte! Werden ſicher auch rare Vögel ſein, die Gedanken im Schwabenlande!

Ganz ſchwarz ward der Kalender, lauter geiſtlich. Die Drucker hatten nur die halbe Mühe, konnten zweimal blau machen in der Woche, was ſie

sehr lieben, die Drucker, das heißt die im Schwabenlande, und viel Geld blieb im Sack; ob im obrigkeitlichen oder in einem andern, weiß der Kalendermacher nicht. Von wegen die obrigkeitlichen und andern Säcke sind oft so anstößig wie die Dünkel in einer Brunnenleitung, wo von einem das Wasser in den andern fließt, man weiß auch nicht, wie.

Jetzt ward der Kalender ausgelegt, der fürs Volk gemacht war. Michel und Lene, Hansjörg und die Lise standen vor ihm still, schauten ihn an wie Schwaben was Neues, machten dsKreuz, gingen fürbaß. „DrTeufel, was ist das?" fiel dem Hans Jakob hinter em Fenster ein, „haben die Sackrementer kein Geld nicht mehr? Wills doch mal probieren." „He, Stöffel, kauf mal einen Kalender!" „Wo hast sie?" „He, da vor deiner Nase sind sie." „Da ist kein Kalender nit!" „He, was ists dann?" „Weiß nit," sagt Stöffel. „He, siehst du da, das ist ja unser Kalender, unser Staatskalender!" „Jä so," sagte Stöffel, „Staatskalender? Nein, den kauf ich nit." „Warum dann nicht, du Stöffel?" „Ho, der wird grad sein wie ein Staatsmann." „Wie sind dann die?" „Grad so wenig fürs Volk wie ein Staatskalender." „Stöffel, Stöffel, soll ich die Anzeige machen?"

Stöffel will davonlaufen. Hans Jakob aber läßt ihn nicht fort, beruhigt ihn und dringt wieder in ihn, den Kalender zu kaufen. „Nein, den kauf ich nicht," sagte Stöffel eigensinnig. „Aber warum denn auch nicht?" sagte Hans Jakob. „Eben darum," sagte Stöffel, „weils ein Staatskalender ist, drum auch steht kein einziger Heilige darin, 's ist da alles ein Dreck." „Aber Stöffel," sagte Hans Jakob, „wie dumm! Siehst du nicht: Peter Paul, Maria, Jakob und viele, viele andere, die sind alle da, einer wie der andere, und nicht ein einziger ist weggelassen." „Ja, Peter und Paul sind da, aber nur ganz gemeine, 's ist ein Schelm wie der andere und keiner besser als der andere," sagt Stöffel. „Und wenn ich einen Kalender will, müssen Heilige drin sein! So einen, wo ein Schelm wie der andere ist, will ich nicht ins Haus, von wegen ich bin ein Christ, und einen türkischen oder meinethalben einen Staatskalender will ich nicht. Adieß!"

So, wie Stöffel redete, redete auch Christian und Bastian, die Lise und die Lene. Da ward es den Menschen angst, welche am Staatstrog stunden und ihn verwalteten mit Füllen und Fischen, mit Fassen und Lassen. Sie konnten gar nicht begreifen, was das Volk so auf einmal ankomme. Denn daß das Volk eigene Gedanken hätte und ihre Gedanken gewöhnlich nicht seine Gedanken seien, das dachten sie eben nicht und meinten, wenn man sage, man mache etwas für das Volk, so glaube es das Volk und sehe nicht zu, ob es nach seinen Gedanken und zu seinem Vorteil sei. So standen sie, wie man an einem Troge steht, der sich füllen sollte, und der alle Tage leerer wird, und alle Tage stunden sie an selbigem immer dümmer, und kein Gedanke wollte mehr kommen, denn wenn man in einem Jahre einen hat in einer Staats — — druckerei, so muß

man sich im Himmel und auf Erden verwundern; wenn man aber zwei hätte, was sollte man anfangen?

Da vernahm einer, der wußte, wie die Mäuse pfeifen, und wo Bartholomä Most holt, diese Angst, und der kannte was von des Volkes Gedanken und dachte, da wäre ein guter Schick zu machen, wenn er den Staatsleuten aus der Not helfen täte durch einen Volksgedanken. Der ließ einige Vorgesetzte zu sich kommen und sagte ihnen: sie seien ihm doch kuriose Heilige, daß sie den Kalender nicht kaufen wollten, was derselbe ihnen zuleide getan? Eben weil keine Heilige darin verzeichnet seien, wollten sie ihn nicht, sie wüßten nicht, warum man alle Heiligen weg und alles nur ganz gemeine Leute wollte, dahinter stecke was, sie aber seien Christen und ließen sich nicht hinters Licht führen, einer sei ihnen nicht wie der andere.

„Aber ihr guten Leute," sagte der, „wißt ihr nicht, daß, wenn man in Trauer ist, man nichts rot anstreicht, sondern alles schwarz, Vornehmes und Gemeines?" „Landsbrauch ists," sagten die Vorgesetzten. „Wißt ihr nicht, daß aber Landstrauer ist, von wegen weil unser Erbprinz gestorben ist, und da müssen die Heiligen schwarz sein wie die andern, je vornehmer, desto schwärzer, und was würden sie sagen, wenn man sie rot anstriche, als ginge sie unser Erbprinz nichts an? Wohl, die würden es uns schön eintreiben!" „Jä so," sagten die Schwaben (ob es sieben waren, weiß man nicht), „ists so? Das haben wir nicht gewußt, 's ist aber ganz faßlich."

Von Stunde an ging der Kalender reißend ab, aber das andere Jahr waren die Heiligen wieder rot, und man wußte wieder, wer zu ästimieren war. DesVolk will halt nicht alles untereinander wie Kraut und Rüben, es will Heilige, im Kalender rot angestrichene, das begriff man. Es will sie aber nicht nur im Kalender. Doch dies ist ein Gedanke, zu dem man noch nicht gekommen ist und zwar weder im Schwabenlande noch im Schweizerlande.

Inhalt.

Neuer Berner Kalender für das Jahr 1840. Seite

Seltsamer Troſt 6
Der Glaube 12
Einiges aus dem eidgenöſſiſchen Luſtlager zu Surſee 22
Bruchſtück aus der Bernerwelt 28
Der bekehrte Mordiofuhrmann 31
Wer lügt am beſten? 42
Die ſchönen Käſereien und die wüſten Männer 44
Der ruſſiſche Knabe 51
Bedenkliche Verlegenheit 54
Das Krokodil 58
Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli 67
Wie man zu Knubelkofen Sittenrichter und Gemeindräte wählt . . 77
Die beiden Raben und der Holzſchelm 79
Ein Traum 88
Das Wetter 95
Anekdoten und Ähnliches 99
Regeln für Wirte 103
Gemeinnütziges 104

Neuer Berner Kalender für das Jahr 1841.

Vermeſſenheit 110
Die Hoffnung 119
Einige Kurioſitäten vom Jahre 1839 129
Das Brot 143
Die Rabeneltern 152
Eine Bernerſzene 160
Eine andere dito 167
Die noch bedenklichere Verlegenheit 171
Marei, die Kuderſpinnerin, und ihr Tröſter 181
Die Schelmenzucht 195
Anekdoten und Ähnliches 204
Regeln für Wirtinnen 213
Gemeinnütziges 214
Eine Bitte 215

Neuer Berner Kalender für das Jahr 1842. Seite

Die ehrsame Frau Kleb an den Kalendermacher 218
Kuriositäten vom Jahre 1840 226
Die Liebe 260
Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders 272
Der Eselikrieg im Repsacker 299
Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern 307
Anekdoten und Ähnliches 323

Neuer Berner Kalender für das Jahr 1843.

Das Rühmen 330
Die Furcht 334
Kuriositäten vom Jahre 1841 345
Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders 374
Benz am Weihnachtdonnstag 1825 382
Der Weihnachtdonnstag 1841 395
Etwas vom Sumiswalder Schießet 405
Der Fund 410
Das arme Kätheli 414
Die angenehme Überraschung 429
Anekdoten und Ähnliches 435

PT
1819
B6
1911
Bd.23

Bitzius, Albert
Sämtliche Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY